

# Schwäbische Heimat

April-Juni DM 12,-



1993/2

Der Schliffkopf  
im Nordschwarzwald

Jüdisches Museum  
Göppingen-Jebenhausen

Lokalgeschichte  
im «Dritten Reich»

Eisenverhüttung  
auf der Schwäbischen Alb

# Schwäbische Heimat

44. Jahrgang  
Heft 2  
April–Juni 1993

Herausgegeben vom  
Schwäbischen Heimatbund  
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:  
Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701,  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 21 64 30 8,  
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14 35 50 2.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK  
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen,  
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

**Anschrift von Verlag und Redaktion:**  
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 16 38  
Telefax (07 11) 29 34 84

## Inhalt

KARL MOERSCH Zur Sache: Post-Moderne	97
HANS MATTERN Aus der Luft betrachtet: Der Ipf bei Bopfinger in ungewohnter Ansicht von Nordosten	98
REINHARD WOLF Der Schliffkopf im Nordschwarzwald – Aus der über fünfzigjährigen Geschichte eines Naturschutzgebietes	100
HERMANN TAIGEL Lokalgeschichte im «Dritten Reich» – Wilhelm Kinkelins Pfullinger Heimatbuch	113
BENIGNA SCHÖNHAGEN Museen des Landes: Jüdisches Museum Göppingen in der Alten Kirche Jebenhausen	122
HERIBERT MEURER «Meisterwerke massenhaft» – Zu einer Spätgotik-Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum	131
DIETER KAPFF Frühe Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb	137
HELMUT BREITMAIER Vom Hirtenbuben zum Malerpoeten – Zur Erinnerung an Karl Stirner	152
RALF BECKMANN «D' Franzosa kommet!» Im Jahre 1693 verwüsten Truppen Ludwigs XIV. Württemberg	160
sh intern	175
Reiseprogramm	183
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	185
Buchbesprechungen	186
sh aktuell	196

Wie man sich irren kann! Da sucht jemand im Telefonbuch vergebens nach dem Anschluß der Metzger-Innung. Der Arme hat nicht bedacht, daß es auch bei uns innungsamtlich längst «Fleischer» gibt. Wir müssen umlernen. Unsere geschätzten Wurst-Bereiter haben sich den feineren, moderneren Kennzeichnungen der nord- und westdeutschen Regionen angepaßt. Nicht immer mit der nötigen Konsequenz, wie man zugeben muß. Noch existiert die alte Metzgergasse. Das tröstet den Heimatfreund ein wenig über die Mißerfolge hinweg, die er bei der Verteidigung schwäbischer, auch süddeutscher Besonderheiten seit langem schon registrieren muß. Erinnern wir uns: vor mehr als einem Vierteljahrhundert entschied der Bundestag zu Bonn mit – zugegeben – knapper Mehrheit, daß der «Metzger» im amtlichen Sprachgebrauch genau so viel gelte wie der «Fleischer» oder der «Selcher». Der «Küfer», sagte die Mehrheit, zähle in unserer Republik nicht weniger als der «Böttcher», und der «Flaschner» könne nicht per ministeriellem Federstrich vom «Klempner» verdrängt werden.

Heute wissen wir: Dieser Sieg der württembergischen, der badischen, der bayerischen, der fränkischen, der hessischen und der pfälzischen Parlamentarier über ihre west- und norddeutschen Fraktionskollegen war nicht von Dauer. Unsere Modernisierer mag das freuen. Aus ihrem Munde vernehmen wir ja täglich, daß man in «Mack-Stadt» «Ratt»-Rennen fährt. Das gedehnte «A» im Namen Magstadt trägt ebenso zur Zeitverschwendung bei wie das gedehnte «A» der schwäbischen Radfahrer. Apropos Aussprache: Fehler haben Hochkonjunktur. Wir erleben es täglich, wenn wir nicht nur bei den kommerziellen, ohnedies sprachunempfindlichen Sendern, sondern auch von jungen, aufstrebenden Kräften der öffentlich-rechtlichen Anstalten

vor einem Stau bei Bonlanden gewarnt werden. (Einem Ort, den die Feuerwehr von Plattenhardt nicht nur wegen des kröppebedingten Umweges möglicherweise wohl niemals gefunden hätte.)

Was lernen wir aus solchen Fehlern? Wir lernen, daß schwäbische Ortsnamen zunehmend die Opfer des Modernisierungseifers junger Sprechsteller werden. Oder täusche ich mich? Ist das Falschbetonen schwäbischer und badischer Ortsnamen – man denke an Karlsruhe – gar bloß ein raffinierter Trick, der die Aufmerksamkeit des Zuhörers herausfordern soll? Fehler, man weiß es, schrecken auf, sie bleiben im Gedächtnis des Hörers. Vielleicht erinnerte sich daran auch jene Autorin, die in einem Fernsehbeitrag über Joseph Süß Oppenheimer nicht allein die Stadt Ludwigsburg und das Residenzschloß erwähnt, sondern dem erstaunten Landsmann auch von einem bis jetzt noch unbekanntem Bauwerk, nämlich *der Ludwigsburg* berichtet hat.

Keine weiteren Abschweifungen! Kommen wir zum Kern der Sache, zur Post-Moderne, zu den neuen, fünfstelligen Postleitzahlen. Sie machen alles ganz einfach. Name, Straße, Hausnummer und fünfstellige Postleitzahl genügen, der Ortsname kann fehlen. Die Post, die unser Land so perfekt durchnummeriert hat, bleibt dennoch großzügig. Sie erlaubt die Nennung der Ortsnamen. Sogar die lange Zeit verpönten Namen der Teil-Orte und der Orts-Teile dürfen nun wieder auf dem Umschlag stehen. Das freut uns ganz besonders, denn nun erreichen wir – postalisch – den ältesten unserer berühmten Ahnen wieder auf seiner Burg Hohenstaufen. «Friedrich Barbarossa von Göppingen 11» – den gibt es nicht mehr. Dafür dankt der schwäbische Heimatfreund unserer lieben Bundespost und widmet sich intensiv seiner *Metzelsuppe*, nicht irgendeiner *Fleischer-Brühe*.

Das **Titelbild** zeigt den Schliffkopf, dessen waldfreie Kuppe in den weiten Wäldern des Nordschwarzwaldes auffällt. Bis vor sechs Jahrzehnten abgelegenes Weideland, ist das Gebiet seit der Erschließung durch die Schwarzwald-Hochstraße zum beliebten und vielbesuchten Erholungsgebiet geworden. Im Bild das Schliffkopfhôtel wenige Wochen vor dem Großbrand im Sommer 1991. Der höchste Punkt des Schliffkopfes ist durch ein dichtes Wegenetz erschlossen. Näheres auf den Seiten 100 ff.

## Aus der Luft betrachtet: Der Ipf bei Bopfingen in ungewohnter Ansicht von Nordosten

Die ganze landschaftliche Gruppierung der Gegend hat etwas Großartiges und Seltsames. So ist in der Oberamtsbeschreibung von Neresheim (1872) über die Umgebung von Bopfingen zu lesen. Es sind ohne Frage die Heidehügel, die der Landschaft am württembergischen Randsaum des Rieses diesen eigenartigen, fast bizarren Charakter verleihen. Ihren königlichen Herrscher, den Ipf (668 Meter), zeigt unser aus nordöstlicher Richtung gegen Südwesten blickendes Bild in seiner ganzen, geradezu monumentalen Größe. Isoliert steht er vor dem hier nicht sonderlich eindrucksvollen Albtrauf, dem der gegenüberliegende Sandberg samt Steinbruch angehört.

Wie mag dieser unregelmäßige, gegen Osten flacher ausgezogene Kegelstumpf entstanden sein? Waren hier ungewöhnliche Kräfte am Werk? Am Rande des Rieses, wo vor 15 Millionen Jahren ein kosmischer Körper einschlug und unvorstellbare Gesteinsmassen bewegt hat, drängt sich eine solche Vorstellung fast auf. Doch die geologische Geschichte des Ipfs verlief ganz «unsensationell». Die normalen Kräfte der Erosion haben ihn herausgeformt und vom Albkörper losgelöst. Er ist ein «Zeugenberg» wie der Hohenstaufen und der Rechberg. Seine vom «Riesereignis» unbeeinflusst lagernden Schichten reichen vom Braunen Jura am sanft ansteigenden Sockel bis zu verschwammtem höherem Weißen Jura. Wie Ablagerungen der Ureger – «Buchberggerölle» – beweisen, war die Talung zwischen Ipf und Albrand schon zur Zeit der Bildung des Rieskraters vorhanden, der Ipf – freilich in anderer Gestalt – also ein Zeuge des gigantischen Vorganges.

Der Einzugsbereich der Ureger, eines einst kräftigen Flusses, griff weit in das Gebiet der heutigen Jagst ein, über Crailsheim hinaus nach Norden, wo über der Hohenloher Ebene noch Schichten des Mittleren Keupers lagerten. Das ganz bescheidene Fließchen der Gegenwart entspringt in einer schönen Quelle am Fuß des Tiersteins wenige Kilometer vom Ipf entfernt in dem Tälchen, das am oberen Bildrand rechts hinter Aufhausen in den Albkörper hineinzieht. Die Eger nimmt am südlichen Fuß des Ipfs – gut 200 Meter tiefer als dessen Gipfel – die von Norden her zufließende, viel längere Schneidheimer Sechta auf, deren unterster Talabschnitt in der Mitte der rechten Bildseite verläuft.

Wäre der Ipf, trotz seiner auffallenden Gestalt, ohne sein Heidekleid nicht sehr viel «durchschnittlicher»? Doch, gewiß, und es dürfte kaum jemand geben, der ihn aufgeforstet sehen möchte. Den Wald an seinem nördlichen Hang würde man heute wohl nicht mehr pflanzen. Wirtschaftlich gesehen ist er, zumal im steilen Gelände kaum erschließbar, auch nach Meinung des Forstamtes wertlos. Die Naturschützer sähen es gerne, wenn er wieder den Heidepflanzen weichen müßte, die den übrigen Berg bekleiden. Doch ein solcher Wunsch ließe sich ohne «Aufruhr» kaum durchsetzen. So sind wir froh, daß immerhin langfristig bodenständiger Laubwald den künstlichen Nadelholzforst ersetzen soll. Er ist ins Naturschutzgebiet (Verordnung von 1983) einbezogen.

Bei den dunkelgrünen «Tupfern» auf der Heide handelt es sich zum überwiegenden Teil um Wacholderbüsche. Sie sind Zierde und Gefahr zugleich. Noch vor einem halben Jahrhundert war die Ipfheide weitgehend kahl. Erst in neuerer Zeit kamen Wacholder in größerer Zahl auf. Während der sechziger Jahre blieb der Schäfer über mehrere Sommer aus; ein kräftiger «Verwachsungsschub» war die Folge. In wahren Myriaden erschienen Wacholderbüsche, Schlehen breiteten sich von den Heckensäumen her weitflächig aus, Schwarzkiefernflug tat das seinige, um die Verwaltung einzuleiten. Pflegemaßnahmen wurden unerläßlich, die freilich anfangs in Teilen der Bevölkerung und der Presse auf wenig Verständnis stießen, was ein kräftiges Eingreifen zunächst verzögert hat. Das Staatliche Forstamt Bopfingen, die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart, der Verein für Naturschutz und Landschaftspflege im Ries und der Schwäbische Albverein haben jedoch im Laufe der letzten Jahre, finanziert vom staatlichen Naturschutz und der Stadt Bopfingen, in mühsamer Arbeit am jähren Hang das aufkommende Gehölz auf ein tragbares Maß zurückgedrängt; eine große Herde weidet wieder am Ipf, so daß sich derzeit mechanische «Nachhilfe» mit vergleichsweise geringem Umfang begnügen kann. Unausweichlich bleibt das Schicksal des Ipfs als Heideberg mit der Schafhaltung verknüpft. Es wäre völlig ausgeschlossen, ihn allein mit Säge und Freischneidegerät, also ohne Schafe, zu erhalten. Trotz der vielen Besucher vermag er noch immer ei-



nige Schmuckstücke vorzuzeigen: Küchenschelle, Silberdistel, «Schustersnägele» (Frühlingsenzian) und «Himmelfahrtsblüemle» (Katzenpfötchen).

Es bedarf keines fachmännisch geschulten Auges, um zu erkennen, daß die Wälle und Gräben auf dem Berg von Menschenhand geschaffen worden sind. Besteigen wir ihn an der vergleichsweise flachen, da gewissermaßen im «Erosionsschatten» gelegenen Ostseite auf dem von mächtigen Linden beschatteten Weg, so stehen wir auf etwa Drittelshöhe an einem gewaltigen, von einem Graben begleiteten Wall. Er tritt auf dem Luftbild noch stärker hervor als die Wälle im Gipfelbereich. Weit kann man ihn auf der Nordseite des Berges verfolgen. Wie die Grabungen von Friedrich Hertlein (1907/08) zeigten, steckt in ihm eine Trockenmauer mit Holzversteifungen. Aus Platzgründen muß ich es mir ersparen, auf die archäologische Bedeutung des Ipfs näher einzugehen und darf statt dessen auf die Darstellung von Dieter Planck in der Schwäbischen Heimat, Jg. 1976/1, sowie auf den jüngst erschienenen Führer<sup>1</sup> verweisen.

Die prächtige Aussicht vom Ipf erschließt sich erst bei einem Rundgang um seine Hochfläche. Dazu dient allgemein der oberste Ringwall. Kein Wunder, daß er bei der hohen Besucherzahl von heute beängstigende Erosionserscheinungen zeigt. In Ab-

sprache mit dem Landesdenkmalamt hat die Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart die bedrohlichsten Löcher mit Gesteinsmaterial aus demselben geologischen Horizont «plombiert».

Der Heideberg, die wohlbestellte Flur mit ihren Heckenzügen und Rapsfeldern, die kleinen Orte auf dem Härtsfeld im Hintergrund – ein idyllischer Anblick. Und doch hinterläßt die Aufnahme dem Landschaftsschützer ein banges Gefühl. Noch hält sich Bopfingen mit Oberdorf in respektvoller Entfernung zum Ipf. Wie aber wird das Bild in einem halben Jahrhundert aussehen? Werden Siedlungen das flachere Gelände ganz überflutet haben und an den Fuß des Steilhangs branden? Wird Bopfingen bzw. Oberdorf mit Aufhausen zusammengewachsen sein? Werden die Weiler und Dörfer auf dem Härtsfeld zu «Trabantenorten» vorstädtischen Charakters geworden sein? Wenn das Wachstum der letzten Jahrzehnte in unserem Land anhält – und nichts spricht leider derzeit gegen eine solche Annahme –, so sind diese Fragen zu bejahen.

#### ANMERKUNG:

1 Krause, Rüdiger (1992): Vom Ipf zum Goldberg. Archäologische Wanderungen am Westrand des Rieses. – Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 16, 155 Seiten.

## Der Schliffkopf im Nordschwarzwald – Aus der über fünfzigjährigen Geschichte eines Naturschutzgebietes

Zwischen der Hornisgrinde (1164 Meter) im Norden und dem Kniebis (ca. 900 Meter) im Süden erstreckt sich ein langer Buntsandstein-Höhenrücken, dessen höchster Punkt der Schliffkopf (1055 Meter) ist<sup>1</sup>. Von der Wasserscheide fließen die Quellbäche der Murg in östlicher Richtung nach Baiersbronn ab, gegen Westen ist der Buntsandstein samt dem darunter liegenden Grundgebirge von der Rench, dem ihr zufließenden Liezbach und der Acher geradezu aufgeschlitzt. Kuppige Granithöhen leiten über die Vorbergzone in die Rheinebene zwischen Offenburg und Achern über. Der Bergrücken, der gleichsam als letzter Rest der einst geschlossenen Sandsteindecke eine Brücke von der Hornisgrinde zu der Buntsandsteintafel um Freudenstadt bildet, wird also von allen Seiten durch zahllose Bäche angegriffen und ist in mehrere Platten, Rücken und Riedel zerlegt. So entstand durch die Kraft des Wassers ein vielgestaltiger Höhenzug mit einem tief eingeschnittenen Sattel beim Ruhestein (910 Meter) und einer aussichtsreichen Kammlinie, die sich rund 450 Meter über den Tallagen erhebt. Die Bäche haben ihren Ursprung nicht selten in Karen, die von der Vergletscherung des Nordschwarzwalds während der Eiszeiten Zeugnis ablegen; Mummelsee, Wildsee, Buhlbach- und Ellbachsee sind die bekanntesten.

### *Von der Viehweide zur Erholungslandschaft: Die Gipfellagen verändern ihr Gesicht*

Die höchsten Lagen des Höhenrückens zeichnen sich heute durch eine offene Heide- und Grindenmoorlandschaft aus. Einzelne Legföhren und Gruppen dieser von Winddruck und Schneelast gezeichneten Baumart sowie einzelstehende, zum Teil tief beastete, malerische Fichten gliedern die großflächigen Lichtungen in den unendlich erscheinenden Fichtenwäldern.

Ursprünglich waren die Gipfellagen wahrscheinlich mit einem Buchen-Tannen-Wald mit eingestreuten Fichten bedeckt; lichte Stellen dürfte der an seinen natürlichen Grenzen stehende Wald aber schon immer gehabt haben, wie alte Flurbezeichnungen, zum Beispiel «Lichte Gehren», aber auch der Name «Schliffkopf» selbst, belegen. Die Bevölkerungszunahme im nahen Oberrheintal und die dichter wer-

dende Besiedlung in der weiteren Umgebung von Freudenstadt waren der Grund dafür, daß die plateauartigen Bergrücken vom 15. bis ins 18. Jahrhundert mehr und mehr als Viehweiden genutzt wurden; die Flurnamen «Geiskopf», «Schweinskopf» und «Eichelgehren» zeugen davon. Der ursprüngliche Wald wurde durch Roden und Abbrennen sowie durch Fraß und Tritt der Weidetiere zurückgedrängt. Das weidende Großvieh ließ aufkommenden Wald, der zudem mit extremen Witterungsbedingungen, vor allem mit den über die Hochfläche fegenden Westwinden und Schneestürmen, zu kämpfen hatte, nicht hochkommen.

Der von Natur aus nährstoffarme Buntsandsteinboden der Hochflächen, an den Kahlstellen den hohen Niederschlägen – um 2000 mm pro Jahr – besonders stark ausgesetzt, verarmte und verdichtete, was aufkommendem Jungwuchs noch mehr zu schaffen machte. Man kann davon ausgehen, daß die gesamten Verebnungen bis ins 19. Jahrhundert unbewaldet waren. Erst mit der Ablösung der Weiderechte in der Mitte des letzten Jahrhunderts und mit dem Beginn einer geordneten Forstwirtschaft kam in den etwas weniger extremen Randlagen wieder Wald auf. Die höchsten Stellen hingegen wurden von der Bergkiefer besiedelt; wo sich auf verdichteten Böden Staunässe ansammelte, bildete sich eine Heide-moor-Vegetation aus, deren Torfauflage allerdings nirgends über einen Meter Mächtigkeit hinausgeht. Noch um die Jahrhundertwende waren die Freiflächen etwa dreimal so groß wie heute. Das Schliffkopfgebiet war völlig abgelegen, nur wenige Waldwege führten von den Talsiedlungen steil hinauf. Im Spätsommer mähten die Bauern der Weilersiedlungen von Baiersbronn, Oppenau und Ottenhöfen die Freiflächen, um Stalleinstreu zu gewinnen. Mühsam – zeitgenössische Berichte erwähnen Arbeitstage mit 20 Stunden! – wurde das Material zu Tal gebracht. Auf Luftbildern aus den 30er Jahren sind die Streugewinnungsflächen noch deutlich zu erkennen. Die nicht von Kiefern und Fichten eingenommenen Gebiete, die sogenannten Bocksergrasflächen<sup>2</sup> im Gipfelbereich des Schliffkopfs und weiter nördlich am Vogelskopf, sind also vor sechs Jahrzehnten noch landwirtschaftlich genutzt und dadurch von aufkommendem Baumwuchs freigehalten worden.



Als breites Band, gesäumt von geräumigen Parkplätzen, durchzieht die Schwarzwald-Hochstraße die Grinden-Hochfläche des Schliffkopfes.

«Unfruchtbar, nichts als Tannenzapfen» -  
seit dem 1. Oktober 1938 Naturschutzgebiet Schliffkopf

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, geboren 1622, gilt als der erste deutsche Romanschriftsteller. In seinem hin und wieder auch heute noch gelesenen Buch *Der abenteuerliche Simplicissimus* läßt er seinen Abenteurer auch den Schliffkopf besuchen, und über diesen sagt er: *Ist ein wüstes Arabien und unfruchtbar, nichts als Tannenzapfen*. In einer Urkunde von 1679 steht in bezug auf den Schliffkopf zu lesen: *Grausame Wälder, nichts als Klipp und Fels, in die man wohl hineinkäme, aber nicht mehr herausfinde*.

Bis 1925 war das Schliffkopfgebiet der Allgemeinheit nahezu unzugänglich und völlig ungestört; lediglich der «Grenzweg» entlang der damaligen Grenze zwischen Baden und Württemberg wurde von einzelnen Wanderern begangen. Eine 1911 von Baiersbronner Skiläufern erbaute Skihütte ent-

wickelte sich hingegen im Lauf der Jahre zu einer kleinen Attraktion. Zehn Jahre später kam erstmals der Gedanke auf, bei dem in der Nähe des Gipfels für die Gefallenen des Schwäbischen Schneelaufbundes errichteten Gedenkstein ein «Gedächtnis-haus» zu errichten.

Im Mai 1925 erfolgte auf Initiative eines «Förderausschusses» des Schwäbischen Schneelaufbundes eine erste Begehung, um den Bauplatz für ein Unterkunftshaus festzulegen. Von seiten des Stuttgarter Landesamtes für Denkmalpflege, das damals die Naturschutzbelange zu vertreten hatte, wurden gegen das Bauwerk selbst keine Einwendungen vorgebracht, jedoch schwerste Bedenken gegen den vorgesehenen Standort wegen der *Rückwirkung auf die großartige Landschaft und die eigenartige Natur, die in ihrer Unberührtheit, Stille und Weltferne entlang des ganzen Höhenzuges nicht mehr ihresgleichen hat*. Die große Ansammlung von Menschen das ganze Jahr über würde *weite Teile des Schliffkopfes in Mitleiden-*

schaft ziehen und schwer gefährden. Der Bau des Hauses wird also zur Folge haben, daß unter Umständen Hunderte von Leuten sich längere Zeit auf der Höhe aufhalten, die Umgebung heimsuchen und die Landschaft nicht bloß um ihre Ruhe und Einsamkeit bringen, sondern auch die Pflanzen- und Tierwelt stark beeinflussen, wodurch dem Wanderer gerade das genommen wird, was er in erster Linie sucht. So steht in der Monatszeitschrift Württemberg (1929, S. 473) zu lesen. Welche Worte hätte der Verfasser – vermutlich Professor Dr. Hans Schwenkel, der damalige Landesbeauftragte für Naturschutz in Württemberg – wohl gewählt, hätte er geahnt, daß sechs Jahrzehnte später nicht Hunderte, sondern Tausende von Menschen den Schliffkopf bevölkern? Weiter schrieb er, Unheil ahnend, der Schneelaufbund möge, falls das Haus gebaut würde, mit allen Kräften für den Schutz von Natur und Landschaft im Rahmen seines Einflußbereiches eintreten, da er für den Schliffkopf jetzt in erster Linie verantwortlich ist und das Verlorene durch unsere Kinder von ihm gefordert werden wird.

Alternativvorschläge für einen Bauplatz in der Nähe des Ruhesteins, der Zuflucht oder bei Buhlbach fanden keine Mehrheit, und so kam es zur Festlegung des Bauplatzes für das «Gedächtnis-

haus» an der Stelle des heutigen Schliffkopfhofs. Ein Architektenwettbewerb wurde ausgeschrieben, über eine Lotterie wurden Gelder gesammelt. Die Gemeinde Baiersbronn stellte den Bauplatz kostenlos zur Verfügung, doch die Naturschutzbehörden und auch die Württembergische Forstdirektion blieben bei ihrer ablehnenden Haltung.

Es folgten lange Verhandlungen mit der Forstbehörde, die eine Schädigung des Waldes und des Wildes durch Lärm und Brandgefahr befürchtete. Erst als der Finanzminister eingriff und entschied, bei aller Rücksicht auf die Belange der Forstverwaltung müsse doch vor allem die Sorge um ein gesundes Volk vorherrschen, wurde der Bau genehmigt.

Am 11. Juli 1931 legte der Vorsitzende des Förderausschusses, Konsul Erwin Klingler, während einer gut besuchten Veranstaltung den Grundstein zum Schliffkopf-Gedächtnishaus. Auf die Einladung zu diesem Ereignis schrieb der Schwäbische Schneelaufbund: *Fahrgelegenheit bis Buhlbach, dann Fußmarsch, ca. 7 Kilometer, bis zum Schliffkopf.* Am 9. Oktober 1932 erfolgte, wiederum unter großer Teilnahme trotz Nebel, Kälte und strömendem Regen, die Einweihung des weitgehend aus Holz errichteten Hauses.



Der Schliffkopf 1932: Das neugebaute Schliffkopfhof ist nur durch einen Forstweg erschlossen. Auf dem Höhenrücken, der damals noch wesentlich waldfreier war als heute, ist nur ein schmaler Fußweg, der «Grenzweg» entlang der badisch-württembergischen Grenze, zu sehen.



Der Bau des Schliffkopfhouses war für die damaligen privaten und amtlichen Naturschützer ein Alarmzeichen, war doch klar zu erkennen, von diesem Haus aus würde die uns heute überhaupt nicht mehr vorstellbare Ruhe und Abgeschiedenheit des Schliffkopfggebietes laufend gestört. Die Bemühungen der damals aus zwei Personen bestehenden Naturschutzverwaltung Württembergs wurden zusammengefaßt in einem Schreiben des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege Stuttgart (Professor Schwenkel) an das Reichsforstamt in Berlin, Abteilung Naturschutz, vom 11. Dezember 1935 mit der Bitte, *sich des Schwarzwaldes besonders anzunehmen, solche Gebiete abzugrenzen, die dem Fußwanderer, dem Skiläufer und dem Naturfreund und Erholungsuchenden allein vorbehalten bleiben und die vom Kraftwagen nur randlich zu erreichen sind.* Diese Bitte zielte offensichtlich ab auf die Ausweisung eines großflächigen Naturschutzgebietes durch das Reichsforstamt auf der Basis des gerade ein halbes Jahr alten Reichsnaturschutzgesetzes, mit dem man noch wenig praktische Erfahrungen hatte.

Im April 1936 einigten sich die Württembergische Forstdirektion und die Württembergische Landesstelle für Naturschutz in Stuttgart auf einen Verord-

nungs-Entwurf über das Naturschutzgebiet Schliffkopf. Am 1. Oktober 1938 wurde das Naturschutzgebiet Schliffkopf sowohl auf württembergischer als auch auf badischer Seite in das Reichsnaturschutzbuch eingetragen.

*Früher wie heute: Straßenbau ist mit schwerwiegenden Eingriffen in die Natur verbunden*

Kaum zu glauben, aber Tatsache: Zwei Tage nach der förmlichen Unterschutzstellung tauchten am 3. Oktober 1938 Pläne für eine Straße vom Ruhestein über den Schliffkopf zur Alexanderschanze auf; der Generalinspektor für das Straßenwesen, Fritz Todt, hatte sich zu einem Besichtigungstermin angemeldet. Die von Baden-Baden zum Ruhestein führende Straße sollte eine Fortsetzung erfahren; sie war schon 1932 abgesteckt, dann aber auf Betreiben des Schwarzwaldvereins und anderer Heimatvereine wieder fallengelassen worden.

Zwölf Tage nach der Unterschutzstellung war bereits endgültig entschieden, daß aus Gründen der Landesverteidigung – Flugabwehr – eine Straße durch das Naturschutzgebiet Schliffkopf über die Höhe des Schliffkopfrückens hinweg gebaut wer-



*Derselbe Blick 1955: Die Schwarzwald-Hochstraße zieht nun in unmittelbarer Nähe zum Schliffkopfhause vorbei. Das Wegenetz zum Gipfel, herrührend vor allem von Bunker- und Stellungszufahrten im Zweiten Weltkrieg, hat sich merklich verdichtet.*



Der Schlifflkopf 1991 aus demselben Blickwinkel wie 1932 und 1955: Das Schlifflkopfhotel wenige Wochen vor dem Brand im Sommer 1991. Das Holzgebäude aus den dreißiger Jahren wirkt vor dem Neubaukomplex aus den siebziger Jahren geradezu klein und schlicht.

den solle. Dr. Hans Schwenkel hatte in diesen Tagen alle Hände voll zu tun, um die Straßenbaupläne etwas abzumildern und die Trasse an den Rand der Freiflächen zu drücken. Wenn auch für die Ausgestaltung der Schlifflkopfstraße der Landesbeauftragte durch den Generalinspektor ausgeschaltet worden ist, so bleibt trotzdem das Reichsnaturschutzgesetz in Gültigkeit, noch viel mehr aber die Bestimmungen über Naturschutzgebiete, beklagte er sich über den Verfahrensgang. Immerhin konnte er erreichen, daß keine weiteren «Zutaten» wie Parkplätze, Tankstellen usw. dazukommen, als abschreckendes Beispiel haben wir ja die Hornisgrinde in nächster Nähe. Die erste Ausnahmegenehmigung von der Naturschutzverordnung Schlifflkopf zum Bau der Höhenstraße vom 8. Juli 1939 war mehr oder weniger ein formaler Akt, denn die Straße war bereits im Bau.

In einer Veröffentlichung zeichnete Professor Hans Schwenkel 1939 ein charakteristisches Bild des Schlifflkopfes: Der Berggrücken zeichnet sich also

durch Weltferne, Urwüchsigkeit und große Ruhe aus und kommt daher dem Bedürfnis des Menschen entgegen, der sich von den Qualen des neuzeitlichen Kraftwagenverkehrs, von Büro-, Werkstatt- und Fabrikarbeit in der Natur erholen, seine verbrauchten Nerven wieder stärken und die Aussicht auf der Wanderung in ewig wechselnden Bildern genießen kann.

Zum Schlifflkopfhaus, in dessen unmittelbarer Nähe die Straßentrasse verlief, führte Dr. Hans Schwenkel aus: Die Zufuhr von Lebensmitteln usw. für das Schlifflkopfhaus erfolgte von Obertal über Buhlbach auf einem Forstweg. Seinerzeit wurde die Baugenehmigung des Hauses an die Bedingung geknüpft, daß dieser Forstweg für den allgemeinen Kraftwagenverkehr gesperrt bleibt, um auf diese Weise den Schlifflkopf in seiner Ruhe und Unberührtheit möglichst zu erhalten und den Zustrom städtisch aufgemachter Menschenmassen, denen es weniger um die Natur und um den Sport zu tun ist, fern zu halten. Zusammenfassend wertete er den Schlifflkopf so: Der Berggrücken zwischen Zuflucht und



Die sternförmige «Röschenschanze» samt dem benachbarten Skihang und den großen Parkplätzen bei der «Zuflucht» sind ein Besucherschwerpunkt im südlichen Teil des Naturschutzgebietes.

Ruhestein ist bisher frei von allen Fahrstraßen, nur Holzabfuhrwege greifen gelegentlich auf die Höhe herauf. Hier kann man stundenlang in einer urwüchsigen Natur gehen, die herrlichsten Ausblicke nach allen Seiten genießen und ohne den Lärm des neuzeitlichen Verkehrs in der Einsamkeit neue Kräfte sammeln, eine eigenartig schöne, oft an das Hochgebirge erinnernde Pflanzenwelt beobachten, einem Stück Rotwild oder Auerwild, einem Reh oder Fuchs begegnen, über das Dickicht der Bergkiefernurwälder staunen und den Kampf des anrückenden Fichtenwaldes bewundern.

Die Gefahren für dieses Naturreservat sah Dr. Hans Schwenkel vor allem in der Erschließung für den Tourismus, wie sie mit der Straße von Baden-Baden über Bühlerhöhe, Sand, Hundseck, Mummelsee bis zum Ruhestein Anfang der dreißiger Jahre betrieben worden war: Vom Land Baden ist der Gedanke der Höhenstraßen im Schwarzwald seit vielen Jahren mit Nachdruck gefördert und in die Tat umgesetzt worden, wodurch der Schwarzwald bereits jetzt schon als Erho-

lungsgebiet für Dauergäste und auch in den Augen des wahren Naturfreundes verloren hat. Die Zustände, die sich z.B. am Mummelsee und auf der Hornisgrinde infolge der Erschließung für den Kraftwagenverkehr ergeben haben, kann man nur tief beklagen. (...) Es wäre richtig gewesen, den Kraftwagenverkehr nur bis zum «Seibelseckle» zuzulassen, dann wäre der geheimnisvolle Zauber des Mummelsees, der in vielen Gedichten und Schilderungen festgehalten worden ist, erhalten geblieben. Der Kraftwagen hat aber nunmehr die «Geister des Mummelsees» endgültig vertrieben.

Da der wahre Grund für die Schliffkopfstraße, nämlich der strategische, öffentlich nicht bekannt werden durfte, wurde die Straße als «Erholungsstraße» deklariert. Und so schrieb Professor Hans Schwenkel weiter: Da die Straße ja im wesentlichen Vergnügungsstraße für den Kraftfahrverkehr ist, müssen unter Umständen kleine technische Mängel, wie scharfe Kurven, in Kauf genommen werden. Die Straße muß sich in das Gelände so unauffällig als möglich ein-



Der Buhlbachsee in seinem tiefeingekerbten Kessel auf der Ostseite des Schliffkopf-Höhenzuges ist ein Karsee und während der eiszeitlichen Vergletscherung des Nordschwarzwaldes entstanden.

fügen und muß weithin auf der natürlichen Oberfläche verlaufen. Sicherlich wird das Schliffkopphaus, das bisher nur Wander- und Schiläuferheim war, auch für den Kraftfahrer der Höhenstützpunkt schlechthin werden. Diese Entwicklung läßt sich nicht aufhalten. Man sollte sich hinsichtlich der Auswirkungen im Lauf der Jahrzehnte keinen falschen Hoffnungen hingeben. Wenn einmal der Kraftwagen da ist, so wollen die Menschen anhalten und aussteigen und sich in dem Gebiet auch aufhalten. Es ist verhältnismäßig groß und faßt viele Menschen; aber trotzdem werden die vielen Stüdter den Charakter des Gebiets völlig ändern, ihre Spuren hinterlassen und ihm vor allem seine Einsamkeit nehmen. Die nötig werdenden Parkplätze müssen vom Schliffkopphaus einen genügenden Abstand halten, und es soll nicht jeder Kraftfahrer meinen, er müsse unbedingt vor den Eingängen des Schliffkopphauses halten können.

Der Bau der Straße kam zügig voran. Im Jahr 1942 mußte Professor Hans Schwenkel feststellen, daß die Trasse zwar so gelegt worden war, wie er es zusammen mit der Forstdirektion verlangt hatte, daß aber im Detail doch manches in Wirklichkeit ganz

anders aussah als vorher auf den Plänen: In einem Bericht an den Kultminister als Vertreter der Höheren Naturschutzbehörde führten Dr. Hans Schwenkel als württembergischer Landesbeauftragter und Direktor Hermann Schurhammer, der badische Landesbeauftragte für Naturschutz, nach einer gemeinsamen Besichtigung aus: Die Schliffkopfstraße ist im wesentlichen so geführt worden, wie sie seinerzeit mit den Vertretern der Forstverwaltung im Gelände festgelegt worden ist. (...) Aufschlußreich war die Feststellung, daß die Straße in ihrer Breite sowohl wie in den Kurvenradien und der Überhöhung in den Kurven auf einen sehr schnellen Kraftwagenverkehr hingebaut wird, was mit der seinerzeit vorgeschützten militärischen Verwendung ebenso im Widerspruch steht, wie mit dem Charakter einer Landschaftsstraße, auf der der Fahrer beschaulich die Schönheit der Landschaft genießen soll. Vielmehr hat die Straße den Charakter einer Rennstraße, die mit 80 und mehr Kilometer Geschwindigkeit durchfahren werden kann.

Daß nicht nur die Straße militärische Gründe hatte, sondern daß das ganze Gipfelplateau von strategi-

scher Bedeutung war, wird durch folgende Ausführungen deutlich: *In gewissem Sinne noch einschneidender als die Höhenstraße sind aber die Bauten, die im Zusammenhang mit dem Westwall auf dem Schliffkopf erstellt worden sind. Diese bestehen in mehreren befestigten, wenn auch schmalen, Stichstraßen gegen das Gipfelgebiet, in betonierten Flakstellungen und einer großen Anzahl von Betonbunkern und versenkten Mannschaftswohnräumen. Hier besteht aber die Möglichkeit, daß diese militärischen Anlagen wieder beseitigt werden.* Die militärische Nutzung des Höhenrückens hat bekanntlich eine lange Tradition: Die Röschenschanze bei der Zuflucht, gebaut 1795 als Sicherung der Oppenauer Steige an der Verbindungsstraße vom württembergischen Kernland zur «Exklave» Mömpelgard, sowie die ältere Schweden- und die Alexanderschanze von 1734 sind bis heute gut sichtbare Relikte.

Acht Jahre lang ist den Akten der Naturschutzverwaltung kein weiteres Schriftstück hinzugefügt

worden. Daß entlang der Schliffkopfstraße mehrere Bunker gebaut worden sind, daß Geschützstellungen installiert wurden und daß das ganze Gebiet militärisches Sperrgebiet war: Wer weiß dies heute noch, wenn er auf dem Gipfel auf der betonierten Plattform einer einstigen Flakstellung steht und die Aussicht in Richtung Rheingraben, Straßburg und Vogesen genießt?

*Im Krieg kein Sturm auf den Schliffkopf – der hat erst 1950 eingesetzt*

Fünf Jahre nach Kriegsende setzte der Abwehrkampf der Naturschutzverwaltung wieder ein: Auf dem Schliffkopf sollte ein Kurzwellensender des Südwestfunks errichtet werden. Als Standort war ein Punkt ungefähr 200 Meter vom heutigen Schliffkopfhotel entfernt, nahe des Gipfelplateaus, vorgesehen. Ein Sendemast mit 46 Meter Höhe, ein Technikraum in einem der noch vorhandenen Bunker



Bei der «Alexanderschanze» und dem gleichnamigen Gasthaus zweigt die Schwarzwald-Hochstraße von der Straße Freudenstadt–Oppenau zum Schliffkopf ab. Große Parkplätze begleiten die Straße.



*Die Schwarzwald-Hochstraße mit ihren Parkplätzen ist bis heute ein starker Eingriff in das Naturschutzgebiet Schliffkopf.*

und darüber ein Wohnhaus für die Bedienungsmannschaft waren geplant. Das ist nahezu der einzige Sieg der Naturschutzverwaltung im Naturschutzgebiet Schliffkopf gewesen: Der Sender wurde nicht auf dem Schliffkopf, sondern auf der Hornisgrinde gebaut. Ob er dort landschaftlich erträglicher ist als auf dem Schliffkopf, mag dahingestellt sein. Hauptgrund für die Verlagerung des Standorts waren vermutlich auch nicht allein Naturschutzgründe, sondern es war vielmehr der Umstand, daß die französischen Militärbehörden – das Gebiet gehörte zur französischen Besatzungszone – eine Genehmigung für die Hornisgrinde in Aussicht gestellt hatten.

Ein herber Landschaftseingriff folgte, über den jedoch offensichtlich nicht lange diskutiert worden ist: 1953 wurde vom damals für den Schliffkopf zuständigen Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern in Tübingen der Bau einer Sprungschanze beim Ruhenstein innerhalb des Naturschutzgebietes Schliffkopf genehmigt; nach Aktenlage

sind die Vorschläge der Naturschutzfachleute zur Milderung des Eingriffs nicht in die Genehmigung eingeflossen.

Über ein Jahrzehnt ist über das Naturschutzgebiet Schliffkopf, wenn man die Akten zur Hand nimmt, nichts Nennenswertes zu berichten. In den 60er Jahren jedoch hat der Erholungsverkehr auf der Schwarzwald-Hochstraße erheblich zugenommen, und in diesem Zusammenhang kam es zu einer ganzen Reihe baulicher Veränderungen, die von der Tübinger Landesstelle für Naturschutz regelmäßig nur bedauert werden konnten. Es war die Zeit, in der den Naturschutz-Fachdienststellen nur wenig Bedeutung zugemessen worden ist. Aus den Akten seien einige Vorgänge aufgelistet:

September 1966: Schreiben von Dr. Helmut Schönamsgruber, Bezirksstelle für Naturschutz Tübingen, an das Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern: Aufzählung von Auflagen zur naturschutzrechtlichen Genehmigung des geplanten Skilifts auf dem «Schliffkopf». Juli 1967: Befürwortung

eines Parkplatzes, um dem *bisher wilden Parken* im Bereich des Naturschutzgebietes Einhalt zu gebieten. September 1967: Ungenehmigte Errichtung einer Skipiste und Baubeginn eines Liftes bei der Rösschenschanze im Süden des Naturschutzgebietes; die Genehmigung wird nachträglich erteilt. September 1969: Das Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern erteilt die Ausnahmegenehmigung zum Bau eines Skilifts im Naturschutzgebiet «Schliffkopf» auf dem Langhartkopf im nördlichen Teil beim Ruhestein. Im einzelnen umfaßt diese Genehmigung: Anlegung der Skipiste, Errichtung der Ski-Schleppliftanlage, Aufstellung von fünf Lichtmasten, Erstellung zweier Holzhütten (Berg- und Talstation), Anlage eines Pkw-Parkplatzes mit ca. 160 Stellplätzen. April 1971: Die Bezirksstelle für Naturschutz Tübingen berichtet über einen ungenehmigten Eingriff oberhalb des Ruhesteins; eine breite Schneise für einen Kombinationslift – Sessellift im Sommer und Schlepplift im Winter – sei geschlagen worden. Der Lift wird im Oktober 1972 nachträglich genehmigt. Sommer 1971: Nach anfänglicher Ablehnung erteilt das Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern –

gegen die Auffassung der Bezirksstelle für Naturschutz – die Ausnahmegenehmigung zur Anlage eines weiteren Parkplatzes mit 150 Stellplätzen im Naturschutzgebiet «Schliffkopf» am Ruhestein. Dieser wird – entgegen der Genehmigung, die eine Begrünung auf einer Kiesschicht vorsah – asphaltiert.

*Der Schliffkopf heute:*

*In weiten Teilen ein Spiel- und Rummelplatz*

Über die neuere Geschichte des Naturschutzgebietes Schliffkopf ist vollends schnell berichtet: Der enorme, von Jahr zu Jahr zunehmende Besucherdruck hat – wie von Professor Hans Schwenkel schon 1938 vorausgesagt, im Ausmaß jedoch keineswegs vorherzusehen – seinen Tribut gefordert: Das Schliffkopfhofel wurde 1973 vom Schwäbischen Skiverband an den bisherigen Pächter verkauft und mehrfach, zuletzt 1974 und 1980, erweitert und ausgebaut. Das Haus verlor seit dem Bau der direkt vorbeiführenden Schwarzwald-Hochstraße mehr und mehr seinen ursprünglichen Hüttencharakter und wurde zum Fremdenverkehrsbetrieb und beliebten Ausflugsziel. Der Schliffkopf-

*Der Gipfel des Schliffkopfes – zertreten und zerschunden durch zahlreiche Wanderwege, von denen zwei oder drei auch genügen würden.*





*Die Folgen von Stürmen und das «Waldsterben» sind in den Hochlagen des Schliffkopfgebietes an verschiedenen Stellen – hier beim «Ruhestein» – deutlich zu sehen.*

gipfel wurde mehr oder weniger vollständig dem «freien Spiel der Kräfte» überlassen. An eine Überwachung des Naturschutzgebietes von seiten der Naturschutzbehörden war nicht zu denken, das heutige Netz von Trampelpfaden kreuz und quer durch die Borstgrasrasen ist die Folge.

Die Bergwacht, der Schwarzwaldverein, die Forstämter Oberkirch, Ottenhöfen und – in vorderster Front – Obertal bemühen sich seit vielen Jahren redlich, die schlimmsten Auswüchse zu verhindern. In jährlichen Pflegeaktionen – seit nunmehr zwei Jahrzehnten – wird in Zusammenarbeit zwischen Forstamt und Privatleuten der Fichtenaufwuchs reduziert, um die Freiflächen zu erhalten. Ohne diese kräftezehrende und engagierte Arbeit wäre der Schliffkopf heute nicht mehr in dem Maß, wie es der Ausflügler als selbstverständlich ansieht, freie Borstgrasheide. Auch die Naturschutzverwaltung tut, was mit dem geringen Personal zu leisten ist. Doch steht all den Bemühungen der Naturschützer

um die Natur lediglich ein beschränkter Erfolg gegenüber: Der Schliffkopf wird überrannt! Ein dichtes Netz von Wegen – teilweise noch auf die militärische Nutzung zurückgehend – und zahllose Trampelpfade überziehen heute das Gipfelplateau. An schönen Wochenenden, vor allem im Herbst, wenn in der Rheinebene Hochnebel aufs Gemüt schlägt, ist auf dem sonnigen Schliffkopf Hochbetrieb. Ebenso im Winter, wenn Loipen und Skilifte derartige Magnete sind, daß entlang der Straße trotz großflächigen Angebots Parkplatzmangel herrscht. An den Wegrändern zeigen «Allerweltpflanzen» wie Brennessel, Weidenröschen und Himbeere, die es bisher hier nicht gegeben hat, Überdüngung durch Abfälle aller Art an; wahrscheinlich kommt auch noch die Wirkung des zum Teil ortsfremden, kalkhaltigen Schottermaterials hinzu. Die Schäden an der Tier- und Pflanzenwelt sind unübersehbar. Die Kapazitätsgrenzen sind ganz offensichtlich überschritten. Ob sich Dr. Hans





*Jörg Klüber von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe (links) weist querfeldein gehende Besucher auf die richtigen Wege im Naturschutzgebiet hin.*

Schwenkel das hätte vorstellen können: In der Neujahrsnacht 1992/93 mußte die Feuerwehr auf dem Schliffkopf über zwei Hektar Borstgrasrasen löschen; entstanden war das Feuer nach ausgiebiger Silvesterknallerei!

*Der Schliffkopf im Jahr 2000:  
Naturschutzgebiet oder Freizeitpark?*

Am 17. Oktober 1991 brannte das Schliffkopfhôtel bis auf den zehn Jahre zuvor gebauten Südflügel nieder. Die Bemühungen der Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe und des Landesnaturschutzverbandes, das Hôtel an anderer Stelle außerhalb des Naturschutzgebietes wieder zu errichten, scheiterten: Da noch ein Bauteil stand, konnte das Recht auf Wiederaufbau nicht versagt werden. Zudem forderten der Eigentümer, der Bürgermeister von Baiersbronn, der Landrat von Freudenstadt und die Industrie- und Handelskammer Nordschwarzwald

den sofortigen Wiederaufbau – und zwar in mehr als doppelter Größe wie vor dem Brand, der Wirtschaftlichkeit halber. Es bedurfte einer Grundsatzentscheidung des Stuttgarter Umweltministeriums: Der Wiederaufbau wurde in gleichem Umfang des seitherigen Gebäudekomplexes unter einer ganzen Reihe von Auflagen genehmigt; als Ausgleich mußten jedoch der Skilift neben dem Hôtel abgebaut und der Parkplatz im Süden des Hotels rekultiviert werden. Zudem wurden die Erweiterung des Naturschutzgebietes nach Süden, Lenkungsmaßnahmen der Besucher in der Umgebung des Hotels und der Einsatz eines «Rangers» – eines «Schutzgebietswächters» – angekündigt. Ein umfangreiches «Pflege-, Entwicklungs- und Besucherlenkungs-konzept» der Bezirksstelle für Naturschutz Karlsruhe ist derzeit in Diskussion und soll vom Sommer 1993 an Zug um Zug verwirklicht werden: Sperrung der Trampelpfade, Rückbau des Wegenetzes auf einen oder wenige feste Wege, Re-



Wie Wattebüsche oder weiße Wimpel leuchten die Fruchtstände des Wollgrases auf den Waldlichtungen des Schliffkopfplateaus.

duzierung des Parkplatzangebotes für Ausflugstouristen, hingegen Förderung der Streckenwanderer, Verbesserung der Beschilderung; das sind – kurz gefaßt – die Pläne. Ein Großteil dieser Maßnahmen werden vom «Ranger» Jörg Klüber durchgeführt und überwacht. Er hat seinen Dienst im Frühjahr 1993 aufgenommen und ist als Vertreter der Naturschutzverwaltung im Naturschutzgebiet ständig präsent.

Ob freilich der heute noch utopisch erscheinende Teil der Konzeption – Sperrung der Schwarzwald-Hochstraße für den Privatverkehr zumindest an bestimmten Wochenenden und der Einsatz eines Pendelbusses für Wanderer sowie Rückbau der Straße von zehn, zum Teil zwölf Meter Breite auf sieben Meter – jemals Wirklichkeit werden wird, muß die Zukunft weisen; in kleinen Dingen ist das «Rad der Geschichte» ja schon hin und wieder zurückgedreht worden. Damit würde sich dann der Kreis schließen: Professor Hans Schwenkel hatte ja schon 1935 die Einrichtung solcher Gebiete gefordert, *die dem Fußwanderer, dem Skiläufer und dem Naturfreund und Erholungsuchenden allein vorbehalten bleiben und die vom Kraftwagen nur randlich zu erreichen sind.* Denn für eine Autostraße, die lediglich Vergnügungs-

fahrten dient, ist das Gebiet zu wichtig und für den erholungsuchenden Wanderer viel zu wertvoll.

Immer noch – oder besser: wieder einmal – hegen die Naturschützer Hoffnungen. Es geht nicht nur «um ein paar Pflanzen oder Käfer»; am Schliffkopf geht es darum, ob ein Naturschutzgebiet in einigermaßen ansehnlichem Zustand die Schwelle ins nächste Jahrtausend überschreiten wird.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Frau Karin Feth, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) Karlsruhe, danke ich sehr für die Sichtung der umfangreichen Akten. Zitate sind im Text nicht gesondert belegt, alle sind den Unterlagen der BNL Karlsruhe entnommen. Zum Teil wurden Zitate grammatikalisch dem Text angepaßt, im Sinn jedoch nicht verändert. – Für die Durchsicht des Manuskripts danke ich Herrn LMR Weygandt und Herrn MR Dr. Rohlf, Umweltministerium, sowie Herrn LRD Polenz, Regierungspräsidium Karlsruhe.
- 2 Das Borstgras (*Nardus stricta*) wird – vermutlich wegen der Ähnlichkeit der gebleichten Büschel mit Bocksbärten – im Volksmund seit langem «Bocksergras» genannt. Gemäht wurde in zwei- bis dreijährigem Rhythmus.

Nachdem die Nationalsozialisten Anfang 1933 an die Macht gelangt waren, bemühten sie sich energisch, ihr «Gedankengut» unter der Bevölkerung zu verbreiten. Die «Volksgenossen» sollten durch eine umfassende ideologische Indoktrinierung zur «Volksgemeinschaft zusammengeschweißt» und zur Unterstützung des NS-Regimes mobilisiert werden. Auch die Heimatforschung und die lokale Geschichtsschreibung wurden dafür in Dienst genommen. An einem bezeichnenden Beispiel soll im folgenden gezeigt werden, wie das geschah.

1937 erschien anlässlich der Tausendjahrfeier der Stadt Pfullingen ein «Heimatbuch» von Dr. Wilhelm Kinkel. Der *Völkische Beobachter*, die offizielle Tageszeitung der NSDAP, begrüßte es am 24. Dezember 1937 als *Musterbeispiel für Heimatbücher in nationalsozialistischer Schau und Darstellung*. Sein Verfasser Dr. Wilhelm Kinkel, damals «Stabsamtsleiter im Reichsnährstand» im Range eines SS-Standartenführers, wurde am 25. August 1896 in Pfullingen geboren. Nach der Volksschule besuchte er das Nürtinger Lehrerseminar. Von 1915 bis 1919 war er während des Ersten Weltkrieges im Heeresdienst an der West- und Ostfront. 1920 legte er die Reifeprüfung für Kriegsteilnehmer ab und begann das Studium der Medizin. Sechs Jahre später wurde er in Tübingen zum Dr. med. promoviert. Ende 1928 eröffnete er in Gönningen eine Arztpraxis.

*Der Pfullinger Arzt wird SS-Standartenführer im «Stabsamt des Reichsbauernführers» Darré*

Im Mai 1935 brach Wilhelm Kinkel mit seinem bisherigen Lebenszuschnitt und begann eine NS-Karriere. Schon fünf Jahre zuvor war er in die SA und die NSDAP eingetreten und hatte bei der Reutlinger SA-Standarte als Arzt im Range eines SA-Sanitäts-Standartenführers Dienst getan. Im Frühjahr 1935 kam er durch Freunde in den Stab des «Reichsbauernführers» Richard Walther Darré nach Berlin. Dort versah er leitende Funktionen in verschiedenen Parteidienststellen. Offiziell dem «Stabsamt des Reichsbauernführers» zugehörig, war er zugleich Stabsleiter im Reichsnährstand und Leiter des Amtes «Bauernkultur» im «Reichsamt für Agrarpolitik» der NSDAP. Seine Aufgabe war es, den geschichtlichen und kulturhistorischen Wurzeln des deut-

schen Bauerntums nachzugehen. 1935 wurde Wilhelm Kinkel, wie alle Funktionäre des Reichsnährstands, in die SS überstellt und erhielt den Rang eines SS-Standartenführers. Um diese Zeit wurde er von Darré auch mit Leitungsfunktionen im SS-Rasse- und Siedlungshauptamt beauftragt, die heute nicht mehr näher zu bestimmen sind. Vom Mai 1936 bis Februar 1938 war Kinkel als Vertreter Darrés im Präsidium des Himmlerschen Vereins «Deutsches Ahnenerbe» und stellvertretender Vorsitzender von dessen «Kommission für Schrifttum».

Die ideologische Grundlage der Arbeit in allen Darré-Dienststellen war der «Blut- und Boden-Mythos». Richard Walther Darré hatte ihn in verschiedenen Büchern in die Welt gesetzt und mit Zustimmung Hitlers daraus das Programm nationalsozialistischer Agrarpolitik entwickelt. Gleich nach der «Machtergreifung» wurde das Programm durch das



*Dr. Wilhelm Kinkel, Ehrentafel der alten Parteigenossen der N.S.D.A.P., Ortsgruppe Pfullingen.*

Gesetz über den Reichsnährstand (13. September 1933) und das Reichserbhofgesetz (29. September 1933) politisch verwirklicht.

Wilhelm Kinkelins Aufgabe war, die «Blut- und Boden»-Ideologie weiter auszuarbeiten, den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten anzupassen und unter den Bauern, aber auch bei den anderen «Volksgenossen» zu verbreiten. Außerdem hatte er die Verwirklichung der Reichsnährstandspolitik voranzutreiben und zu kontrollieren. Wie er seiner Propaganda-Aufgabe, dem *weltanschaulichen Kampf um Blut und Boden*, wie das damals hieß, nachgegangen ist, läßt sich anhand von Aufsätzen, die er in einschlägigen NS-Organen, vor allem in dem offiziellen Sprachrohr Darrés *Odal. Monatschrift für Blut und Boden* veröffentlichte, noch heute feststellen. Er entwarf vor allem ein nationalsozialistisches Geschichtsbild und Geschichtsschreibungsprogramm, feierte das *Bauerntum als Unterbau des völkischen Staates*, rief die Menschen zur «Blutpflege» durch «Zucht» auf und setzte sich ein für eine *Waffenbrüderschaft von Reichsnährstand und SS (...) im Kampf um die Bluteseinheit und Blutsreinheit des deutschen Volkes und im kämpferischen Dienst am Boden*. Als Rezensent für *Odal* überprüfte er, ob und inwieweit die auf dem Markt erscheinenden Bücher dem NS-Geschichts- und Weltbild entsprachen.

*Im Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete steigt Wilhelm Kinkel in zum SS-Brigadeführer auf*

Spuren seiner politischen Tätigkeit, der Arbeit für den Reichsnährstand, sind schwerer zu finden. Hier lag offenbar auch nicht das Schwergewicht seines Tuns. Jedenfalls berichten die Erforscher des Reichsnährstands nichts von ihm.

Bei Beginn des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion wurde Wilhelm Kinkel in als Mann Darrés in das am 17. Juli 1941 unter der Leitung von Alfred Rosenberg neu eingerichtete Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete abgeordnet. Er leitete dort zuerst die zu der Hauptabteilung I (Politik) gehörende Abteilung «Volkstums- und Siedlungspolitik» – zuerst I 3, denn I 7 – und später, zusammen mit dieser, auch die Abteilung «Ukraine», die dann die Zählung I 3 bekam.

Als 1943 der SS-Obergruppenführer Gottlob Berger als Himmlers Mann die Hauptabteilung I (Politik) im Ostministerium übernahm und sie in «Führungsstab Politik» umbenannte, bekam Kinkelins Abteilung «Volkstums- und Siedlungspolitik» den Namen «Führungsgruppe II Deutschtum». Wilhelm Kinkel in leitete die zwei Abteilungen «Deutschtum» und «Ukraine» bis zum Ende des

Krieges und stieg dabei zum Ministerialdirigenten und SS-Brigadeführer auf.

Einige Hinweise in Veröffentlichungen über das Ostministerium und die deutsche Besatzungspolitik in der Sowjetunion sowie Akten, die im Münchener Institut für Zeitgeschichte zugänglich sind, geben einen kleinen Einblick in Kinkelins Tätigkeit in dem Ministerium. Anfangs scheint er in der Hauptsache damit beschäftigt gewesen zu sein, nationale Kräfte der Ukraine für die Politik Rosenbergs zu gewinnen. Dieser *träumte von einer Reihe halbsouveräner Satelliten- und Pufferstaaten in Osteuropa, die einen Sicherheitswall gegen Moskau bilden sollten, und begriff nicht, daß die eigentliche Politik (Hitlers) darauf hinauslief, die Einheimischen in den besetzten Gebieten zu liquidieren und durch Deutsche zu ersetzen. Seine Opposition gegen die Schreckensherrschaft des Reichskommissars Erich Koch in der Ukraine blieb deshalb vollkommen wirkungslos*. Gleichzeitig aber *unterstützte Rosenberg die brutale Germanisierung der unterworfenen Völker*.

Wilhelm Kinkel in spielte eine gewisse Rolle bei dem Versuch, «Ukrainische Nationalkomitees» zu bilden, ebenso bei der Durchführung der «Neuen Agrarordnung», nach der die Kolchosen teilprivatisiert werden sollten, und bei den Bemühungen, die für die Deutschen arbeitenden Ukrainer durch Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen den Absichten der Besatzungsmacht gegenüber geneigter zu machen. Er unterstützte auch Gottlob Berger bei dem Plan, aus ukrainischen Freiwilligen ein «Polizeiregiment Galizien» zu bilden, um die immer größer werdenden Lücken bei der Waffen-SS aufzufüllen. Außerdem war Kinkel in mit der Erfassung, Kategorisierung und «Eindeutschung» volksdeutscher Bevölkerungsgruppen vor allem in der Ukraine befaßt, und später hatte er sich um deren Umsiedlung, Rückführung aus den von der Roten Armee zurückeroberten Gebieten und Neuansiedlung in noch von den Deutschen besetzten Bezirken zu kümmern. Überdies war er zuständig für die «geistige Betreuung der Volksdeutschen» und für die Herausgabe von Zeitungen für diese.

Als die Rote Armee schließlich das gesamte Arbeitsgebiet des Ostministeriums wieder in Besitz genommen hatte und dessen Dienstsitz Berlin einzunehmen drohte, wurde die Dienststelle Ende April 1945 an den Tegernsee verlegt, und mit ihr auch Wilhelm Kinkel in.

Es gelang ihm offenbar, der Gefangennahme durch die Amerikaner zu entgehen. Im September 1945 ging er nach Gönningen, wo inzwischen seine Familie Zuflucht gefunden hatte. Dort stellte er sich der Polizei und wurde in Reutlingen von der französischen Besatzungsmacht in einem «Politischen

Haftlager» interniert. Als im Februar 1946 die kleineren Lager aufgelöst wurden, wurde er in das Sammellager Balingen gebracht, wo er bis zu dessen Auflösung im Januar 1949 blieb. Anschließend kehrte Wilhelm Kinkelin nach Gönningen zurück und nahm dort seine Arztpraxis wieder auf. Von einer strafrechtlichen Verfolgung wegen seiner Tätigkeit während des Dritten Reiches blieb er, soweit ich feststellen konnte, verschont. Einem Entnazifizierungsverfahren mußte er sich unterziehen; mit welchem Ergebnis dieses endete, kann erst im Herbst des Jahres 2000 festgestellt werden, wenn die nach dem Landesarchivgesetz gültige Sperrfrist für Archivalien «natürlicher Personen» – zehn Jahre nach dem Tod – abgelaufen ist. Ende der sechziger Jahre gab er seine Tätigkeit als Arzt in Gönningen auf und zog nach Pfullingen, in seinen Geburtsort. Dort starb Dr. Wilhelm Kinkelin am 18. Oktober 1990, etwas über 94 Jahre alt.

#### *Heimatgeschichtliche Forschungen in Gönningen und Pfullingen*

Wilhelm Kinkelin begann seine heimatgeschichtlichen Forschungen in Gönningen. Eine erste kurze Arbeit von 1930 hatte die Altburg zwischen diesem Dorf und Reutlingen zum Gegenstand. Sein In-

teresse galt damals den Burgbergen um Gönningen und Pfullingen herum. Darüber veröffentlichte er bis 1932 zwei weitere Aufsätze. Dann hörten seine Veröffentlichungen bis 1935 auf. In dieser Zeit, so zeigen einige Materialien im Stadtarchiv Pfullingen, arbeitete er sich in sein neues Arbeitsgebiet, in die Frühgeschichte Pfullingens, ein. Was ihn dabei am meisten interessierte, beschrieb er lange danach in einem Brief vom 27. November 1951 an den pensionierten Pfullinger Stadtpfarrer Friedrich Walcher: *Zwei Dinge haben mich, seitdem ich geschichtlich denken kann, im höchsten Maße gefesselt, weil sie Schicksalsstationen unseres schwäbischen Volkes erster Ordnung und einschneidendster Bedeutung sind und geworden sind: die Landnahme und die Christianisierung.* Diese seine Leitthemen hatte er zwischen 1932 und 1935 gefunden. Genauer gesagt, sind es die folgenden: Pfullingen als «Urort» der alamannischen «Landnahme» des 3. und 4. nachchristlichen Jahrhunderts, seine Christianisierung im 8. Jahrhundert und, als ständiges Begleitthema, sein Verhältnis zu Reutlingen, das als Reichsstadt seit dem späteren Mittelalter Pfullingen immer mehr den Rang eines «Vororts im Tale» der Echaz abgelaufen habe.

1935, in dem Jahr, in dem seine NS-Karriere begann, trat Wilhelm Kinkelin mit seinen historischen Arbeiten an die Öffentlichkeit. Er tat es auf zwei Ebe-



*Erntedankfest 1936 auf der «Planie» in Pfullingen.*



Erntedankfest 1937 auf der «Planie» in Pfullingen.

nen: auf der parteiamtlichen des «Stabes des Reichsbauernführers» und auf der lokalen Pfullingens. In dem offiziellen Organ Darrés *Odal* erschien im Juni 1935 als Kinkelins Debüt-Arbeit ein Aufsatz mit dem Titel *Cannstatt, die Tragödie des schwäbischen Stammes*. Darin legte er die nationalsozialistische Auffassung von der gewaltsamen Christianisierung der Alamannen durch die letzten Endes siegreichen Franken dar.

Im Herbst 1935 wurde eine längere Darstellung aus der Feder Kinkelins veröffentlicht: *Aus der Geschichte Pfullingens* als Einleitung des Einwohnerbuchs der Stadt Pfullingen. Im Echaz-Boten erschien am 21. September 1935 seine Skizze *Pfullingen seit der Frühzeit bis heute*.

Man erkennt: Auf Parteiebene entwickelte Wilhelm Kinkelin seine Themen zu einem Bild der frühen Geschichte des «schwäbischen Stammes», auf der lokalen zu einem Bild seiner «Heimat Pfullingen». Jenes erhob den Anspruch, entsprechend der «nationalsozialistischen Geschichtsauffassung» gezeichnet zu sein, und es war auch tatsächlich mit ziemlich dicken «braunen» Farben gemalt. Es sollte den großen Rahmen für das Bild der engeren Heimat abgeben. Bei diesem trug Wilhelm Kinkelin nicht so stark parteiideologisch auf, es weist aber dieselben Grundzüge auf.

*Geschichte des schwäbischen Volkes: «Bis zur endlichen Bauernbefreiung unseres Führers Adolf Hitler»*

Welches sind nun diese gemeinsamen nationalsozialistischen Grundzüge? Kurz zusammengefaßt, diese: «Die schwäbische Landnahme», die Zeit der alamannischen Besiedlung des heutigen südwestdeutschen Raumes im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr., war die Glanzzeit des schwäbischen Volkes und damit auch Pfullingens. Damals lebten freie Bauern auf freiem Boden als *Träger des reinen Blutes in uralt hergebrachter Ordnung* und schufen aus dem *neuen Land einen Garten*. Diese ferne Zeit ist das eigentliche Ziel der historischen Suche Kinkelins, keine andere ist ihm wichtiger. Sie erweckt in ihm den Wunsch, *daß es bei uns einmal doch auch wieder so würde*. Aber der Zugang zu ihr scheint verschlossen. Keine schriftlichen Zeugnisse geben von ihr direkte Kunde, die überlieferten berichten nur vom Untergang jenes freien Volkes. Begonnen habe das Zerbrechen der alten, heilen Schwabenwelt mit dem «Blutbad» von Cannstatt. So nennt Wilhelm Kinkelin den Gerichtstag, den der fränkische Hausmeier Karlmann 746 n. Chr. über aufständische alamannische Adelige abgehalten hat. An diesem Tag, so Kinkelin, sei dem schwäbischen Volk durch Unterwerfung unter die Herrschaft der Franken und



Erntedankfest 1937 in Pfullingen; im Hintergrund die evangelische Martinskirche.

durch die von diesen eingeleitete gewaltsame Christianisierung, durch fränkische Streitaxt und das römische Kreuz, wie er sagt, das Genick gebrochen worden.

Ganz im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie ist für Wilhelm Kinkel in das «Blutbad» von Cannstatt eine entscheidende «Schicksalsstation» der deutschen Geschichte. Von ihr nehmen, so behauptet er, zwei Geschichtsstränge ihren Ausgang. Einerseits sei Geschichte nach Cannstatt die Geschichte des Niedergangs des schwäbischen und mit ihm des deutschen Volkes, die seiner Unterjochung unter westfränkisch-römische Herrschaft. Diese habe im Laufe der Jahrhunderte wechselnde Namen angenommen, zuletzt Liberalismus, liberale Demokratie, jüdische «Geldsackinteressen», Marxismus. Nährboden des Marxismus und Bolschewismus sind für Kinkel in vor allem die modernen Städte.

Andererseits aber laufe nach Cannstatt eine zweite Geschichte ab: der unaufhörliche Kampf des deutschen und schwäbischen Volkes, getragen vor allem von den Bauern, für seine Befreiung von jener Fremdherrschaft. Es sei eine höhere Geschichte, sozusagen eine säkularisierte Heilsgeschichte, denn es gehe in ihr um die Wiedergewinnung der alten verlorenen Herrlichkeit der germanischen Welt. Und sie finde ihr Ende und ihre Erfüllung in Hitlers «Drittem Reich». Jener Kampf habe, so verkündet

Wilhelm Kinkel in am Ende seines «Cannstatt»-Aufsatzes in *Odal*, schon bis zu der endlichen Bauernbefreiung unseres Führers Adolf Hitler im Jahre 1933 geführt. In einem Vortrag zum selben Thema, veröffentlicht in *Germanen-Erbe*, dem Amtlichen Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP, herausgegeben von Hans Reinerth, 3. Jg., Heft 9, September 1938, nimmt seine Sprache sogar das biblische Pathos eschatologischer Prophetie an: *All des unsäglichen Leides und schwerster Not in einem tausendjährigen Schicksalsgang des deutschen Volkes hat es bedurft, bis die Zeit erfüllt ward, daß nun (...) der Weg zu Ende gegangen und der (...) letzte Schritt getan werden kann (...) zur Auferstehung des deutschen Volkes, nämlich, daß unter der Führung Adolf Hitlers gegründet wird das heilige germanische Reich der deutschen Nation.*

Kinkel in kümmert sich wenig um den wirklichen Verlauf der Geschichte. Verglichen mit dem Geschichtsbild professioneller Historiker, die sich bei ihrer Forschung nach den geltenden Maßstäben für wissenschaftliche Objektivität richten, ist seines eine Fälschung, eine ideologische Geschichtsklitterung. Es ist ein Werkzeug «weltanschaulicher» Gedankenmanipulation und hat die Funktion, die na-

Dr. Wilhelm Kinkel

# Pfullingen

Ein Heimatbuch der Stadt Pfullingen  
anlässlich der Tausendjahrfeier 937 - 1937



nationalsozialistische Herrschaft zu rechtfertigen und die Menschen dazu zu bringen, sie anzunehmen und dabei mitzuarbeiten, sie überall durchzusetzen und zu festigen.

*Das Programm – Entworfen von Darré,  
propagiert von Wilhelm Kinkel*

Der Doktor der Medizin bekam bald Gelegenheit, sein Geschichtsbild seinen Pfullinger Landsleuten zu präsentieren. Genauer muß man sagen: Er wußte sich diese Gelegenheit zu verschaffen. Auf seine Anregung hin feierte 1937 die Stadt das tausendjährige Jubiläum der Erwähnung eines «Pfullichgouue» in einer Churer Urkunde. Wilhelm Kinkel wurde mit der Herausgabe eines Festbuches beauftragt. Er selbst schlug sich als Festredner beim Festakt der geplanten Feier vor und bekam auch diese Aufgabe übertragen. In seiner Rede trug er vor, wie er die Geschichte Pfullingens sah; dabei folgte er einem bestimmten Programm.

Dieses basiert auf Kinkelns Geschichtsbild. Er will, wie schon gezeigt, die «schwäbische Landnahme» als die große Zeit alamannisch-germanischen Bauerntums aus der Vergangenheit heraufbeschwören.

Sie scheint freilich im Dunkel schriftloser Geschichte verschwunden. Aber sie läßt sich wiederfinden. Das hatte Kinkel aus den «Blut-und-Boden»-Büchern seines Chefs Darré gelernt. Jenes ersehnte goldene Zeitalter lebe nämlich, so lehrte dieser, in der Gegenwart weiter:

- in den alteingesessenen, vor allem bäuerlichen Familien, den «Blutserben» der «Ahnen»,
- im bäuerlich genutzten Boden, der ihnen von diesen zu treuen Händen übergeben wurde,
- im alten Gemeinderecht, das gleichbedeutend sei mit dem «altschwäbischen Gemeinrecht»
- und schließlich in alten Sagen, Liedern, Sprüchen und in bäuerlichen Bräuchen, die vom alten heidnischen Glauben und alter germanischer Gesittung zeugen.

So eröffnen sich vier Wege, auf denen man in das gelobte Land zurückgehen kann und die es mit der Gegenwart verbinden. Diesen Wegen folgt das Programm einer nationalsozialistischen Geschichtsschreibung, das Wilhelm Kinkel im Laufe der Jahre 1935 und 1936 in seinem Amt «Bauernkultur» in Darrés Stab ausarbeiten ließ oder, was wahrscheinlicher ist, selber ausgearbeitet hatte. Sein unmittelbarer Vorgesetzter in diesem Stab, der Stabsamtsführer Dr. Hermann Reischle, verkündigte es auf Veranlassung des Reichsleiters Alfred Rosenberg auf der 3. Reichstagung des «Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte» in Ulm 1936. Dadurch empfing es sozusagen den höchsten nationalsozialistischen Segen, denn Rosenberg war «Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP», und der «Reichsbund für deutsche Vorgeschichte» war gleichgeschaltet mit seinem «Amt für Vorgeschichte». Ich führe die Kernpunkte des Programms nach Reischles Vortrag, zum Teil wörtlich zitiert, im folgenden auf:

- *Die Bauerntumsgeschichte ist die Grundlage und der Ausgangspunkt jeglicher Geschichtsbetrachtung.*
- *Bevor eine Gesamtgeschichte des deutschen Volkes geschrieben werden kann, müssen einzelne «Stammesgeschichten» geschrieben werden.*
- *Die Geschichte eines Stammes zu schreiben, bedeutet seine Bluts Geschichte zu schreiben.*
- *Die Geschichte eines Volkes beginnt also bei den Urblutsstämmen und der Urheimat.*
- *Der Ursprung unseres Volkes wurzelt im germanisch-nordischen Bauerntum.*
- *Nicht nur wissenschaftliche Forschung zeigt dies auf, sondern auch alle Sagen und alten Lieder unsers Volkes deuten darauf hin. Denn sie geben Kunde vom tiefsten Sehnen und reinsten Glauben ei-*



„Sorgt dafür, daß die Stärke unseres Volkes ihre Grundlagen . . . im Boden der Heimat erhält. Wieviele ahnen denn, wie sehr der Stolz auf das Vaterland abhängig ist, von der Kenntnis der Größe der Zeiten auf allen Gebieten.“

Adolf Hitler.

## Dorwort.

Dieses Buch ist gedacht und geschrieben als ein Heimatbuch. Es soll ein Lesebuch über die Heimat sein, das man nie auf einmal, sondern aus dem man immer wieder einen Abschnitt liest.

Da ein solches Buch nicht nur trocken belehren, sondern auch das Gemüt anregen soll, habe ich darauf verzichtet, ein eigentliches Geschichtsbuch über Pfullingen zu schreiben. Die Anregung zum eigenen Nachdenken, zu der gefühlmäßigen Anteilnahme im Für und Wider in der mannigfaltigen Geschichte unserer Heimat will ich dadurch geben, daß ich einige mir besonders wichtig dünkende Erscheinungen und Ereignisse aus dem reichen Pfullinger Leben herausgreife und sie gegenständlich darstelle. Ich habe mich dabei bewußt nicht auf das rein „wissenschaftlich“ Gegebene beschränkt, denn in der Geschichte einer Heimat sind nicht nur geschriebene Dinge wesentlich; sondern ich habe bei vielem angefangen zu vermuten und zu meinen, wo man zunächst nichts „wissen“ kann. Denn für mich als Kind meiner Heimat ist wesentlich, über sie mehr und früher schon etwas zu wissen als die schriftliche Überlieferung beginnt. Gerade das in sagenhaftes Dunkel Gehüllte ergreift einen am heimatlichen Dasein oft am meisten.

Bei anderen Geschichtswerken habe ich oft den Mangel empfunden, daß der einfache Leser gemeiniglich wichtige Urkunden nie ganz, sondern meist nur auszugsweise zu sehen bekommt. Diesem Mangel habe ich dadurch abgeholfen, daß ich einige wichtige Urkunden aus dem alten Pfullingen ganz und wörtlich wiedergebe. So soll beispielsweise jeder Pfullinger die Urkunde über den Verkauf des letzten Teiles an Pfullingen im Jahre 1487 kennen. Gerade diese, wie auch die anderen Urkunden des Klosters, sind aber nicht nur für die Gesamtgeschichte Pfullingens wichtig, sondern sie sind zugleich ein Teil der Familiengeschichte unzähliger Pfullinger, denn alle, die dort drin vorkommen, sind nicht nur Pfullinger schlechtthin, sondern sie sind die unmittelbaren Ahnen von vielen, ob sie das wissen oder nicht. So sollen auch beispielsweise die langen Namensreihen nicht einfach Reihen sein, sondern sie sollen sich auflösen in die einzelnen Ahnen von unzähligen heutigen Pfullingern. Denn wenn ein Heimatbuch nicht erreicht, die Gegenwartigen nicht nur an die bodenmäßige Heimat, sondern auch an die sie und ihr Geschick gestaltenden Menschen als unseren Ahnen und Blutsvorfahren zu binden, ist es bestenfalls Unterhaltungsliteratur. Erst der, der so mit dem Blute seiner Ahnen wieder verbunden ist, der kann sich über die Enkel Gedanken machen, und erst der, der seine eigene Vergangenheit kennt, versteht seine Gegenwart, schaut bewußt in die Zukunft und wird so seiner Heimat wert.

nes Volkes seit seinen Urtagen, Wissen um die Gestaltung seiner innersten Werte.

- Ziel dieser Geschichtsschreibung ist die Wiedererweckung aller Werte und Kräfte, welche die Größe und Stärke des nordisch-germanischen Bauerntums zu allen Zeiten ausgemacht haben.
- Der Zweck dieser Wiedererweckung ist die historische Rechtfertigung der nationalsozialistischen Politik, vor allem der des «Reichsnährstands», die sich auf der Grundlage jener Wiedererweckung vollzieht.

Der Lohn für Wilhelm Kinkelins Arbeit und Mitar-

beit an dem NS-Geschichtsprogramm blieb nicht aus. Im Februar 1937 wurde er als Vertreter des Reichsbauernführers in die von der NSDAP vereinbarte «württembergische Kommission für Landesgeschichte» berufen. Bei deren Eröffnungssitzung am 6. März 1937 in Stuttgart forderte der Ministerpräsident und Kultminister Christian Mergenthaler aufs dringendste eine Geschichte, geschrieben auf rassischer Grundlage und die Inangriffnahme einer schwäbischen Rassen- und Siedlungsgeschichte. Kinkelins hatte dafür schon das Seine getan und war dabei, noch mehr zu tun.

Am Samstag, dem 24. Juli 1937, hielt Kinkelin seine programmatische Festrede beim Festakt zur Tausendjahrfeier der Stadt Pfullingen. Im September jenes Jahres konnte dann das «Festbuch» mit dem Titel *Pfullingen. Ein Heimatbuch der Stadt Pfullingen anlässlich der Tausendjahrfeier 937–1937* bei der Stadtverwaltung erworben werden.

Ob der Auftraggeber für das Buch, der von der Stadtverwaltung eingesetzte Festausschuß, mit ihm zufrieden war, muß man bezweifeln. In dem Brief vom 18. Juni 1936, mit dem Bürgermeister Johannes Broß Dr. Kinkelin in Berlin darum bat, eine Festschrift zu verfassen, beschreibt er, wie diese beschaffen sein sollte: *Eine größere Festschrift soll herausgegeben werden, die die Geschichte von Pfullingen und namentlich die Entwicklung im ganzen und einzelner Wirtschaftszweige (Handwerk, Landwirtschaft, Industrie) aufzeigt. Ob sie gleichzeitig der Familiengeschichte und der Sippenforschung nutzbar gemacht werden kann, ist bei der Kürze der Zeit zweifelhaft.*

Wir aber gedenken an diesem höchsten Ehrentage unserer Heimat besonders derer, die uns diese Heimat bereitet und erhalten haben durch stürmische Zeiten, die durch Fleiß und Mühe, durch Schweiß und Blut uns dieses Stück Erde zur heiligen Heimat, zu unserem heiligen Land gemacht haben: wir gedenken unserer Eltern und Voreltern. Und wir gedenken voll Dank derer, die in allen Kriegen ihr Blut und ihre Gesundheit dahingegeben haben im Kampfe um die Heimat. Schutzgeister der Heimat sind die Toten, sie sind an diesem hohen Tage mitten unter uns.

Wir ist es zum Schluß eine ganz besondere Genugtuung und Freude, daß der Führer das höchste Geschenk, das die Stadt Pfullingen zu solchem Festtage verleihen konnte, nämlich die Ehrenbürgerschaft, angenommen hat. Die Geschichte der Bewegung schon seit dem Jahre 1922/23 in hiesiger Stadt, die dem Führer in schweren Zeiten ein über das durchschnittliche Maß weit hinausragende Treue und Gefolgschaft bewahrt hat, beweist, daß diese Ehrenbürgerschaft und das Ehrenbürgerrecht des Führers bei den Pfullingern keine papierene Angelegenheit bleiben wird. Unter unseres Ehrenbürgers Adolf Hitlers Führung hoffen wir zu Gott, daß im Rahmen der großen Zukunft des deutschen Volkes und Vaterlandes auch unser geliebtes Pfullingen auf seine Weise und in seinem Maße an der nationalsozialistischen Gestaltung von Volk und Reich teilhaben darf, und daß es einer sicheren, freien und glücklichen Zukunft entgegengeht. (Lebhafter Beifall.)

*Echazbote Pfullingen, Montag, den 26. Juli 1937. Die Festrede von SS-Standartenführer Dr. Kinkelin bei der Tausendjahrfeier wurde weitgehend wortwörtlich abgedruckt.*

Ein kurzer Blick in das Inhaltsverzeichnis genügt, um zu sehen, daß Kinkelin sich nicht nach den Wünschen des Auftraggebers gerichtet hat. Vielmehr bestimmen Siedlungsgeschichte (Abschnitte I, teilweise III, VII, IX), gemeinderechtliche Dinge (Abschnitte II–V), Sippenkunde (X) und Volkskunde (XI) Aufbau und Inhalt des Buches. Man braucht nicht besonders scharfsichtig zu sein, um

hinter diesen unverfänglich wissenschaftlich klingenden Bezeichnungen sogleich die NS-Kategorien «Blut und Boden», altgermanisches «Gemeinrecht» und «alter heidnischer Glaube» zu entdecken. Schaut man genauer hin, so sieht man, daß nur sehr frühe Zeiten, das Mittelalter und gerade noch das 18. Jahrhundert behandelt oder, besser gesagt, berührt werden. Nur ein paar Artikel reichen bis an die neuere Zeit oder gar an die Gegenwart heran: der über die Martinskirche (Abschnitt I, 3.), die beiden über die Schulen (VI, 1. und 2.), der über das «Gesang- und Musikvereinsleben» (VI, 3.) und der einzige in «VIII. Aus der Wirtschaft» über die Textilfabrik Gebrüder Burkhardt.

Aber das sind alles Beiträge, die von Kinkelin ursprünglich nicht eingeplant waren und die er nur aufgenommen hatte, um den Wünschen des Festausschusses hinsichtlich Thematik und Mitarbeiter wenigstens ein wenig Entgegenkommen zu zeigen. Von einer Darstellung der Entwicklung Pfullingens im ganzen ist allerdings, trotz dieser Artikel, nichts zu finden, noch weniger von der *einzelnen Wirtschaftszweige*, wie es Bürgermeister Broß gewünscht hatte. Den einzigen Text, der damit zu tun hat, den über die Firma Gebrüder Burkhardt, der gerade zwei Seiten lang ist, kann man nur als Feigenblatt ansehen, mit dem Kinkelin seine vollkommene wirtschaftshistorische Nacktheit zu verdecken versuchte. Er hat es also fertiggebracht, unter Mißachtung des Willens des Auftraggebers, der Stadt Pfullingen, die schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein bedeutender Fabrikort war, sein Bild von Pfullingen als das einer mittelalterlich anmutenden Bauernsiedlung aufzuzwingen, die ihre Werte und Kräfte aus einer utopisch-imaginären «heiligen» schwäbisch-germanischen Urzeit beziehe.

Wilhelm Kinkelin war stolz darauf, daß es ihm gelungen war, dem «Festbuch» seinen und damit den NS-Stempel aufzudrücken. Als er Ende Mai 1937 sein fertiges Manuskript von Berlin nach Pfullingen schickte, gab er in dem Begleitbrief an Bürgermeister Broß diesem Stolz unverhohlenen Ausdruck. Als besonders bedeutungsvoll hebt er die Teile des Buches hervor, mit denen er das NS-Programm zu verwirklichen glaubt: *Über Pfullingen hinaus gewinnt das Buch ohne Zweifel Interesse durch einige grundsätzliche Feststellungen im I. und II. Abschnitt (Bedeutende Orte und Rechtsaltertümer); eine Zusammenstellung, wie ich sie im Abschnitt X (Sippenkunde) gemacht habe, gibt es bis jetzt überhaupt noch nirgends; vor allem aber ist die geschlossene Zusammenstellung der Pfullinger Sagen etwas Einmaliges und von ganz besonderem Interesse, nicht weniger als das, was ich über Lied, Spruch, Spiel und Reigen in XI, 2 und 3 dargestellt habe.*



Die Pfullinger Rathhäuser bei der «Volksabstimmung» am 10. April 1938.

### *Geschichte der «Bewegung» in Pfullingen*

Ganz besonders am Herzen aber lag ihm der Abschnitt XII «Der Nationalsozialismus zu Pfullingen 1922–1923». In einem Brief vom 17. Juli 1937 schlägt er Broß vor, dem Ehrenbürgerbrief des Führers meinen letzten Abschnitt 12 über die Geschichte der Bewegung zu Pfullingen als Sonderdruck hübsch gebunden beizulegen. Er sei davon überzeugt, daß diese Gabe (...) den Führer umso mehr freuen würde, als ähnliche Gesamtgeschichten aus den Anfängen der Bewegung kaum bekannt sind und daß diese Sondergeschichte einst noch einen großen historischen Wert bekommen wird. Mit dieser «Geschichte der Bewegung» schaffte Wilhelm Kinkel in auch noch das Kunststück, sein Programm bis zum letzten Punkt abzuwickeln. Er behauptet dort, Pfullingen habe als Keimzelle und erster Träger des nationalsozialistischen Kampfwillens (...) seine uralte bevorrechtigte Stellung als Hauptort eines ehemals sehr großen Bezirks wiedergewonnen.

Und das ist für ihn Beweis genug dafür, daß der Nationalsozialismus die notwendige Erfüllung eines die Geschichte bestimmenden Lebensgesetzes sei, wodurch auch seine Politik gerechtfertigt werde.

Im Jahre 1956 legte Wilhelm Kinkel in der Öffentlichkeit eine Neubearbeitung seines «Festbuches» von 1937 unter dem Titel *Das Pfullinger Heimatbuch* vor. Abgesehen davon, daß sich der Umfang des Buches gegenüber dem ersten in etwa verdoppelt hatte, blieb der ideologische Unterbau von Kinkelins historischen und heimatkundlichen Darlegungen so gut wie unverändert. Nur die «braune» Farbe war abgewaschen worden. Aber das ist ein anderes Kapitel.

#### ANMERKUNG:

Die Darstellung beruht auf der Auswertung von Akten und Dokumenten folgender Archivbestände:

Zentrale Stelle der Justizverwaltungen Ludwigsburg: AR-Z 269/60 Bd. XIV.

Institut für Zeitgeschichte München: Zs 426; MA-24/4; MA-96; MA-253; MA-259; MA-303; MA-545; MA-546.

Bundesarchiv Koblenz: R 6/184; R 6/204; R 6/226; R 16 I/72.

Bundesarchiv Abteilungen Potsdam: 61 Re 1, Nr. 237.

Stadtarchiv Pfullingen: A 318; A 321; Akte «Tausendjahrfeier».

Diesen Archiven danke ich für die freundliche Erlaubnis, ihre Archivalien benützen zu dürfen.

## Museen des Landes: Jüdisches Museum Göppingen in der Alten Kirche Jebenhausen

Wer von Göppingen kommend durch Jebenhausen fährt, wird auf einem großen Schild auf das dortige Städtische Naturkundliche Museum aufmerksam gemacht. Dessen Grundstock ist eine reichhaltige Privatsammlung, die von der Stadt bereits in den zwanziger Jahren erworben wurde. Seit 1970 ist sie im historischen Badhaus in der Boller Straße als selbständiges Museum untergebracht: eines der mittlerweile acht kommunalen und privaten Museen Göppingens. Folgt man dem Schild, so übersieht man leicht den bescheidenen Hinweis auf die

jüngste Einrichtung der auffallend reichen Göppinger Museumslandschaft: das Jüdische Museum Göppingen, das im Juni 1992 in der Alten Kirche Jebenhausen eröffnet wurde.

*200 Jahre jüdischer Geschichte  
und ihr unumkehrbares Ende*

Die Dauerausstellung dokumentiert nahezu 200 Jahre jüdischer Entwicklung in Jebenhausen bzw. Göppingen, das einst eine der größten jüdischen



*Die schlichte,  
chorlose Kirche von  
1506 beherbergt  
heute, nachdem sie  
über 20 Jahre leer-  
stand, das Jüdische  
Museum Göppingen.*

Gemeinden in Württemberg war. Sie zeigt das Mit-, mehr noch das Nebeneinander von Juden und Nichtjuden, läßt viel Assimilation und wenig Symbiose erkennen. Gleichzeitig veranschaulicht sie aber auch – am konkreten lokalen Beispiel – den nicht umkehrbaren Verlust und den traumatischen Bruch in der Geschichte, den die Vernichtung des europäischen Judentums während des Zweiten Weltkriegs bedeutet.

Wie jeder Museums- oder Ausstellungsgestalter standen die Göppinger bei diesem schwierigen Thema vor der Frage, wie die nicht nachvollziehbare Erfahrung der staatlich durchgeführten Vernichtung des europäischen Judentums Nachgeborenen museal vermittelbar ist. Sie entwickelten eine Ausstellungs-Konzeption, die sich strikt auf die lokalen Ereignisse beschränkt, thematische Schwerpunkte setzt und eine Darstellung der Geschichte als historischer Einbahnstraße vermeidet; statt dessen zeigen sie die vertanen Chancen einer Annäherung und gemeinsamen Entwicklung auf.

Ihre gestalterische Lösung liegt quer zur aktuellen Entwicklung in der Ausstellungsästhetik: Statt erlebnisorientierter Inszenierung à la Disneyland bieten sie sachliche historische Dokumentation, statt Illusionen vermitteln sie nüchterne Information. Im Zentrum der Ausstellung steht die historische Aussage, die mit wenigen Objekten, vielen reproduzierten Dokumenten, einigen Grafiken, mit erläuternden Texten und Textbüchern, Filmen, kleinräumigen Inszenierungen und großformatigen Hintergrundfotos veranschaulicht werden. Und das gelingt, soviel sei hier gleich vorweggenommen, abwechslungsreich und anschaulich, ohne langweilig oder gar belehrend zu wirken. Zusätzliche Information ermöglicht das Begleitbuch, das sinnvollerweise einen reinen Katalogteil aufweist.

Bei ihrem Vorhaben waren die Göppinger mit einem weiteren Problem konfrontiert: dem Mangel an Originalen, dem Fehlen von authentischen und aussagekräftigen lokalen Exponaten. Das ist nicht nur das übliche Problem aller neuen historischen Museen, die eben auf keine von langer Hand aufgebaute Sammlung zurückgreifen können. Dieses Problem ist Ausdruck des Themas selbst.

Nach dem Willen ihres «Führers» wollten die Nationalsozialisten die Juden Europas nicht nur in ihrer physischen Existenz auslöschen, sondern auch jede Erinnerung an sie. Beides ist ihnen mit deutscher Gründlichkeit nahezu gelungen. Vor Beginn der nationalsozialistischen Judenverfolgung hatten in Deutschland etwas mehr als eine halbe Million Juden gelebt, bei Kriegsende waren es gerade noch 50 000. Etwa 165 000 deutsche Juden sind zwischen



*Auch an materiellen Zeugnissen jüdischen Lebens hat kaum etwas die NS-Zeit überdauert: Zu den wenigen erhaltenen Originalen des Museums in Göppingen-Jebenhäusern gehört das Wirtshausschild «König David», das wohl in der Zeit um 1800 entstanden ist.*

1933 und 1945 ermordet worden, unter ihnen auch 92 Juden aus Göppingen.

An materiellen Zeugnissen hat die NS-Zeit ebenfalls nur wenig überdauert. Die Synagogen waren zerstört bzw. zweckentfremdet worden, die Kultgegenstände vernichtet, und die persönlichen Erinnerungsstücke haben, sofern sie nicht in die Emigration gerettet werden konnten, den Holocaust erst recht nicht überstanden.

Bezeichnenderweise standen denn auch am Anfang des Jüdischen Museums Göppingen nicht eine Sammlung von kostbaren Judaica, sondern die seit 25 Jahren leerstehende Jebenhäuser Kirche und ein lokalgeschichtliches «Defizit» in Sachen jüdischer Geschichte, wie Museumsleiter Karl-Heinz Rueß erläutert. Eines der wenigen originalen Jebenhäuser bzw. Göppinger Exponate des Jüdischen Museums ist – abgesehen von Dokumenten und Fotografien – das prachtvolle Wirtshausschild des einstigen jüdischen Gasthauses «König David». Der aus Blech geschnittene, blaugewandete König hat mit seiner goldenen Krone und Harfe die NS-Zeit wohl nur deshalb überstanden, weil er eben nicht als Zeugnis jüdischen Lebens, sondern als Ausdruck lokalen Wirtschaftsgeschehens galt. Heute wirbt er als Signet für das Museum, das mehr als 150 Jahre Ge-



schichte des Land- und Stadtjudentums im deutschen Südwesten exemplarisch am Beispiel Göppingen und Jebenhausen vor Augen führt.

#### *Aufbau und Gestaltung: Jüdische Geschichte in christlicher Kirche*

Die Geschichte der Göppinger Juden beginnt 1777 mit der Aufnahme von neun jüdischen Familien in dem reichsritterschaftlichen Dorf Jebenhausen durch die Freiherren von Liebenstein; ihnen gehörte damals auch das Dorf Buttenhausen auf der Albhochfläche. Die Geschichte führt über das rasche Aufblühen der Landgemeinde, die 1832 Sitz eines Rabinats wird, zur Verlagerung der Gemeinde ins chancenreichere, weil zukunfts offene Göppingen und damit zu einer Phase scheinbarer jüdisch-christlicher Normalität. Und sie endet 1945 mit dem Transport der letzten Göppinger Juden ins Konzentrationslager nach Theresienstadt und mit der Vernichtung der Göppinger jüdischen Gemeinde. Heute gibt es keine mehr in Göppingen.

Die Ausstellung gliedert diese Entwicklung in sechs Abteilungen, die teils thematische, teils chronologische Schwerpunkte setzen. Sie sind, zu einem «Rund»gang zusammengefügt, über Kirchenschiff und Empore verteilt, lassen aber den eigentlichen chorlosen Kirchenraum weitgehend unangetastet. Die historische Entwicklung konsequent umsetzend, endet der Gang auf der Empore vor der Tafel mit den Namen der ermordeten Göppinger Juden. Der Weg zurück führt also durch Bekanntes, bereits Gesehenes, das nun – mit diesem Ende vor Augen – anders wahrgenommen werden mag.

Die zurückhaltende, raumbildende Ausstellungsarchitektur schafft einen eigenen Bereich. Er hebt sich deutlich von der alten, schlichten Kirche ab. Diese wird von dunklen schmucklosen Sitzbänken beherrscht, in deren Rückenteilen abschließbare Buchkästen untergebracht sind.

Dieses Gestühl könnte wie die fünf reichverzierten Deckenleuchter aus Messing anschaulich von der jüdisch-christlichen Vergangenheit Jebenhausen erzählen, – stammen sie doch beide aus der dortigen Synagoge. Als die Jebenhäuser Juden diese zu Ende des letzten Jahrhunderts aufgaben, – der größte Teil von ihnen war längst nach Göppingen gezogen –, da schenkten sie das Inventar ihren christlichen Nachbarn für deren Gotteshaus. Und dort steht es bis heute, leider ohne für die Ausstel-

lung nutzbar gemacht worden zu sein. Lediglich die ersten Stelltafeln zu Anfang der Ausstellung informieren den Besucher – an dieser Stelle allerdings etwas unvermittelt – über die Geschichte der 1506 erbauten Jebenhäuser Kirche und die «Berührungspunkte» zwischen Ausstellungsthema und Ausstellungsort. Dabei hätte sich das Inventar mit seiner «doppelten» Nutzungsgeschichte doch geradezu angeboten, um beispielsweise auf die gemeinsamen Wurzeln der beiden Religionen, auf den trennenden christlichen Antijudaismus oder aber auch auf die durchaus vorhandenen Ansätze eines respektablen und gleichberechtigten Miteinanders aufmerksam zu machen. Schade, hier wurde die ansonsten so einleuchtende Zurückhaltung bei der inszenatorischen Rekonstruktion der Geschichte übertrieben.

#### *Juden in Jebenhausen – Zwei Lebensstile in einem Dorf*

Überzeugend dagegen sind die beiden Rauminstallationen, mit denen dem Besucher die zwei unterschiedlichen Lebensstile vorgeführt werden, die sich nach 1777 in Jebenhausen entwickelten. Dem reisenden Gustav Schwab gleich, der Anfang des 19. Jahrhunderts *unter den ziemlich gedrückt einhergehenden Bauersleuten behaglichere Gestalten (...) französisch bekleidet* erblickte und im jüdischen Dorfteil durch die *klaren Tafelfenster im Innern der Haushaltungen städtischen Hausrat* entdeckte, erhält der Museumsbesucher durch zwei Fenster Einblicke in zwei unterschiedliche Wohnräume: ländlich-einfach der christliche, vornehm-städtisch mit Schabbat-Leuchter und kostbarem Kultgerät der jüdische. In szenischer Verdichtung bekommt er so noch einmal vor Augen geführt, was ihm zuvor schon in der Abteilung *Jüdisches Leben* exemplarisch erläutert worden war: die fremden religiösen Bräuche und Traditionen. Auf einen Blick wird klar, wie sie den jüdischen Alltag prägten und sich von dem der Nichtjuden deutlich unterschieden.

Sehhilfe für solche noch heute im Jebenhäuser Straßensbild erkennbaren Unterschiede bieten auch die ausgestellten Ansichten, Fotos und Grundrisse von Häusern: In den (nur scheinbar) größeren Häusern teilten die christlichen Bauersfamilien den Platz mit Vorräten, Gerätschaft und Vieh; in den kleineren, meist einstöckigen Häusern der Juden mußte dagegen keine Fläche für Stallung und Scheuer abgezweigt werden. Denn Juden durften, wie man zuvor schon im Schutzbrief der Freiherren von Liebenstein gelesen hat, keine Landwirtschaft betreiben. Sie verdienten ihren Lebensunterhalt als Händler, Hausierer und Gastwirte bzw. Metzger,

*Die Ausstellung läßt den eigentlichen Kirchenraum weitgehend unangetastet. Das Holzgestühl und die Leuchter stammen aus der alten Jebenhäuser Synagoge.*



*Fensterblick in ein jüdisches Wohnzimmer: Die Eindrücke des Dichters Gustav Schwab von den zwei Lebensstilen in einem Dorf kann der Besucher beim Blick in zwei unterschiedliche Wohnräume nacherleben. Hier der Einblick in das städtisch geprägte Wohnzimmer von Juden in dem württembergischen Dorf Jebenhausen.*

was im Museum eine Zusammenstellung von Wirtshausschildern, Zeitungsanzeigen und Fotografien andeutet. Mit der schrittweisen rechtlichen Gleichstellung kamen seit Anfang des letzten Jahrhunderts auch Verleger und Fabrikanten hinzu.

Kurz vor dem Aufgang zur Empore erinnert die Ausstellung an den berühmtesten «Sohn» Jebenhausens, an Heinrich Sontheim (1820–1912). Der gefeierte «Kaiser der Tenöre» – das Jüdische Museum führt ihn auf der Opernbühne vor – zog sich am Ende seiner Karriere wieder nach Jebenhausen in die Villa Wieseneck zurück.

#### *Juden in Göppingen – Bilder normalen Zusammenlebens?*

Solche Karrieren waren für Landjuden freilich die Ausnahme. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten auf dem Lande blieben für Juden eng, auch nachdem die Emanzipation ihre völlige rechtliche Gleichstel-

lung errungen hatte und sie aus Schutzbürgern zu Staatsbürgern geworden waren. Deshalb zogen immer mehr Juden vom Land in die Stadt, meist ins benachbarte Göppingen. Dort bildeten sie, wie eine Grafik zeigt, nur noch eine Minderheit – allerdings eine für die kommunale Wirtschaft wichtige. Denn bei der Industrialisierung der Stadt an der Fils spielten die erfahrenen Jebenhäuser «Textilfabrikanten» und die weitgereisten Baumwoll- und Leinwandhändler eine entscheidende Rolle.

Sie waren frei von Zunftvorschriften und daran gewöhnt, auf neue Entwicklungen rasch und flexibel zu reagieren. Reklameschilder, Werbeanzeigen und stolz mit dem Produkt der Fabrik geschmückte Briefköpfe – leider erfährt man nicht, was es mit einem «Electricque Corset» auf sich hat – vermitteln einen Eindruck von der Vielfalt der Göppinger Industriebetriebe in jüdischem Besitz. Wer mehr wissen will, kann sich – mittlerweile bei seinem Rundgang auf der Empore angelangt – einen sieben Minuten langen Film über *den Beitrag der Juden zur Industrialisierung Göppingens* ansehen.

Vieles spricht für die Annahme, daß der gemeinsam von Juden und Nichtjuden erreichte Erfolg – zumal während des wirtschaftlichen Aufschwungs der Reichsgründungszeit – ein gleichberechtigtes Miteinander entstehen ließ. *Bilder der Normalität – jüdisch-christliches Zusammenleben nach 1900* ist folglich auch die folgende Ausstellungseinheit überschrieben. Die fotografisch dargestellten Ereignisse – sei es eine für Juden wie Nichtjuden gleichermaßen bestimmte musikalische Morgenfeier in der Göppinger Synagoge, seien es «gemischte» Tanzstundenbälle, Schulklassen oder Vereinsfeiern –, alle diese Ereignisse scheinen keine Unterschiede mehr zu kennen.

Doch die Gleichberechtigung und Akzeptanz war mit Anpassung erkaufte. Die Integration in die bürgerliche Gesellschaft wurde – teils freiwillig, teils erzwungen – mit dem Verlust der Identität erkaufte. Und doch hat diese Anpassungsleistung die Judenfeindschaft nicht zum Erliegen gebracht. Antisemitismus machte sich reichsweit seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wieder verstärkt bemerkbar. Man denke nur an die antisemitische Agitation des Berliner Hofpredigers Adolf Stoecker. Unübersehbar wurde die Strömung, die in den Juden gleichzeitig die Ideen des Liberalismus bekämpfte, nach dem verlorenen Weltkrieg. Der deutsch-völkische Schutz- und Trutzbund, die populärste antisemitische Organisation, bekam nun auch in Württemberg großen Zulauf, der Deutschenationalen Handlungsgehilfen-Verband, die größte Angestellten-Gewerkschaft, schloß auch hier Juden



von der Mitgliedschaft aus. Doch davon erfährt man in der Ausstellung nichts. Und von den früheren Auftritten der Nationalsozialisten in Göppingen – Jahre vor den fotografisch festgehaltenen *Bildern jüdisch-christlicher Normalität* – erhält der Betrachter erst im folgenden Abschnitt Kenntnis. Hier hätte der Konzeption ein Blick über die Grenzen der Ortsgeschichte sicherlich gut getan.

*Drei Lebensbilder –  
Chancen und Grenzen deutsch-jüdischer Identität*

Drei klug ausgesuchte und exemplarisch dargestellte Biografien zeigen anschließend die unterschiedlichen Möglichkeiten, aber auch die Grenzen deutsch-jüdischer Identität zu Anfang unseres Jahrhunderts. Da gab es Dr. Aron Tänzer, Rabbiner der Göppinger Juden und deutscher Patriot. Eine auf Lebensgröße hochgezogene Fotografie zeigt ihn als Armeerrabbiner im Ersten Weltkrieg, an dem teilzunehmen für den über vierzigjährigen Vater von sechs Kindern selbstverständlich war: *Ich mußte aktiv teilnehmen an diesem großartigen Ringen des deut-*

*schen Volkes um Fortbestand und Weiterentwicklung.* Wie Tänzer sahen viele deutsche Juden im Kriegseinsatz eine Chance, ihre Vaterlandsliebe unter Beweis zu stellen. Doch nach der Niederlage galt ihr Einsatz nichts mehr.

Dem nach 1918 wachsenden Antisemitismus versuchte Tänzer mit Vorträgen und Schriften entgegenzuwirken. Unermüdlich widerlegte er die Behauptung, Juden hätten sich vor dem Kriegsdienst gedrückt, und warnte vor den *seelischen Wirkungen des deutschen Judenhasses*. Wie wir wissen – vergeblich. 1933 wird das Ehrenmitglied des Veteranen- und Militärvereins Kampfgenossenschaft Göppingen nach über 50jähriger Mitgliedschaft *gemäß Führeranordnung* als *Nichtarier* aus der Mitgliederliste gestrichen. Das Schreiben ist ausgestellt. Der einst Geehrte und später Ausgestoßene hat es mit dem bitteren Kommentar versehen: *Des Vaterlandes Dank*. 1937 gestorben, mußte der Göppinger Rabbiner Dr. Aron Tänzer, der 1927 eine umfassende Geschichte der Jebenhäuser Judengemeinde geschrieben hatte, ihr Ende nicht mehr erleben.

Dr. August Thalheimer hatte sich als Mitglied der

*Eine notwendige Nachhilfe: In der Abteilung «Jüdisches Leben» werden mit privaten Leihgaben überlebender Göppinger Juden und mit Dauerleihgaben aus der Alten Synagoge Freudental die religiösen Bräuche und Traditionen der Juden dargestellt.*



Sozialdemokratischen Partei politisch völlig anders orientiert als der national eingestellte, konservative Tänzer. 1911 als Chefredakteur der sozialdemokratischen *Freien Volkszeitung* nach Göppingen gekommen, bekämpfte Thalheimer jeglichen Militarismus entschieden und warnte vor der um sich greifenden Kriegstreiberei in seinen Artikeln. Darüber geriet er mit seinem konservativen Parteivorstand aneinander. Schließlich trat er von seinem Göppinger Posten zurück. Knappe biografische Angaben skizzieren den weiteren Lebensweg des «schwäbischen Radikalen», der 1918 zu den Mitbegründern der KPD gehörte. Zehn Jahre später führte seine Kritik am Stalinismus zum Ausschluß aus der Partei. 1933 ging er über Umwege nach Havanna ins Exil, wo er 1948 starb.

Das dritte «Lebensbild» zeichnet die Biografien von Gertrud und Siegfried Rohrbacher nach. Anders als Tänzer und Thalheimer sahen sie für Juden in Deutschland keine Lebensmöglichkeit und gründeten 1933 mit anderen eine zionistische Ortsgruppe in Göppingen. 1937 verkauften sie ihre Bohnerwachsfabrik – «Kinessa-Holzbalsam» – und siedelten mit ihrer Tochter nach Palästina aus. Zu den anrührendsten Exponaten der Ausstellung gehört der Film mit authentischen Alltags-Szenen aus dem Leben der Familie Rohrbacher.

*Verfolgung und Vernichtung –  
Das Ende der jüdischen Gemeinde in Göppingen*

*Führer wir folgen Dir: Alle sagen Ja*, das Transparent auf der hakenkreuzgeschmückten Göppinger

Marktstraße führt dem Besucher im großformatigen Foto vor Augen, was eine Grafik zuvor anhand der Wahlergebnisse ausgeführt hat: Das einstmals rote Göppingen war braun geworden, auch wenn die NSDAP hier in freien Wahlen nie mehr als 27 Prozent der Stimmen erreichte. Die braunen Herren setzten sich dennoch durch.

*Juden haben keinen Zutritt* hieß es bei Veranstaltungen der Nationalsozialisten bereits 1922 in Göppingen, wie man auf einer reproduzierten Anzeige entziffern kann. Was die Nazis daraus machten, nachdem ihnen die Macht übertragen worden war, zeigt eine in Ansätzen nachgestellte Straßenszene: SA-Posten hindern nichtjüdische Kunden am Kauf in jüdischen Geschäften, der mit staatlicher Hilfe organisierte Boykott vom 1. April 1933.

Die solchermaßen begonnene Entrechtung und Ausgrenzung der Juden wurde schrittweise, teils in einzelnen Übergriffen, teils juristisch «legalisiert», vorangetrieben. Nicht enden wollen deshalb auch die kommentarlos aufgeführten Maßnahmen, Vorschriften und Verbote für Juden. Deren Existenzmöglichkeiten in Deutschland wurden immer kleiner, über 200 Göppinger Juden gingen schließlich in die Emigration. Die übrigen wurden deportiert. Unter ihnen war auch Inge Auerbacher. Als sie das Schreiben *Betrifft: Abwanderung* im August 1942 erhielt, war sie sieben Jahre alt; sie ist eines der wenigen Kinder, das Theresienstadt überlebt hat.

In diesem letzten Bereich meidet die Ausstellung jedes falsche Pathos. Sie besteht hier vor allem aus einer dokumentarischen Zusammenstellung von Fotografien, Zeitungsausschnitten und Dokumenten.



*Eine von drei jüdischen Biographien in der Abteilung «Lebensbilder»: Der Göppinger Rabbiner Dr. Aron Tänzer, hier im Ersten Weltkrieg in der Uniform eines Armeerrabbiners, sah wie viele Juden im Kriegsdienst eine selbstverständliche vaterländische Pflicht.*

Und doch vermittelt die Ausstellungsarchitektur mit einfachen Mitteln einen Eindruck von dem zunehmend eingegengten Lebensraum der Juden. Die sonst hellen Ausstellungsträger sind hier dunkel gehalten. Zunehmend enger gestellt, führen sie unmittelbar zur letzten Stellwand: einer Liste mit den Namen der Ermordeten. Mit diesem gewaltsamen Ende der jüdischen Gemeinde endet auch die historische Darstellung.

Das jüdische Museum selber aber hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur Informationen weiter zu geben, sondern auch Brücken von der Gegenwart in die Vergangenheit zu schlagen. Deswegen hat sich ein Verein zur Betreuung des Museums und zur Durchführung von Gruppenführungen gebildet. Themenbezogene Veranstaltungen füllen unter dem Motto *Dialog im Museum* die Alte Kirche. Doch Begleit-Programm wie Museum – außer dem jüdischen Museum gibt es in ganz Baden-Württemberg gerade noch drei entsprechende eigenständige museale Einrichtungen – verbergen nicht die Schwierigkeiten und Probleme solch notwendiger Erinnerungsarbeit.

## Jüdisches Museum Göppingen

in der Alten Kirche Jebenhausen  
Boller Straße 82  
7320 Göppingen-Jebenhausen

Telefon (0 71 61) 65 04 25 oder 4 46 00

Anfahrt von Göppingen aus oder über die A 8,  
Ausfahrt Aichelberg/Göppingen

Öffnungszeiten:

Mittwoch, Samstag, Sonn- und Feiertag,  
10.00 bis 12.00 und 14.00 bis 17.00 Uhr

Eintritt frei

Gruppenführungen nach Voranmeldung

Schlussteil «*Unterm Nationalsozialismus*». Mit einfachen gestalterischen Mitteln deutet die Ausstellung an, wie der Nationalsozialismus den Juden jeglichen Lebensraum abschneht.





*Stefan von Gundelfingen, Grabfigur in Riedlingen-Neufra, signiert Niklaus Weckmann 1528.*

**Meisterwerke  
massenhaft –  
Die Bildhauer-  
werkstatt des  
Niklaus Weck-  
mann und die  
Malerei in Ulm  
um 1500.**

*Eine Ausstellung  
im Württembergi-  
schen Landesmu-  
seum Stuttgart,  
Altes Schloß.*

*Vom 11. Mai bis  
zum 1. August  
1993, Dienstag bis  
Sonntag  
10.00–17.00 Uhr,  
Mittwoch  
10.00–19.00 Uhr.*

*Eintrittspreis: Er-  
wachsene DM 8,-  
Gruppen DM 5,-  
Katalog DM 58,-*

## «Meisterwerke massenhaft» – Zu einer Spätgotik-Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum

Will man mit diesem für Museumskreise ungewöhnlich reißerischen Titel die scharenweise zur IGA, zur Internationalen Gartenbau-Ausstellung, nach Stuttgart ersehnten Besucher in eine Kunstausstellung umleiten? Bietet nicht jede halbwegs gute Exposition «Meisterwerke massenhaft»? Was wird bezweckt mit diesem so unseriös wirkenden Ausstellungstitel?

Der Untertitel wirkt dagegen nüchtern und sachlich, ja etwas umständlich: *Die Bildhauerwerkstatt des Niklaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500*. Ein unbekannter Ulmer Bildhauer neu entdeckt und auf den Sockel gehoben? Beides nicht. Niklaus Weckmann war stets – wie die anderen namentlich bekannten Bildhauer – in den Ulmer Akten zu lesen und ist schon wie Michel Erhart und Daniel Mauch 1829 von Albrecht Weyermann in seinen *Neue(n) historisch-biographisch-artistische(n) Nachrichten von Gelehrten und Künstlern* aufgeführt. Auf eine so lange Zeit schon kann nämlich die Beschäftigung mit den Ulmer Künstlern der Spätgotik zurückblicken; vor allem das fünfbandige Werk von Hans Rott: *Quellen und Forschungen zur Kunstgeschichte* aus den 1930er Jahren hat die Erforschung der süddeutschen Plastik erneut angeregt. Über Niklaus Weckmann konnte er siebzehn Erwähnungen zusammentragen.

*Niklaus Weckman bildhauer zu Ulm –  
erst 1964 bei einer Restaurierung wieder entdeckt*

Allerdings war Weckmann wie etwa zwölf andere Ulmer Bildhauer nur dem Namen nach bekannt; man wußte kein einziges seiner Werke zu nennen, das auf uns gekommen wäre, bis ein glücklicher Zufall 1964 dem Restaurator Walter Hammer den Fund einer Signatur bescherte. Unter der Grabfigur des Stefan von Gundelfingen in der Pfarrkirche von Riedlingen-Neufra wurde die eingeschnitzte Inschrift *Niclaus Weckman bildhauer zu ...* («Ulm» ist zu ergänzen) 1528 sichtbar, was aber bald darauf, wahrscheinlich um Mißverständnisse zu vermeiden, wieder zugeschmiert und übermalt worden war: *her steffan von Gundelfing freyher der jünger. A 1528*. Diesen schon 1507 verstorbenen Adeligen nämlich stellt die überlebensgroße Ritterfigur in voller Rüstung und mit prächtigem Wappen dar, den letzten seines Namens.

Da diese Skulptur der kunsthistorischen Forschung nicht unbekannt geblieben war, man aber bei der Zuschreibung ohne gesicherte Anhaltspunkte operieren mußte – Christoph Langeisen und Christoph von Urach wurden als Künstler gehandelt –, bestand plötzlich die Notwendigkeit zu einer Umtaufe an Niklaus Weckmann. Wolfgang Deutsch übernahm diese Aufgabe und führte gleichzeitig 1968 in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte eine Massentaufe durch. Denn weder Christoph Langeisen noch Christoph von Urach kamen überhaupt in Betracht, sondern dem Stil nach eher das reiche Œuvre Jörg Syrlins, bekannt wie sein gleichnamiger Vater, der Schöpfer des Ulmer Münstergestühls. Obwohl diese beiden in allen Quellen stets nur als Schreiner erwähnt werden, oft aber im Zusammenhang mit Altarretabeln, hat man die ganzen, oft bis ins Gewölbe reichenden «Gesamtkunstwerke» den Syrlins zugewiesen, wobei man stillschweigend unterstellte, sie seien auch als Bildhauer tätig gewesen. Hier mußte nur der Name Syrlin durch den Weckmanns ersetzt werden. Das Schreinerhandwerk der Syrlins war freilich nicht zu unterschätzen, hatten sie doch den Gesamtentwurf zu liefern und die Oberleitung und Abwicklung solch großer Aufträge zu bewerkstelligen.

Diese Erkenntnisse von Wolfgang Deutsch sind der Fachwelt zwar seitdem bekannt, jedoch der lange Ruhm der Syrlins war dauerhaft und stärker. Aber ist, um einen Künstler zu rehabilitieren, eine Ausstellung zu rechtfertigen? Dürfen empfindliche Kunstwerke aus diesem Anlaß ihrem gewohnten Klima entrissen werden, um sie für wenige Wochen – als begleitendes Kulturprogramm zur IGA – einem größeren Publikum unter diesem neuen Aspekt vorzuführen?

Das Württembergische Landesmuseum ist stolzer Besitzer dreier wichtiger Weckmann-Werke, die zugleich seine am besten erhaltenen sind: die Altarretabel aus Kilchberg und Talheim und die sieben Passionsreliefs aus Zwiefalten, die ebenfalls Mittelstücke von Altaraufsätzen waren. Die beiden ersten haben noch ihre Originalfassung fast zur Gänze bewahrt, die Zwiefaltener Werke sind mit kostbaren Farbfassungen aus dem Jahr 1625 geschmückt, reicher als alle spätgotischen Bemalungen, aber im Prinzip noch in der alten Technik ausgeführt. Seit Jahren werden diese Wunderwerke von einer



Rückseite des hl. Cyriakus aus dem Talheimer Altar, um 1520, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, mit typischen Aushöhlungen.

Gruppe von Restauratoren im Württembergischen Landesmuseum restauriert, d.h. gereinigt, von Übermalungen freigelegt, sparsam und reversibel ergänzt sowie retuschiert.

Zu einer guten Restaurierung gehört heute auch das Studium von Vergleichsstücken, was die Schnitztechnik und die Fassung angeht, und so wurden Reisen nach Ulm, vor allem nach Oberschwaben und auf die Schwäbische Alb, auch ins Allgäu und schließlich nach Graubünden notwendig, woraus am Ende der Wunsch entstand, diese Vergleiche auch in Stuttgart durchführen zu können und gleichzeitig einem größeren Publikum zu zeigen. Gespräche mit den Denkmalbehörden folgten mit der bangen Frage, ob ein solches Unterfangen heute noch überhaupt möglich und zu verantworten sei. Eigentlich nicht – aber wenn schon, dann richtig, war die Antwort. Denn Ausstellungen mit empfindlichem Ausstellungsgut werden bekanntlich weiter veranstaltet – oft unverantwortlich leichtsinnig, weil die notwendige Ausrüstung dazu fehlt, und viel zu oft vom politischen Willen diktiert. Hier sollte nun ein Exempel statuiert werden,

und dem Museum wurden alle möglichen Auflagen gemacht, was einen schonenden Umgang mit den Objekten garantieren sollte.

*Aus Weckmanns Werkstatt in Ulm  
sind heute noch 600 Skulpturen nachzuweisen*

Der Stuttgarter Ausstellung kommt ein Charakteristikum Weckmanns zugute – und damit kehren wir zum reißerischen Ausstellungstitel zurück: Niklaus Weckmann schuf *Meisterwerke massenhaft*. Über 600 Skulpturen können heute noch gezählt werden, darunter ganze Altarretabel mit mehreren Bildwerken. Man konnte also ausweichen, wenn eine Skulptur zu empfindlich war, ihr Transport als zu heikel eingeschätzt wurde. Dieses Ausweichen auf andere Beispiele – unter Festhalten an der gleichen Konzeption – hat Weckmann uns leichter gemacht, denn mit einer an moderne Serienproduktion erinnernden rationellen Arbeitsweise in einem großen Werkstattbetrieb hat er seine Entwürfe mehrfach benutzt und dabei nur wenig abgewandelt. Seine Muttergottesfiguren gibt es meist in mehreren Exemplaren, oft nur im Maßstab unterschieden. Faltenanordnungen bei einer Madonnenstatue finden sich unversehens bei einem hl. Ambrosius wieder und so fort. Am meisten stimmen die Gesichtstypen überein; das Erkennen der Familienähnlichkeit wird höchstens durch ihre unterschiedliche Schminke, d. h. Farbfassung, erschwert.

Diese Arbeitsweise, so erstaunlich modern sie für das Mittelalter klingen mag, ist in der Zeit vor der Reformation in Deutschland nicht ungewöhnlich. Tilman Riemenschneider in Würzburg verfuhr in ähnlicher Weise, daß nämlich verschiedene Kräfte in seiner Werkstatt nach einmal aufgestellten Entwürfen immer wieder die gleichen Figuren schufen. Nur so war es auch möglich, daß die Produktion nicht nachließ in der Zeit, als Riemenschneider Bürgermeister seiner Stadt war und durch weitere Ämter ebenfalls von der eigenen Arbeit abgehalten wurde. Offenbar anders stand es in Ulm mit dem heute höher geschätzten Bildhauer Michel Erhart, dessen Werke – an erster Stelle ist der Blaubeurer Altar zu nennen – individueller gearbeitet sind, jede Figur kompliziert und nicht so leicht zu wiederholen. Im Ausstellungskatalog ist der Nachweis dafür, daß sein Haushalt, in dem üblicherweise auch die Lehrbuben und Gesellen mit versorgt wurden, eine geringere Kopffzahl aufwies als Weckmanns Haushalt, was erwiesenermaßen nicht auf eine höhere Kinderzahl bei diesem zurückgeht. Auch Daniel Mauch, der als Schüler Weckmanns vorgestellt wird, hat mit dieser reproduzierfähigen Arbeits-

weise begonnen und die Figurenentwürfe – oder besser bestimmte Gewandanlagen und Faltenschemata – häufig wiederholt. In seinem Werk, das schon zur Renaissance überleitet, gibt es auch einfache neben höchsten Qualitätsstufen, um das hier nicht angebrachte Etikett «Eigenhändigkeit» zu vermeiden. Daniel Mauch wurde deshalb am Rande in die Stuttgarter Ausstellung mit einbezogen, worauf noch zurückzukommen ist.

*Die geschnitzten Figuren werden in Ulm bemalt oder als «Rohlinge» ausgeführt und anderswo «gefaßt»*

Mit in die Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum einbezogen wird «notgedrungen» die Malerei in Ulm – und anderswo. Bei den Retabeln hat die Weckmann-Werkstatt nämlich nicht nur mit

den für die schwäbische Reichsstadt bekannten Malern wie Hans Schüchlin, Bartholomäus Zeitblom, dem (noch anonymen) Meister des Pfullendorfer Altars, mit Jörg Stocker und Martin Schaffner zusammengearbeitet, sondern auch mit auswärtigen Werkstätten. Der Talheimer Altar, eine Stiftung der Anna von Stetten, der Erbin von Talheim bei Mössingen, die 1519 Eberhard von Karpffen heiratete, enthält drei Weckmann-Skulpturen, die aber ihre kostbare Farbfassung nicht in Ulm erhielten. Vielmehr wurden die Flügelbilder und die Skulpturenfassung früher dem weiter westlich beheimateten Meister von Meßkirch zugeschrieben. Mit wem auch immer dieser besonders geschätzte schwäbische Anonymus identifiziert werden mag, er muß – wegen seiner häufigsten Auftraggeber, der Grafen von Zimmern – in der Gegend von Meßkirch oder



*Kreuztragung aus  
Zwiefalten, um  
1520, Württembergisches Landes-  
museum Stuttgart.*



Veringenstadt seine Werkstatt gehabt haben, und der Talheimer Maler stand zumindest mit ihm in einem Lehrer-Schüler-Verhältnis. Ein anderer Maler aus Veringenstadt, Hans Strüb, hat übrigens den Rother Altar im Reiss-Museum Mannheim signiert, zu dem die Weckmann-Werkstatt fünf Statuen lieferte; auch sie sind nicht in Ulm gefaßt worden.

Der Export der Ulmer Weckmann-Werkstatt nach Graubünden ist – ebenso wie der noch umfangreichere der Memminger Altarbaufirma der Malerfamilie Strigel – schon lange bekannt. Drei große Retabel in Salouf, Domat-Ems und Alvaneu zumindest enthalten Weckmann-Skulpturen; bei den vielen anderen, die den Weckmann-Stil zeigen, ist nicht sicher, ob hier nicht bereits bei den Strigeln in Memmingen Weckmann-Schüler am Werk waren. Bei den genannten Altären weicht nun die Fassung von Ulmer Gebräuchen ab, und als Maler der Flügelbilder konnte vielfach Hans Huber in Feldkirch ausgemacht werden, der auch die Schreinfiguren bemalte; ebenso für Ulm fremd wirken die Reliefs auf den Flügelinnenseiten. Niklaus Weckmann lieferte also von Ulm nach Graubünden oder eher zum Kollegen nach Feldkirch seine Skulpturen als unbemalte Rohlinge, was den Transport sicher erleichterte.

Dies ist nur ein kleiner, aber aufschlußreicher Einblick in die Arbeitsweise Ulmer Werkstätten zur Zeit der Spätgotik, als «Massenware» auf höchstem Niveau geschaffen wurde. Für eine gleichzeitig in Kalkar am Niederrhein tätige, ebenso produktive Werkstatt wurde übrigens kürzlich in einer Dissertation das Schlagwort von der «Kunst in Zeiten der Hochkonjunktur» geprägt. Damit wird auf die überreiche Produktion angespielt, die mit der Reformation ein jähes Ende fand und im Bildersturm – 1531 in Ulm – manches Prachtexemplar untergehen sah. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Sicht auf Kunstwerke die Restauratoren ein entscheidendes Wort mitzureden hatten, und in der Tat stammen viele Beobachtungen zur Arbeitsweise von ihnen. Mit von der Partie war erfreulicherweise auch ein Historiker, der nicht nur eine Nachlese der Quellen zu den Ulmer Künstlern durchführte, sondern auch in Ausstellung und Katalog die Aspekte der Zunft, der Auftragsabwicklung und Bezahlung zur Sprache bringt.

Eine erste Beobachtung der Restauratoren war das «Spechtloch». Die Weckmann-Figuren sind nicht nur wie fast alle spätgotischen Skulpturen, wenn sie

*Muttergottes aus dem Rother Altar von 1513, Reiss-Museum Mannheim.*



in Altarschreinen stehen sollten, auf der Rückseite ausgehöhlt, sondern bei ihnen erhält auch der Kopf eine kreisrunde Aushöhlung. Dieses Merkmal ist auf die Weckmann-Werkstatt beschränkt und technisch nicht notwendig, denn bei den nicht ausgehöhlten Köpfen aus anderen Werkstätten ist ein Reißen des Holzes nicht etwa häufiger zu beobachten. Weckmann hat dies wahrscheinlich schon von seinem Lehrer übernommen, dem Meister des Hausener Altares, ebenso einem Ulmer, aber einem noch anonymen Bildhauer.

Damit ist eine weitere Frage schon beantwortet, nämlich die nach der Herkunft Niklaus Weckmanns, der 1481 in der Reichsstadt Ulm eingebürgert wurde. Dies muß aber nicht bedeuten, daß er kein Ulmer war, denn das volle Bürgerrecht besaßen sogenannte Beiwohner, Angehörige unterer Schichten, nicht. Als Bürgen dienten ihm dabei gestandene Ulmer Kollegen: die Bildhauer Michel Erhart und Paul Lebzelter und der Maler Hans Schüchlin, mit denen er schon vorher in Beziehung gestanden haben muß.

*Unsicherheit einer Umbruchszeit: «holzsichtige»  
Figuren werden später bemalt und vergoldet*

Der bereits gezogene Vergleich mit Tilman Riemenschneider, mit dem Weckmann auch den hohen Wiedererkennungsgrad seiner Werke teilt, kann noch ausgeweitet werden. Beide beginnen in demselben Jahrzehnt mit einer neuen Farbigkeit ihrer Altarretabel und Einzelfiguren, genauer: ihrer Unfarbigkeit. Galt Riemenschneiders Magdalenen-Altar in Münnerstadt – Auftrag 1490, Aufstellung zwei Jahre später – lange Zeit als das erste unbemalte Retabel, so können wir heute feststellen, daß der Ulmer Niklaus Weckmann nur wenig später ebenfalls ein nicht gefaßtes Retabel für die Abtei Ochsenhausen schuf. In der Pfarrkirche von Bellamont im Kreis Biberach befinden sich in neuen Gehäusen drei überlebensgroße Skulpturen der Muttergottes und der Apostelfürsten Petrus und Paulus, die 1664 wegen eines neuen Hochaltars in Ochsenhausen überflüssig geworden waren. In einer barocken Chronik der Abtei heißt es, Jörg Syrlin habe das Retabel von 1496 bis 1499 errichtet, dessen Rückseite durchfenstert und daher lichtdurchflutet gewesen sei; die Skulpturen seien aus Eiche gefertigt gewesen. Genau dies sind die Bellamontener Figuren, die wegen der sichtbaren Rückseite nach der

*Muttergottes aus Ermingen, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart.*





*Hl. Petrus und hl. Paulus aus dem zerstörten Altar im Kloster Ochsenhausen, 1496–1499. Bellamont, Kreis Biberach, Pfarrkirche.*

üblichen Aushöhlung wieder sorgfältig verschlossen wurden. Heute sind die drei Skulpturen ziemlich grell vergoldet, darunter sitzen aber keine Spuren einer mittelalterlichen Fassung. Der Beschreibung nach gehörten ursprünglich noch zwei inzwischen verschollene Statuen zu demselben Altar, ein hl. Benedikt und ein hl. Georg. Eine davon, die Georgsfigur, konnte bei den Ausstellungsvorbereitungen wiedergefunden werden: im Depot des Frankfurter Liebighauses, wo sie als Kopie des 19. Jahrhunderts galt. Dies mußte zunächst einleuchten, denn unter den 17 Figuren an der Westfassade des Ulmer Münsters, Weckmanns nächstem großem Auftrag, befindet sich spiegelbildlich ein ähnlicher hl. Georg. Dieses Frankfurter Werk ist holzsichtig, was die ungemein detaillierte Oberflächengestaltung der Rüstung erst verständlich macht, und die dendrochronologische Untersuchung ergab die gleichen Daten wie in Bellamont.

Die holzsichtigen Skulpturen, bei denen meist nur wenige farbliche Akzente bei Augen und Lippen gesetzt wurden, nehmen nach 1510 fast überhand und werden in der beginnenden Renaissance modern. Dazu haben vermutlich mehrere Faktoren beigetragen: Zunächst konnte man so die teure Farbfassung einsparen – teuer wegen des Blattgoldes und der Pigmente aus fernen Ländern. Es entsprach sicher aber auch einem gewandelten Geschmack,

der nicht mehr auf die Materialpracht angewiesen war, sondern jetzt die plastische Form allein zu schätzen bereit war. Ob diese Farbakese, die schon die Zisterzienser in ihren einfarbigen Kirchenfenstern kultivierten, mit kirchlichen Reformbestrebungen am Vorabend der Reformation erklärt werden kann, ist noch zu diskutieren. Die Folge für die Entwicklung des Flügelaltars war, daß beim Wegfall der Flügelgemälde, die meist im Zusammenhang mit der Skulpturenfassung entstanden, auch seine Wandelbarkeit im Hinblick auf die Feste des Kirchenjahres aufhörte und das Retabel nun einseitig, zur Schau-Bilderwand wurde.

So stetig die Zunahme solcher holzsichtigen Bildwerke nach 1500 zu beobachten ist, noch häufiger haben die Restauratoren solche feststellen können, die zuerst ohne Farbfassung geplant waren, dann aber, als habe die Auftraggeber der Mut verlassen, kurz darauf doch bemalt wurden. Dies muß nämlich aus den vielen Beispielen geschlossen werden, bei denen unter einer intakten spätgotischen Fassung die sonst für die holzfarbene Skulptur typischen Markierungen der Augen und Lippen anzutreffen sind. Zahlreiche Weckmann-Werke in der Stuttgarter Ausstellung mit viel zu reich geschnitzten Einzelheiten, für die keine Überfassung vorgesehen war, können dies belegen. Über hundert Jahre blieben auch die Zwiefaltener Passionsreliefs

holzsichtig, bis sie – in der Zeit der Gegenreformation – mit einer alle gotischen an Raffinesse über-treffenden Fassung geschmückt wurden. Auch Rie-menschneiders Magdalenenaltar in Münnerstadt wurde zwölf Jahre nach seiner Fertigstellung doch noch gefaßt, durch den damals aus Nürnberg ver-bannten Veit Stoß, der auch die Flügelgemälde schuf. In allen diesen Fällen spiegelt sich die Unsi-cherheit einer Umbruchszeit.

*Weckmanns Schüler Daniel Mauch  
verläßt Ulm vor dem reformatorischen Bildersturm*

Vor der Reformation in Ulm und damit vor seiner drohenden Arbeitslosigkeit floh 1529 der Weck-mann-Schüler Daniel Mauch nach Lüttich – *seiner Nahrung nachzufahren*, wie es heißt –, wo er im Auf-trag des Bischofs und einer gebildeten Humanisten-

schicht Kleinplastiken nach italienischem Ge-schmack schuf. Auch Mauch hat wie Weckmann mit Serienware begonnen, um sich dann später mit den holzsichtigen Altären in Bieselbach (1510) und Geislingen (1518–1520) weit darüber und über die Weckmann-Werkstatt zu erheben.

Zwischen diesem Renaissance-Meister, der auch den Parallelfaltenstil in Ulm einführt, und dem edelsten schwäbischen Bildhauer überhaupt, Mi-chel Erhart, steht Niklaus Weckmann als eine fast moderne Unternehmerpersönlichkeit, der 37 Jahre lang das künstlerische und wirtschaftliche Leben der Reichsstadt entscheidend mit prägte. Ein neues Bild der Ulmer spätgotischen Plastik wird so ver-mittelt, zumindest ein wichtiger Aspekt. Wer sich dies nicht zu eigen machen will, der kann die *Mei-sterwerke massenhaft* – hundert genau – genußvoll auf sich wirken lassen.

## Dieter Kapff      Frühe Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb

Wer eine Karte Württembergs in vor- und frühge-schichtlicher Zeit aufschlägt, dem fallen zwei Sied-lungsschwerpunkte ins Auge: Archäologische Funde und Fundstellen häufen sich seit der Kelten-zeit im (mittleren) Neckarland und auf der Ostalb. Das mittlere Neckarland mit seinem milden Klima, seinen großen und kleinen Wasserläufen und den fruchtbaren Lößböden ist ausgesprochen siedlungs-freundlich. Schon die ältesten Ackerbauern in Eu-ropa, die Bandkeramiker, hatten es in der Jungstein-zeit aufgesucht. Die Ostalb dagegen besitzt diese Vorzüge nicht. Durchschnittlich 600 Meter hoch ge-legen, kennt sie jahreszeitlich stark schwankende Temperaturen, ein eher rauhes Klima und keine für den Ackerbau besonders geeignete Böden. Was, so haben sich Archäologen und Landeskundler schon lange gefragt, mag Menschen bewogen haben, sich gerade hier niederzulassen – in vergleichsweise un-wirtlicher, wenig siedlungsfreundlicher, waldrei-cher Gegend: auf dem Härtsfeld, dem Albuch, beid-seits des Kocher- und Brenztales?

Daß sie es taten, ist aber nicht zu leugnen. Zeug-nisse einer größeren Bevölkerungszahl zur Hall-stattzeit (750–450 v. Chr.) sind rund 400 heute noch sichtbare Grabhügel, die sich in den Wäldern erhal-ten haben. Mehr als ein Dutzend keltischer Viereck-schanzen, etwa ein Fünftel aller im Lande, liegen

da. Es waren Kult- und Versammlungsorte der Siedler der Latènezeit (450 v. Chr. bis nach der Zei-tenwende). Frühalamannische Höfe und Herren-sitze sowie viele Friedhöfe – in Großkuchen sind al-lein drei ausgegraben worden – künden vom Leben und Sterben einer größeren Zahl von Menschen im 3. bis 8. Jahrhundert. Das Gebiet zwischen Ries und Donau überrascht in der Merowingerzeit und im frühen Mittelalter mit einer ungewöhnlichen Zahl überaus reich ausgestatteter Adelsgrablegen. Es ist auch im Mittelalter ein Machtzentrum, von dem Hochadelsgeschlechter ihren Ausgang nahmen. Daß hier Macht und Reichtum zu verteidigen wa-ren, zeigen nicht zuletzt die Befestigungsanlagen, von der urnenfelderzeitlichen Kocherburg bis zu den Burgen des Mittelalters.

Ackerbau und Viehzucht können auf dem Härtsfeld nicht die wirtschaftliche Basis für eine nach Hun-derten zählende Bevölkerung in vor- und frühge-schichtlicher Zeit gewesen sein. Auch der Fernhan-del bildete hier nicht die Grundlage für Macht und Besitz der Herrschaft. Zu denken ist eher an Boden-schätze, an Eisenerz, das auf der Ostalb in großem Umfang vorkommt.

Eisenerzgewinnung und Eisenverhüttung auf der östlichen Schwäbischen Alb sind urkundlich seit 1365 belegt. Am 14. April dieses Jahres hatte Kaiser

Karl IV. den Grafen von Helfenstein das Recht überlassen, in ihrer Herrschaft Heidenheim Erz zu schürfen und es im Kocher- und Brenztal zu verhütten. Von da an gibt es viele Belege für Erzbergbau und Eisenverhüttung auf der Ostalb, die von adeligen Grundherren, von Klöstern und der Fürstprobstei Ellwangen, vom Herzog von Württemberg und später dem Staat betrieben wurden. Abtsgmünd und Königsbronn, Wasseralfingen und Unterkochen – weniger bekannt sind Itzelberg, Heidenheim, Mergelstetten, Oberkochen und Essingen – sind Hüttenorte. Bis heute übriggeblieben und weithin renommierter sind die Schwäbischen Hüttenwerke in Wasseralfingen und Königsbronn. Ein Großteil der vielfach bemalten gußeisernen reliefierten Dorfbrunnen landauf, landab im Königreich Württemberg wurden dort gefertigt.

### *Ein neuer Werkstoff taucht auf*

Die Bedeutung des Eisens ist bis in unsere Zeit hinein, wo Kunststoffe einen Teil seiner Funktionen übernommen haben, außerordentlich groß. Eisen gehört zweifellos zu den wichtigsten Errungenschaften, es hat die Geschichte und Geschicke der Menschheit entscheidend geprägt. Eine ganze Kulturpoche, die Eisenzeit, ist nach diesem Werkstoff benannt. Eisen ist in Mitteleuropa schon seit rund 3000 Jahren bekannt. Zunächst tauchte es vereinzelt gegen Ende der Urnenfelderzeit (1200–750 v. Chr.) auf. In der Singener Nordstadt ist 1950 aus einem urnenfelderzeitlichen Grab des 9. oder 8. Jahrhunderts v. Chr. das älteste Eisenschwert in Mitteleuropa geborgen worden. Das wertvolle, weil seltene Eisen ist damals auch für Schmuck und Verzierung verwendet worden.

Seinen Durchbruch erlebte dieses Metall in der Hallstattzeit (Stufe Ha C, nach 750 v. Chr.). Mit einem Schlage findet sich nun Eisen in allen Gräbern besserer Herren. Als «Eisenherren» haben die Archäologen jenen späthallstattzeitlichen Fürsten bezeichnet – und damit die Quelle seines Reichtums und seiner Macht angegeben –, der im Magdalenenbergle bei Villingen begraben wurde. Der Fürst von Hochdorf besaß einen ganz mit Eisenblech beschlagenen Wagen. Kurz, Grob- und Feinschmiede waren den Kelten wohlbekannt und Könner auf ihrem Gebiet.

Offenbar war es in der Hallstattzeit in größerem Umfang gelungen, Eisenvorkommen im Lande aufzuspüren, sie auszubeuten, dann das Erz zu verhütten und das Eisen durch Schmieden so aufzubereiten, daß es sich universell zur Herstellung von Schmuck, Waffen und Gerät eignete. Durch seine

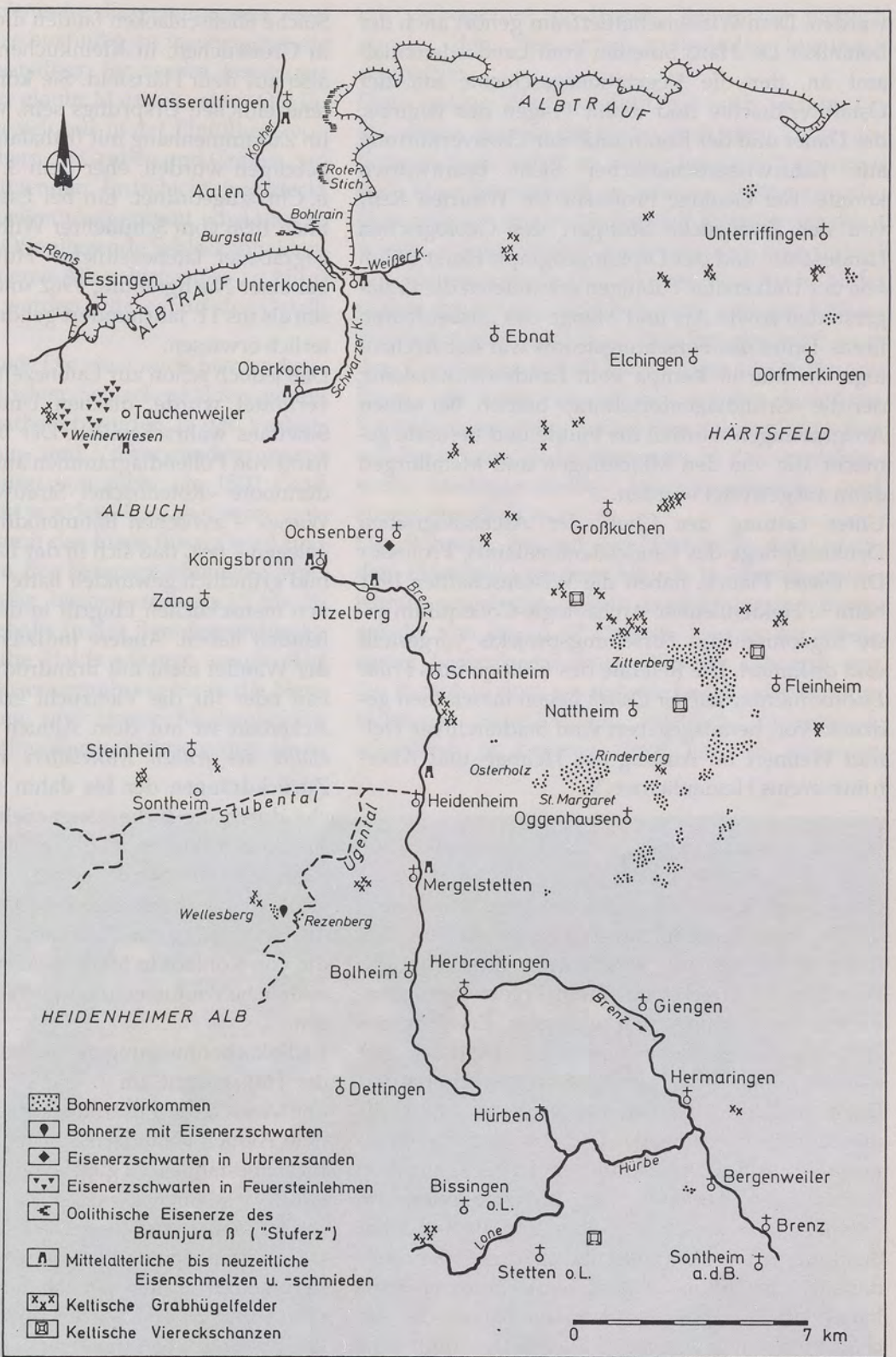
Materialeigenschaften war es der bis dahin dominierenden Bronze bei Waffen und Gerät zunächst nicht überlegen. Anfänglich war Eisen nämlich nicht härter als Bronze und zudem schwerer zu verarbeiten. Sein Vorteil lag jedoch darin, daß es leichter zu beschaffen war als Kupfer und Zinn. Denn Eisenvorkommen sind in Mitteleuropa um ein Vielfaches häufiger als die von Kupfer – vom seltenen Zinn ganz zu schweigen.

Der Schluß aus dem Eisenerzabbau und der Verhüttung in der Neuzeit auf die Verhältnisse in der Vergangenheit ist sicher richtig. Allein, die Beweisführung ist schwieriger, als man denkt. Denn Reste baulicher Anlagen von Bergbau und Verhüttung, die zahllosen Schlackenhalde und Schürflöcher, denen man in den Wäldern bis heute begegnen kann, stützen zwar die Vermutung, doch lassen sie sich nur selten und nur mit großem Aufwand ausreichend genau datieren. Wissenschaftler aber wollen etwas genau wissen, nicht nur mit guten Gründen vermuten. Das Problem der Forschung besteht also darin, einen frühneuzeitlichen von einem vorgeschichtlichen Schlackenhaufen zu unterscheiden, Stellen ausfindig zu machen, wo die Spuren der frühen Eisengewinnung und Eisenverhüttung nicht durch jüngere Anlagen überlagert, verwischt oder gar zerstört sind.

Forschungsansätze hat es schon gegeben. 1963 bis 1965 untersuchte der ungarische Geologe und Mineraloge László Szöke, vom Landesdenkmalamt beauftragt und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell unterstützt, Schlackenhalde und Schürflöcher im Vorland der mittleren Alb, zwischen Reutlingen und Weilheim/Teck. In Schopfloch (1980) und in Metzingen (1990) sind punktuell weitere interessante Ergebnisse gewonnen worden. Von der Südwestalb wurden dagegen noch keine Untersuchungen bekannt, obwohl auch dort Eisenerzvorkommen nachgewiesen sind und Hüttenbetriebe – zum Beispiel im Bäratal und im Laucherttal sowie in Ludwigstal bei Tuttlingen – bis in unsere Zeit hinein bestanden haben. Diese Forschungsansätze blieben aber beschränkt und wegen der Kosten auch im Umfang eng begrenzt. Ihre Ergebnisse sind daher zwangsläufig nicht so umfassend, wie man es sich wünschen würde.

### *Interdisziplinäres Forschungsprojekt*

Deshalb haben sich Wissenschaftler verschiedener Disziplinen zusammengesetzt und 1989 das Forschungsprojekt «Die vor- und frühgeschichtliche Eisengewinnung auf der östlichen Schwäbischen Alb (Härtsfeld und Albuch)» ins Leben gerufen. Die



Eisenerzvorkommen, keltische Grabhügelfelder und Viereckschanzen sowie mittelalterliche und neuzeitliche Eisenerzverhüttungs- und Verarbeitungsplätze auf der Ostalb.

Volkswagenstiftung in Hannover unterstützte das Vorhaben finanziell. Vor allem ermöglichte sie die Gründung eines Instituts für Archäometallurgie, das beim Deutschen Bergbaumuseum in Bochum angesiedelt ist und von dem Mineralogen Dr. Andreas Hauptmann geleitet wird. Mit chemischen

und physikalischen Untersuchungen, wofür moderne technische Apparaturen bis hin zum Rasterelektronenmikroskop zur Verfügung stehen, konnten den vor- und frühgeschichtlichen Funden aus dem Berg- und Hüttenwesen – Erze, Schlacken, Metalle – technikgeschichtliche Aussagen abgewonnen

werden. Dem Wissenschaftlerteam gehört auch der Botaniker Dr. Hans Smettan vom Landesdenkmalamt an, der die Vegetationsgeschichte auf der Ostalb erforschte und damit Fragen des Beginns, der Dauer und der Kontinuität der Eisenverhüttung aus naturwissenschaftlicher Sicht beantworten konnte. Der Geologe Professor Dr. Winfried Reiff von der Zweigstelle Stuttgart des Geologischen Landesamts und der Diplomgeograph Horst Böhm von der Universität Tübingen erkundeten die Erzlagertstätten sowie Art und Menge des ausbeutbaren Erzes. Leiter des Forschungsteams war der Archäologe Dr. Martin Kempa vom Landesdenkmalamt, der die «Grundlagenforschung» betrieb. Bei seinen Ausgrabungen wurden die Funde und Befunde gemacht, die von den Mineralogen und Metallurgen dann ausgewertet wurden.

Unter Leitung des Chefs der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamts, Professor Dr. Dieter Planck, haben die Wissenschaftler 1991 beim 5. Heidenheimer Archäologie-Colloquium erste Ergebnisse des Forschungsprojekts vorgestellt und diskutiert. Die Referate des Colloquiums *Frühe Eisenverhüttung auf der Ostalb* liegen inzwischen gedruckt vor, herausgegeben vom Stadtarchivar Helmut Weimert im Auftrag des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim e. V.

#### *Früheste Zeugnisse aus der Latènezeit*

Obwohl die Schwäbische Alb nach wie vor als eine der Regionen in Mitteleuropa gilt, wo am frühesten Eisen gewonnen und verarbeitet wurde, sind die Forscher des Projekts mit ihren Ergebnissen einseitig noch hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Denn: Aus der Hallstattzeit gibt es noch keinen Beleg für die Eisengewinnung und Eisenverhüttung. Der früheste Nachweis ist erst für die Latènezeit gelungen – und das auch nur in einem Fall sicher. Am südlichen Ortsausgang von Hermaringen kamen in der Brenzniederung im «Berger Steig» bei einer Notbergung 1985 in einer Siedlungsgrube Keramikscherben des 1. Jahrhunderts v. Chr. zutage. Mit diesen datierbaren spätlatènezeitlichen Funden vermengt bargen die Archäologen eine eiserne Tüllenspitze und eine Menge Eisenschlacken. Die Schlacken sind «Fließschlacken», zeigen also Fließstrukturen, wie sie entstehen, wenn die Schlacke nicht im Ofeninneren erstarrt, sondern abgestochen wird, d. h. durch eine Öffnung im Verhüttungssofen ins Freie fließen kann. Die Fließschlacken deuten auf einen in der Nähe der Siedlungsgrube befindlichen Verhüttungsplatz der Kelten hin.

Solche Fließschlacken fanden die Archäologen auch in Großkuchen, in Kleinkuchen und in Nattheim, also auf dem Härtsfeld. Sie könnten auch dort latènezeitlichen Ursprungs sein, werden aber, da sie im Zusammenhang mit frühalamannischen Funden geborgen wurden, eher dem 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. zugeordnet. Ein bei Essingen auf dem Albuch 1896 vom Schullehrer Wilhelm Scheuthle ausgegrabener latènezeitlicher Hüttenofen hatte sich bei einer Nachgrabung 1962 und durch C<sub>14</sub>-Analysen als ins 11. Jahrhundert gehörig, also als mittelalterlich erwiesen.

Daß jedoch schon zur Latènezeit bei Essingen Eisen verhüttet wurde, machen Untersuchungen Hans Smettans wahrscheinlich. Der Botaniker stellte anhand von Pollendiagrammen aus dem Torf der Niedermoore «Rötenbacher Streuwiese» und «Rauhe Wiese» – zwischen Böhmenkirch und Bartholomä gelegen – fest, daß sich in der Latènezeit das Waldbild gründlich gewandelt hatte. Es muß sich um einen menschlichen Eingriff in den Waldbestand gehandelt haben. Andere Indizien machen klar, daß der Wandel nicht mit Brandrodung für den Ackerbau oder für die Viehzucht erklärt werden kann. Ackerbau ist auf dem Albuch *erst in der zweiten Hälfte des frühen Mittelalters* nachzuweisen. Das Zurückdrängen der bis dahin dominierenden Buche durch die Birke hängt vielmehr mit dem Einschlag von Buchenholz in großem Umfang zusammen, das der Birke bessere Wachstumschancen eröffnete. Buchenholz wird in großen Mengen für die Herstellung von Holzkohle benötigt. Holzkohle, die von Köhlern in Meilern erzeugt wurde, war unerläßliche Voraussetzung für die Verhüttung von Eisen.

Radiokarbonmessungen ergaben, daß erstmals in der Hallstattzeit, im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., der Mensch die Zusammensetzung des Waldes auf dem Albuch veränderte. Das Überhandnehmen des Birkenbestandes bei gleichzeitigem kräftigem Rückgang des Buchenwaldes ist im 2. Jahrhundert v. Chr., also in der jüngeren Latènezeit, feststellbar und erreicht seinen Höhepunkt in der Völkerwanderungszeit. Später hat sich der Wald dann wieder erholt und ist erst wieder durch hochmittelalterliche Rodungen entscheidend verändert worden.

#### *Schwierige Spurensuche*

In der mittleren und späten Latènezeit ist die keltische Schmiedekunst hochentwickelt gewesen. Dies zeigt die Fülle der Eisensfunde aus allen Lebensbereichen, die zudem geradezu eine Großproduktion voraussetzt. Warum es bisher dennoch erst so selten

gelungen ist, vorrömische Erzgewinnungs- und Erzverhüttungsplätze ausfindig zu machen, hat die Wissenschaftler beschäftigt. *Sie werden immer nur durch Zufall entdeckt*, glaubt Martin Kempa. Die Eisenschlacken finden sich nur in der Einfüllung von Spalten und Erdlöchern, in Gruben und Gräben, wo sie von einer schützenden Erdschicht zugedeckt sind, die bei Bauarbeiten weggeräumt wird und so die Spuren freigibt. Offenliegende Schlackenhalden, wie sie auf der mittleren Alb gebietsweise zu Hunderten angetroffen werden, gibt es auf der Ostalb nicht.

Das hat seinen Grund: Die einst auch hier vorhandenen vorgeschichtlichen Schlackenhalden waren im Mittelalter aufgearbeitet worden. In den Verhüttungsöfen der Kelten- und Völkerwanderungszeit konnten Temperaturen von mehr als 1500 Grad Celsius nicht erreicht werden. Das aber wäre notwendig gewesen, damit das Eisen flüssig wird und vollständig aus dem Erz herausgeschmolzen werden kann. Regelmäßig blieben deshalb 15 bis 20 Prozent des Eisengehalts in der Rennfeuerschlacke gebunden, die auf die Halde gekippt wurde. Auf der Ostalb, wo die Eisenverhüttung bis in die Neuzeit hinein weiterging, sind diese Schlackenhalden als bequeme Rohstoffquellen genutzt worden, als es

mit verbesserten, modernen Öfen später möglich wurde, den Eisenanteil vollständig herauszuschmelzen.

Der Geologe Winfried Reiff hat noch weitere Erklärungen, warum die Suche nach alten Erzgewinnungsplätzen bisher so wenig erfolgreich gewesen war: Man hat vielfach an falschen Stellen gesucht. Dort nämlich, wo in der Neuzeit Eisenerz abgebaut wurde, wo das Stufertz an Berghängen austritt und der Eisensandstein im Gelände eine Stufe bildet (daher der Name), ist zur Kelten- und zur Völkerwanderungszeit bestimmt kein Erz geschürft worden. Das Stufertz enthält nämlich nur 33–36 Prozent Eisen – zu wenig, als daß sich mit den damaligen Verhüttungsmethoden die Mühe gelohnt hätte. Erst seit Beginn des 16. Jahrhunderts ist das vergleichsweise niedrigprozentige Eisenerz abgebaut und ausgeschmolzen worden.

Das Bohnerz, das auf der Hochfläche der Ostalb, dem Härtsfeld und dem Albuch, in Verwitterungslehmen eingebettet, auftritt, erreicht dagegen Eisengehalte von bis zu 47 Prozent. Und es hat relativ wenig Nebenbestandteile. Wirklich lohnend war der Erzabbau dort, wo sich die kugel- oder bohnenförmigen Erzstückchen, vielfach umgelagert, schließlich in Dolinen (Erdfällen), in schmalen



Heute ein seltenes Bild: Ein Holzkohlenmeiler wird unter einem Schutzdach im Schwarzwälder Münstertal aufgebaut.



*Bohnerzkügelchen von der Alb, locker in Rechteckform zusammengeschoben.*

Karstschloten oder Wannan angehäuft hatten. Nur die größeren Bohnerze und Knollen wurden aus dem Lehm ausgeschlemmt und zur Verhüttung aufgesammelt. Das Ausschlemmen der kleinen und kleinsten Kügelchen wäre zu aufwendig gewesen und hätte zu viel Wasser verbraucht. So blieb im Lehm mengenmäßig etwa 15 Prozent des Eisenerzes zurück.

Die Eisenerz-Prospektoren haben zu allen Zeiten ihr Augenmerk auf solch ergiebige Erdfälle und eisenreiche Bohnerzlagerstätten gerichtet. Die vor- und frühgeschichtlichen Schürfstellen sind deshalb auch in Mittelalter und Neuzeit aufgesucht und ausgebeutet worden; dabei sind die Spuren frühen Erzabbaus verwischt oder zerstört worden. Eine Zahl mag dies verdeutlichen: In den knapp 50 Jahren bis 1906 sind an den Hochöfen in Königsbronn mehr als 24 000 Tonnen Bohnerz angeliefert worden, in oftmals kleinen, nur zwei Millimeter dicken Kügelchen!

#### *Hochprozentiges ist gefragt*

Unbekannt war bisher gewesen, daß es auf der Ostalb, im Feuerstein-Ockerlehm eingeschlossen, große «Schwarten» genannte Eisenkonkretionen gibt, die aus dichtem, festem Eisenhydroxyd bestehen und einen Eisengehalt von 51–54 Prozent aufweisen. Ein Vorkommen liegt auf der Hochfläche über Essingen in den Gewannen «Weiherplatz» und «Weiherwiesen», westlich von Tauchenweiler. Daß hier im Mittelalter Eisenerz gewonnen worden war, legten die zahlreichen Schürfgruben und der Name «Eisengrube» einer Waldabteilung nahe. Doch hatte man bisher angenommen, die Suche habe dem Bohnerz gegolten. Die frühen Bergleute, stellt sich Winfried Reiff vor, waren wohl durch vereinzelte Oberflächenfunde auf die ertragreichen Eisen-

schwarten aufmerksam geworden. Sie hatten dann regelrechte Suchschächte in die Tiefe getrieben und die «Erzlager» sorgfältig ausgebeutet. Martin Kempas Archäologenteam ist ihnen erst durch eigene Suchschnitte auf die Spur gekommen.

Die Eisenschwarten waren an Ort und Stelle verhüttet worden. Ein Hüttenofen aus dieser Zeit wurde zwar bisher nicht entdeckt, wohl aber die Schlackenabfälle, die er geliefert hatte. Mit den Schlacken war der Graben eines zufällig entdeckten Römerkastells des sogenannten Alblimes zugefüllt worden. Glückliche Umstände hatten hier also vereitelt, daß die immer noch eisenreichen Schlacken im Mittelalter oder in der Neuzeit entdeckt und noch einmal verhüttet wurden.

Aus der Römerzeit sind bisher keine sicheren Spuren von Eisengewinnung und Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb bekannt. Da es zahlreiche militärische und vor allem zivile Siedlungen gibt, die Bedarf an Eisen für die Herstellung von allerlei Gerätschaften gehabt hatten, muß man annehmen, daß die Römer ihr Eisen von anderswoher bezogen haben. Berühmt für seine Qualität war damals das norische Eisen, das in großer Menge und günstig in der Provinz Noricum (Kärnten) gewonnen wurde.

Im Lagerdorf beim Kastell Buch glauben Archäologen freilich, einen Schmelzofen ausgegraben zu haben. Und im Albvorland bei Königen am Neckar sind im römischen Vicus Grinario Alteisendepots eines Händlers und Schmieds zutage gekommen. Schlackenfunde aus dem römischen Rottweil und aus der villa rustica von Bondorf bei Herrenberg sprechen ebenfalls für eine lokale Produktion. Aus Augsburg ist eine Römerinschrift überliefert, die von der Eisenverarbeitung in Rätien – zu dieser Provinz gehörte die Ostalb – berichtet. Demnach ist nicht auszuschließen, daß es für den lokalen Bedarf in der Römerzeit auch heimische Betriebe der Metallbranche im Vorland oder auf der Schwäbischen Alb gegeben hat.

Bereits in den 70er Jahren waren Archäologen auf Zeugnisse frühalamannischer Eisenverhüttung auf der Alb gestoßen. In Sontheim im Stubental, Gemeinde Steinheim am Albuch, wurde ein umwehrter alamannischer Herrnsitz des frühen 4. Jahrhunderts ausgegraben. Dabei kam aus einer Materialgrube eine größere Anzahl von Eisenschlacken zum Vorschein. Sie sind zur genauen Untersuchung an die Technische Universität Berlin gegeben worden, wo sie leider verschollen sind.

Mehr Glück hatten die Ausgräber des Landesdenkmalamts auf dem inneren Härtsfeld, in Heidenheim-Großkuchen, wo im Neubaugebiet «Gasenäcker» am Nordrand des Orts Verhüttungsab-

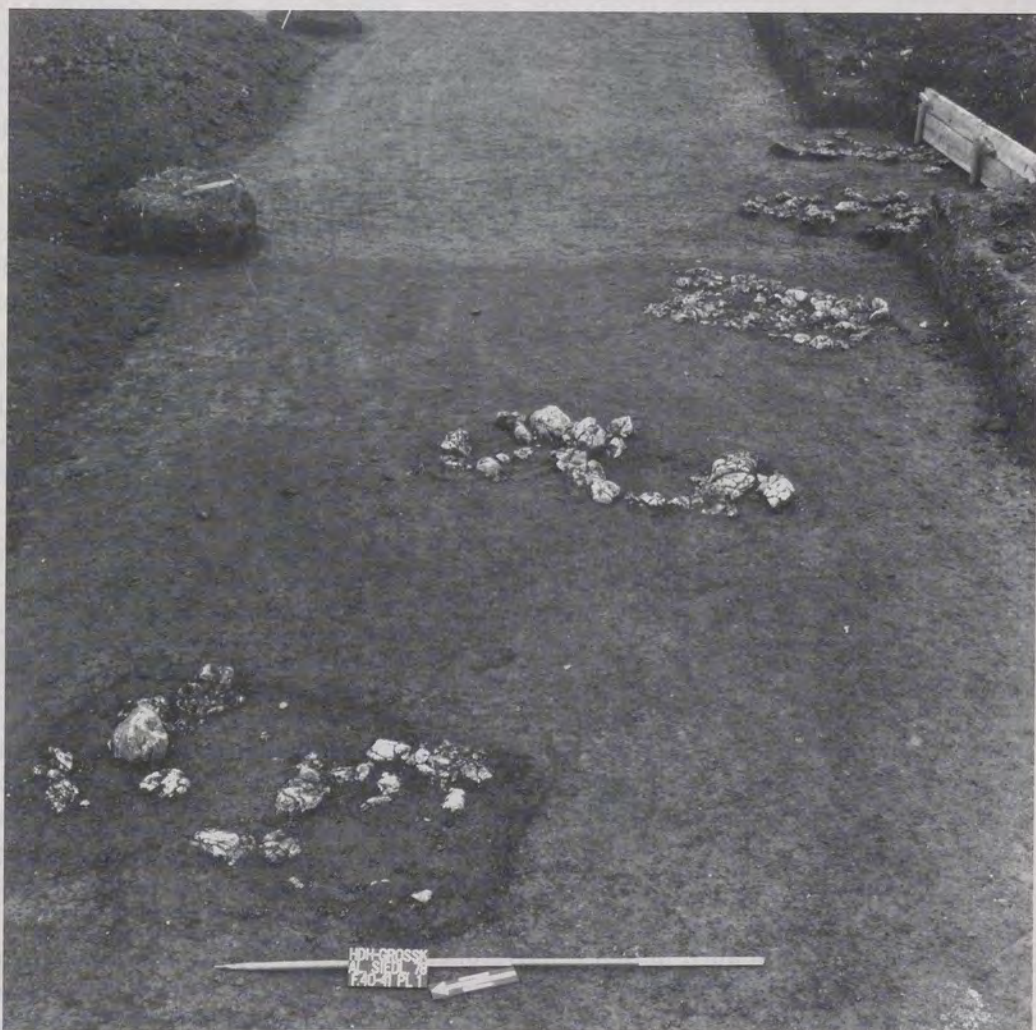


fälle in Verbindung mit frühalamannischen Gräbern und Funden aus dem späten 3. bis 5. Jahrhundert entdeckt wurden. Es handelt sich um sogenannte Fließschlacken einer alten Rennfeuer verhüttung. Von den Verhüttungsöfen selbst wurden keine Spuren gefunden. Fünfzehn rechteckige, ein auf zwei Meter messende und in Reihe hintereinander, beziehungsweise im rechten Winkel zueinander angeordnete Gruben werden als Schmiedeöfen gedeutet. Die Eisenverarbeitung in Großkuchen, ein Zentrum des Bohnerzabbaus bis in die Neuzeit hinein, wurde demnach damals schon in großem Stil betrieben.

In der Ortsmitte von Kleinkuchen war bei Bauarbeiten eine Fundstelle zerstört worden, ehe sie untersucht und datierende Funde sichergestellt werden konnten. Auch hier kamen Fließschlacken zum Vorschein. Ähnliche Fließschlacken aus einer frühalamannischen Fundstelle sind 1990 aus einer Baugrube am südlichen Ortsrand von Nattheim geborgen worden. Nattheim liegt wie Großkuchen und Kleinkuchen auf dem Härtsfeld.

### *Reste von Verhüttungsöfen*

Von der Flächenalb liegen aus Langenau im Alb-Donau-Kreis interessante Befunde vor, die am westlichen Ortsrand «Am Öchslesmühlbach» bei Bauvorhaben angeschnitten wurden. Archäologen legten die Reste zweier Rennöfen frei und fanden zer Schlagene Brocken von Ofenschlacke. Ferner bargen sie mehrere Bruchstücke von Düsenziegeln. Leider können die Reste der Verhüttungsöfen noch nicht genau datiert werden. Man hält sie einstweilen für frühalamannisch. Wie in Großkuchen sind auch hier sogenannte Schmiedefeuere entdeckt worden, sechzehn nur wenig eingetiefte Gruben mit den Maßen 2×1,5 Meter. Sieben dieser Gruben lagen in einer Reihe. Den angeziegelten Boden dieser Gruben bedeckte eine kräftige Holzkohleschicht. Darüber lagen Kalksteine, die Hitzeeinwirkung erkennen ließen. Pfostengruben erlauben die Annahme, daß die Anlage überdacht gewesen war. Wie in Großkuchen so glaubt Martin Kempa auch in Langenau nicht an die Deutung als Schmiedeöfen. Er



*Eine Reihe rechteckiger, einst von Steinen eingefasster Feuerstellen zeichnen sich in der Grabungsfläche von Heidenheim-Großkuchen ab.*

hält sie für hallstattzeitliche «Brandplätze», ohne ihre Bedeutung näher angeben zu können. Einige Funde aus der Hallstattzeit sind an beiden Orten auch tatsächlich gemacht worden.



*Durch das runde Loch dieses Düsenziegels ist Frischluft in den Rennofen geblasen worden, der irgendwo auf den Essinger «Weiherwiesen» gestanden war.*

Die Reste von Rennöfen, Düsenziegeln und Schlacken in Langenau passen gut zu den Ergebnissen, die das Archäologenteam 1990 bei den Ausgrabungen in den «Weiherwiesen» bei Essingen auf dem nördlichen Albuch gewonnen hat. Schon drei Jahre zuvor waren Scherben und Eisenschlacken auf dieser Hochfläche aufgelesen worden. Nun kam eine Tonne Schlacken neu hinzu, die aus dem zugeschütteten Graben eines römischen Kastells stammt, vermischt mit Scherben alamannischer Tongefäße. Die Römer hatten das Kastell vor der Mitte des 2. Jahrhunderts verlassen. Nach dem Fall des Limes siedelten sich Alamannen im späten 3. und 4. Jahrhundert hier an. Sie füllten die störenden Gräben des Kastells mit Abfall zu. Die Untersuchung von Holzkohlestückchen hat stark schwankende Daten ergeben, die sich jedoch auf den Zeitraum 280 bis 330 n. Chr. einpendeln. Ein «Ausreißer»-Datum, das in vorrömische Zeit weist, mag dadurch zustande gekommen sein, daß die Alamannen ein vom Kastell übriggebliebenes Bauholz mitverkohlt haben. Auf einer Grabungsfläche südöstlich des Kastells untersuchten die Archäologen zwei senkrecht bis zu fünf Meter Tiefe «abgeteufte» Schächte, die einen Durchmesser von 1,1 Meter hatten. Diese Schächte dienten dazu, die im Lehm eingesprengten «hochprozentigen» Eisenschwarten abzubauen. Ähnliche Schächte, gerade groß genug, daß darin ein Mann arbeiten konnte, waren auch in den Schürffgrubenfeldern in den umliegenden Wäldern vorgefunden worden.

Die Schlacken von den «Weiherwiesen» sind keine Fließschlacken, sondern Ofenschlacken. Die leichtflüssige Schlacke ist nicht abgestochen worden, also aus dem Ofen geflossen, sondern auf den Boden des Ofens, in den Herd oder «Sumpf», getropft und dort beim Abkühlen des Ofens erstarrt. Sie mußte dann brockenweise herausgerissen werden. An den Abmessungen und Formen der Sumpfschlacke von Essingen läßt sich der Durchmesser des Rennofens abschätzen, auch wenn von ihm keinerlei Reste gefunden wurden. Zwischen den Schlacken lagen rund 50 Bruchstücke von Düsenziegeln.

Auf der mittleren Alb, in Lenningen-Schopfloch, ist beim Bau eines Wasserleitungsgrabens 1980 ein Grubenhaus angeschnitten worden, in das frühalamannische Keramikscherben eingefüllt waren. Dazu kamen Eisenschlacken vom Typ Ofenschlacke und mehrere Düsenziegelbruchstücke.

### *Mondlandschaft im Wald*

Um einige hundert Jahre jünger sind Zeugnisse der Eisengewinnung und Eisenverhüttung im Vorland der mittleren Alb. In einem etwa 30 Kilometer langen Streifen zwischen Lauter und Erms hatte László Szöke 1963 bis 1965 den ersten Nachweis lokaler Eisengewinnung in Südwestdeutschland geführt. Mehr als hundert Schlackenhalden kartierte der junge Wissenschaftler zwischen Reutlingen und Weilheim/Teck. An eine Mondlandschaft, übersät mit Kratern, fühlt sich der Wanderer dort in manchen Wäldern erinnert – im «Benzenhau» oder im «Hirschplan» und im «Stumpenwald» bei Nürtlingen-Linsenhofen.

Außer Schürffgruben, wo nach Toneisensteinen des Dogger mit bis zu 45 Prozent Eisengehalt gesucht wurde, und den charakteristischen Schlackenhalden entdeckte Szöke auch Röstgruben, Reste von Rennöfen und eine Meilergrube, in der Holzkohle für die Verhüttung gewonnen worden war. Im «Hirschplan» sind in einer Schlackenhalde auch Scherben eines Keramiktopfes geborgen worden, die den Verhüttungsplatz in die späte Merowinger-/frühe Karolingerzeit, ins 7. bis 9. Jahrhundert, datieren. Eine  $C_{14}$ -Untersuchung von Holzkohlestückchen ergab die Altersbestimmung «um 700 n. Chr.». Damit ist freilich nur der Verhüttungsplatz im «Hirschplan» bei Linsenhofen annähernd datiert. Die übrigen Fundstellen sind so genau nicht untersucht und könnten aus anderen Zeiten stammen.

Eisenverhüttung im 11. Jahrhundert auf der Schwäbischen Alb belegt der schon vorhin erwähnte Ofenfund südlich von Tauchenweiler auf dem Al-

buch. Aus dem 11. bis 13. Jahrhundert stammt ein besonders interessanter Befund, der 1990 zufällig im Wald «Kurlshau» bei Metzingen gemacht wurde. Dort stießen die Archäologen an einem Bach auf eine große Schlackenhalde, einen ungewöhnlich großen Hüttenofen und Scherben von Tonröhren, die einst fünf Zentimeter Durchmesser hatten. Auch die Schlacken zeigen Besonderheiten, auf die noch einzugehen ist. C<sub>14</sub>-Untersuchungen und Thermolumineszenz-Tests ergaben Datierungen, die ums 12. Jahrhundert «pendeln».






### *Erzsucher – weniger tiefschürfend als kenntnisreich*

Wie die vor- und frühgeschichtlichen Prospektoren und Erzsucher die Eisenerzlagerstätten fanden, entzieht sich genauer Kenntnis. Sie müssen viel Zeit und Ausdauer, aber auch Spürsinn und gute Kenntnisse der Bodenbeschaffenheit besessen haben. Ihrem geschulten Auge entging wohl nicht, wenn nach einem Regen ein Stückchen Eisenerz blankge-

waschen an der Oberfläche lag. Sie wußten, daß Bohnerze oder Eisenschwarten gerne in bestimmten Lehmen eingestreut vorkommen und daß sich solche Erzkügelchen und Brocken in Vertiefungen wie Dolinen und Karstschloten ansammeln. Bei ihren Streifzügen durchs Gelände legten die Erzsucher Schürfgruben an. Diese konnten flach und breit oder trichterförmig und tief sein. Der Erzabbau erfolgte grundsätzlich im Tagebau; Untertage-Bergwerke sind bisher nicht bekannt. Im allgemeinen grub man nicht tiefer als zweieinhalb Meter, vermutlich aus fördertechnischen oder auch aus Sicherheitsgründen. Je tiefer man gräbt, desto größer wird die Gefahr, daß die Wände der Grube einbrechen und der darin Arbeitende verschüttet wird. In Essingen wurde allerdings ein fünf Meter tiefer Schacht mit senkrechten Wänden entdeckt. Die Suchschächte und Fördergruben, die der Bergmann «Pingen» nennt, hatten unterschiedlich große Durchmesser, von einem bis zu fünf Meter. War die Suche erfolglos gewesen, was sicher auch oft vor-



Archäologische Fundstellen auf den «Weiherviesen» bei Essingen, Ostalbkreis.

- |   |                              |  |  |
|---|------------------------------|--|--|
|  | Römisches Kastell            |  | Bronze- und hallstattzeitliche Grabhügel |
|  | Lesefunde                    |  | Schürfgrubenfelder                       |
|  | Schmelzofen der Grabung 1896 |  |  |



Die «Mondlandschaft» mit Kratern und Buckeln im Wald «Benzenhau» bei Nürtingen-Linsenhofen zeugt noch heute von der Erzsuche.

kam, oder war die Pinge ausgebeutet, wurde daneben eine neue abgeteuft und der dabei anfallende Abraum am Rande aufgehäuft oder in die aufgebene geschüttet. So entstand die Mondlandschaft mit den Kratern.

Anschließend mußten die Bohnerzkügelchen vom anhaftenden Lehm durch Schlämmen befreit werden. Die Erzwäsche fand in Bachläufen statt oder – wie auf der wasserarmen Ostalb – in Wasserlöchern, Brunnen und Zisternen. Hülen (Hülben) oder aufgestaute Quellen, wie in den «Weiherwiesen» bei Essingen, boten sich als Erzwäschanlagen an, ebenso wie als Abschreckbecken beim späteren Schmieden. Bei Großkuchen gibt es einen «Eisenbrunnen», dessen Bau dendrochronologisch ins Jahr 745 datiert werden konnte.

Wo nötig, haben die Hüttenleute die großen Brocken des geförderten Erzes durch Rösten mürbe gemacht. Auf glühender Holzkohle konnten organische Bestandteile entfernt und dem Erz Wasser entzogen werden. Frühmittelalterliche Röstgruben oder Röstöfen hatte László Szöke vor dem Albrauf in Linsenhofen entdeckt. Sie waren 30 Zentimeter tief und 1,5 Meter breit und hatten einen rotgebrannten Boden. Von den Rasensoden, mit denen das Ganze einen Tag lang abgedeckt blieb, ist natürlich nichts mehr vorhanden gewesen. Szöke fand auch etwa einen Kubikmeter vorgeröstetes Erz, das nicht mehr verhüttet worden war und in einem der Schlackenhaufen lag.

#### *Ganze Wälder verkohlt*

Holzkohle ist bei Linsenhofen in einer Meilergrube hergestellt worden. Der Kohlenmeiler sah damals also etwas anders aus als heute üblich. Heute sind Meiler freilich selten, der Bedarf an Holzkohle, etwa fürs sommerliche Grillfest im Garten, ist gering. Im 19. Jahrhundert gab es auf der Ostalb aber mindestens noch 90 Köhler. Gewannamen in den Wäldern wie «Kohlplatte» und «Köhlerhau» erinnern noch an ihre Tätigkeit – einen heute fast ausgestorbenen Beruf.

Für die Erzeugung von Holzkohle eignet sich besonders das Buchenholz, das in den Wäldern der Schwäbischen Alb in großer Menge wächst. Man benötigte freilich auch riesige Mengen. Berechnungen ergaben, daß zur Herstellung einer Tonne Eisen etwa sechs Tonnen Holzkohle erforderlich waren. Und dafür mußten 30 Tonnen Holz im Meiler verkohlt werden. Der gewaltige Holzverbrauch hat im Wald seine Spuren hinterlassen, denen der Botaniker leicht nachgehen kann. Der Raubbau am Wald führte zu großen Lichtungen, ließ buschreichen Niederwald entstehen und veränderte die Zusammensetzung des Baumbestandes zugunsten der Birke.

Erzabbau und Erzverhüttung sind, das haben die Untersuchungen gezeigt, in der Vor- und Frühgeschichte stets am gleichen Ort erfolgt. Erst im Spätmittelalter, als die Wasserkraft für Gebläse und Hammerwerk genutzt wurde, zogen Verhüttungs- und Verarbeitungsbetriebe ins Tal – auf der Ostalb

an die Brenz, an die Rems und an den Kocher. Die Erzgewinnung und das Waschen des Erzes verblieben dagegen oben, auf dem Härtsfeld und dem Altbuch.

### *Am Anfang war das Rennfeuer*

Die Eisenverhüttung ist nach Ansicht von Fachleuten eine der schwierigsten Arten von Verhüttung. Das älteste Eisenerzverhüttungsverfahren ist das

Rennfeuer. Wie die Vorgänge im Rennofen im Detail ablaufen, ist noch nicht erschöpfend erforscht. Was in der Theorie schlüssig ist und auch Erfolg verspricht, funktioniert oft in der Praxis nicht so. Experimente müssen hier noch manches klären. Deshalb bleiben die Ansichten in einigen Punkten im Vagen, ja sind kontrovers.

Für ein Rennfeuer wird ein aus Lehm gebauter Hüttenofen lagenweise mit Holzkohle und Eisenerz be-



*Einen nachgebauten Rennofen hat Hermann Huber aus Giengen an der Brenz, Pädagoge, Archäologiepreisträger und Entdecker zahlreicher Fundstellen, im Mai 1991 im Limesmuseum Aalen in Betrieb gesetzt: experimentelle Archäologie zur Eröffnung der Ausstellung «Vom Rennfeuer zum Spitzbarren».*

schickt. Der Ofen kann ein niedriger und kugelförmiger, in den Hang hinein gebauter Grubenofen sein oder ein etwa anderthalb Meter hoher Schacht-ofen. Der Renn(feuer-)ofen hat seinen Namen vom Rennen = Rinnen, dem Fließen des zähflüssigen Schmelzgutes. Der Rennofen ist oben offen, die Öffnung heißt Gicht. Unten besitzt er mehrere kleine Öffnungen für die Luftzufuhr. Denn die fürs Schmelzen der Ofenfracht erforderlichen Temperaturen können stets nur durch Einblasen von Frischluft (Sauerstoff) erreicht werden. Unter günstigen Umständen genügen dafür schon die natürlichen Hangwinde. Meist aber war für die verstärkte Luftzufuhr ein Blasebalg erforderlich. Die Luft wurde durch Tonröhren eingeblasen, die im unteren Teil des Rennofens in die Ofenwand eingesetzt waren und schräg abwärts wiesen. Häufiger sind aber Düsenziegel in die Ofenwand eingesetzt. Das Mundstück des Blasebalgs wurde an sie angesetzt. Reste solcher Düsenziegel konnten in Essingen, Langenau und Schopfloch aufgefunden werden. Am Ansatz für den Blasebalg hatten die Düsen eine lichte Weite von zwei bis drei Zentimetern.

Durch die Sauerstoffzufuhr war es möglich, die Hitze im Ofen bis auf etwa 1200 Grad Celsius zu steigern. Das reichte jedoch nicht aus, um das Eisen zu verflüssigen. Bei 1200 Grad wird es nur weich und teigig und «rennt» dann, noch mit vielen Verunreinigungen vermengt, nach unten. Der Hüttenwerker nennt es «Rennluppe». Das unerwünschte Nebengestein, die «taube Gangart», verflüssigt sich dagegen schon bei 1200 Grad und wird dann zur Schlacke. Sie bindet große Teile der unerwünschten

Bestandteile des Erzes und trennt sie damit vom Metall ab. Damit dies leichter geschieht, die Schlacke besser «fließt» und nicht versintert, setzte der Hüttenwerker Flußmittel zu. Das war der Quarz aus dem Feuerstein oder Hornstein, wie er auf der Schwäbischen Alb vorkommt.

Am Ende des Ofengangs, wenn die Holzkohle verbrannt, das Eisen zur Luppe und das taube Gestein zur Schlacke geworden ist, wird der Rennofen an der Ofenbrust geöffnet, damit die Luppe entnommen und zuvor die Schlacke «abgestochen» werden, also herausfließen kann. Dabei entstehende Fließschlacken sind auf dem Härtsfeld in Großkuchen, Kleinkuchen und in Nattheim gefunden worden. Das Stück der Ofenwandung, das herausgebrochen worden war, mußte vor der Wiederbenützung des Rennofens natürlich mit Lehm wieder ersetzt werden. Dieser Rennofentyp wird seit der Latènezeit benützt.

Ein anderer Rennofentyp hat keine Fließschlacken produziert, sondern Ofenschlacken oder Sumpfschlacken. Die leichtflüssige Schlacke tropft dabei in den Herd oder Sumpf des in die Erde eingetieften Rennofens und sammelt sich da an. Wenn die Sumpfschlacke erkaltet und erstarrt war, mußte sie brockenweise herausgerissen werden. Dafür war es freilich erforderlich, den nach dem Ofengang abgekühlten «Einmal-Rennofen» zu zerstören. 10 bis 20 Zentimeter dicke Schlackenklötze aus dem Ofensumpf gruben die Archäologen auf den «Weiherwiesen» bei Essingen aus, was den Schluß zuläßt, daß der Rennofen etwa um dieses Maß in den Erdboden eingetieft gewesen war. Aus der Form der



*Trotz kräftigen Staubsauger-gebläses ist in Hubers nachgebautem Rennofen bei der Demonstration neben dem Limesmuseum in Aalen 1991 kein schmelzbares Eisen erschmolzen worden.*

Sumpfschlackenbrocken ließ sich ferner der innere Durchmesser des Ofenherdes ermitteln: etwa 40 Zentimeter. Vom Rennofen selbst war nichts erhalten. Genau diese Maße besaßen zwei Rennöfen, die in Langenau im untersten Teil noch erhalten waren. Sie waren zehn Zentimeter tief in den Boden eingelassen. Boden und Wände bestanden aus grauschwarzem, sehr hart verziegeltem Lehm. In Langenau fehlen dagegen die Sumpfschlacken. So ergänzen sich beide Fundorte gut.

Neben Essingen und Langenau standen in Schopfloch und vermutlich auch in Sontheim im Stubental Rennöfen dieses Typs. Die Befunde lassen sie als frühalamannische Verhüttungsanlagen deuten. Solche eingetieften Rennöfen oder «Grubenrennhütten» sind in der jüngeren römischen Kaiserzeit auch in Thüringen, im westlichen Sachsen sowie in Böhmen und Mähren nachgewiesen. Das sind Gebiete, in denen die südlichen Elbgermanen siedelten. Als die elbgermanischen Alamannen dann nach Südwesten ins Römerreich drängten, brachten sie ihren gewohnten Rennofentyp auf die Schwäbische Alb mit. Verblüffende Ähnlichkeiten in der frühalamannischen Siedlungskeramik und in der Grabausstattung mit der elbgermanischen in den weiter nordöstlich gelegenen Gebieten stützen diese Annahme. Ist auch die Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb durch den Fund von Hermaringen bereits für die Latènezeit nachgewiesen, so stammen die frühesten Rennofenreste hierzulande doch erst aus der Völkerwanderungszeit. Als bisher ältester Rennofen in Mitteleuropa gilt der 1929 bei Hillesheim in der Eifel ausgegrabene, der in die Späthallstattzeit datiert wird. Auf einen römischen Hüttenofen stießen die Archäologen auf dem Magdalensberg in Kärnten.

#### *Das Mittelalter heizt stärker ein*

Ob Fließschlacke oder Sumpfschlacke, die Schlacken waren Abfallprodukte, die auf der Halde landeten. Sie waren wertlos, obwohl sie noch einen hohen Prozentsatz an Eisen enthielten. Doch konnte mit dem damaligen Verfahren das restliche Eisen aus der Schlacke nicht mehr herausgeschmolzen werden und war unwiederbringlich verloren. So ist verständlich, daß bis in die Völkerwanderungszeit hinein wegen der unvermeidlich hohen Verluste nur «hochprozentige» Eisenerze die Verarbeitung lohnten.

Das hatte sich schon im frühen Mittelalter geändert. In größeren Rennöfen – lichte Weite nun 0,7 Meter – und mit charakteristisch längeren und konisch zulaufenden Tondüsen, die ins Ofeninnere hineinrag-



*Der Hüttenofen von Metzingen ist in seinem untersten, in die Erde eingetieften Teil noch erhalten. Eine flache Mulde mit brandgerötetem Boden, darüber eine dunkle, mit Holzkohle vermengte Schicht sind im Profil deutlich zu sehen. Auch die etwa noch zehn Zentimeter hohe Lehmwand ist als Halbrund erkennbar.*

ten, sowie mit vermehrtem Einsatz von Holzkohle waren um etwa 100 Grad Celsius höhere Temperaturen im Rennofen zu erzeugen. Die Schlacken, wie sie im 7. bis 9. Jahrhundert in Linsenhofen vor dem Albrauf entstanden waren, enthalten schon deutlich weniger Resteisen. Die Eisenerzausbeute war nun besser. Damit war auch die Verhüttung von etwas geringer eisenhaltigem Doggererz rentabel geworden. Als Flußmittel wurde Kalk verwendet. Noch ein großer Schritt weiter war den Hüttenwerkern von Metzingen im 12. Jahrhundert gelungen. Ihr ebenerdiger Hüttenofen hatte einen noch größeren lichten Durchmesser: einen Meter. Die Wände des Lehmofens waren 30 Zentimeter dick, und die ziegelhart gebrannten Tonröhren hatten gar einen Durchmesser von fünf Zentimetern. Das Ergebnis: In diesem Ofen konnten Temperaturen von 1400 Grad Celsius erreicht werden. Man näherte sich den Hochofenwerten der Neuzeit. Der Durchmesser der Düsen und vor allem die Lage an einem Bach deuten darauf hin, daß mit einem Wasserrad die Wasserkraft für ein konstantes und scharfes Gebläse eingesetzt worden war, damit die hohen Temperaturen überhaupt möglich wurden.

Der Verhüttungsplatz von Metzingen ist für die Technikgeschichte noch von weiterer Bedeutung. Wenn die  $C_{14}$ -Datierungen «um 1200» stimmen, ist Metzingen der bisher früheste Ort in Europa, wo Roheisen in einem Holzkohlehochofen produziert

wurde. Die ältesten Fundorte lagen bisher in Schweden: Lapphyttan (1200–1300) und Vinarhyttan (1250–1275), beide in Dalarna. Auch im Sauerland bei Kierspe ist neuerdings ein solcher «Floßofen» aus dem 13. Jahrhundert ausgegraben worden. Schriftquellen erwähnen die Roheisenproduktion jedoch erst im 14. Jahrhundert.

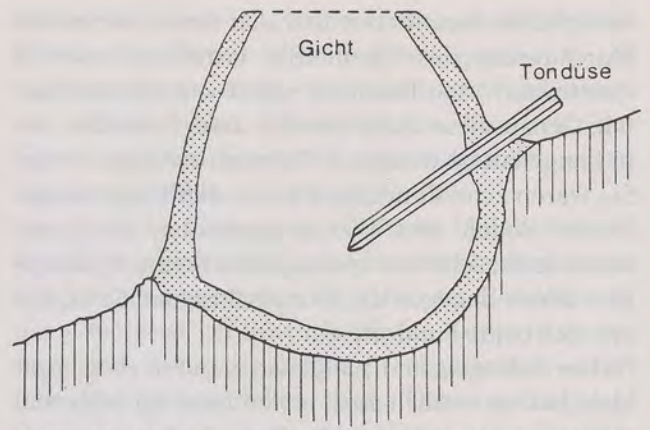
*Eisen: mal butterweich, mal stahlhart*

Im Rennfeuer, das bis in die Völkerwanderungszeit allein bekannt gewesen war, entstand in direktem Verfahren ein schmiedbares weiches Eisen. Die teigigen Luppen-Klumpen aus dem Ofen hat der Schmied durch Aushämmern auf dem Amboß allmählich von den Schlackeneinschlüssen gereinigt. Ebenfalls durch Hämmern sind dann die reinen Eisenstücke ineinander «verknötet», zu einem einheitlichen Metallstück verschweißt worden. Damit das Eisen schmiedbar blieb, mußte es immer wieder aufs neue in Schmiedeöfen erhitzt werden. Solche Schmiedeöfen sind wohl in Großkuchen und Langenau ausgegraben worden.

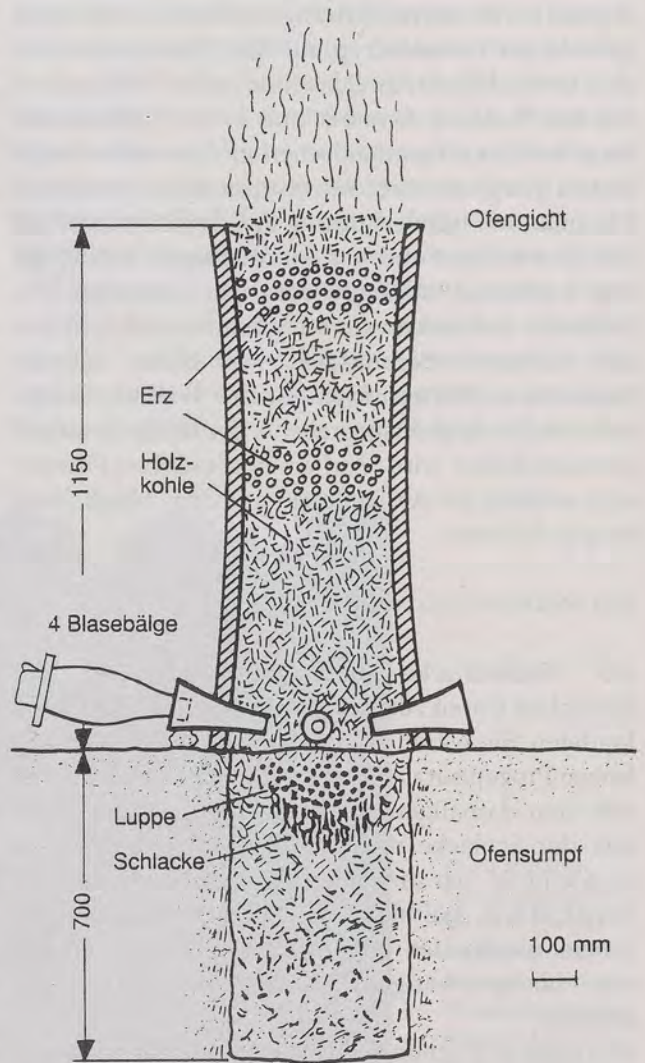
Das vorgeschichtliche Schmiedeeisen aus den Rennöfen war also weich. Es ist nahezu kohlenstofffrei, enthält davon weniger als 0,3 Prozent. Es konnte nachträglich mit Kohlenstoff (bis zu etwa zwei Prozent) angereichert und dadurch härter gemacht werden. Nachglühen im Holzkohlefeuer und Abschrecken im kalten Wasser bewirkten solche Härtung zu Stahl. Zisternen, in denen dieses Abschrecken erfolgen konnte, sind in Großkuchen ausgegraben worden. Die Holzfunde aus den Zisternen stammen, dendrochronologisch datiert, aus den 70er und 80er Jahren des 4. Jahrhunderts. Mit Kohlenstoff angereichertes, gehärtetes Eisen ist aus Großkuchen und Langenau jedoch nicht bekannt.

Aus Linsenhofen, also aus merowingisch/karolingischer Zeit, stammt dagegen ein Eisenstück mit hohem Kohlenstoffgehalt. Vielleicht ist dieser Stahl unbeabsichtigt entstanden, weil das Eisen zu lange im Feuer gelegen hatte. Sicher kein «Betriebsunfall», sondern ganz gezielt produziert, ist jedoch das «hochaufgekohlte» Roheisen von Metzingen. Es hat einen Kohlenstoffgehalt von zwei bis fünf Prozent. Dieses Roheisen ist nicht schmiedbar, sondern nur gießbar und wird deshalb auch Gußeisen genannt. Gegossen wurde Eisen freilich erst in der Neuzeit. In der Antike und im Mittelalter gab es nichts Gußeisernes.

Das Verhüttungsverfahren in Metzingen war ein indirektes. Denn das hier erzeugte Roheisen mußte erst in einem weiteren Schritt wieder «entkohlt» und damit weicher und schmiedbar gemacht wer-



Schemazeichnung eines rekonstruierten kugeligen Rennofens im Vorland der mittleren Alb.



Schemazeichnung eines Rennfeuer-Schachtofens, wie er noch in neuerer Zeit in der Ostsahara betrieben worden ist.



den. Durch Oxydation im «Frischfeuer» wird dem Roheisen ein Teil des Kohlenstoffs wieder entzogen. Das heute allgemein übliche indirekte Verfahren hat den Vorteil der besseren Eisenausbeute, der Produktion größerer Mengen und der Erzielung gleichmäßigerer Qualitäten. Wie das Metzinger Eisen zu Stahl oder zu einem weichen Schmiedeeisen verändert wurde, konnte bei den Ausgrabungen und bei den Untersuchungen der Metallurgen nicht ermittelt werden.

Das Erzeugen und Schmieden der Rennfeuerluppe, das Härten und Frischen, kurz, die Eisen- und Stahlgewinnung ist eines der schwierigsten Verhüttungs- und Verarbeitungsverfahren. Es erfordert Spezialkenntnisse, ist arbeitsintensiv und kraftraubend. So wird verständlich, daß die Hüttenleute und Schmiede, namentlich der kundige Schmied Wieland, bei den Germanen in hohem Ansehen standen. Man bedurfte vieler Grob- und Fein-

schmiede für die Herstellung von mannigfaltigen Geräten. Jedes Dorf hatte einen Schmied. Und so ist es nicht verwunderlich, daß der Familienname Schmied in all seinen Schreibweisen heute zu den häufigsten gehört.

Die Ausgrabungen im Rahmen des Projekts *Frühe Eisenverhüttung auf der Ostalb* und die Auswertungen früherer Untersuchungen haben eine fast kontinuierliche Eisenerzgewinnung und Eisenerzverhüttung auf der Schwäbischen Alb gezeigt, von der Latènezeit bis ins Mittelalter und in die, dann auch urkundlich belegt, Neuzeit hinein. Bei diesem kurzen Überblick sind längst nicht alle Orte erwähnt, wo sich Spuren «montanindustrieller» Tätigkeit gefunden haben. Und Jahr für Jahr werden weitere entdeckt. Die geographische Verteilung der Fundplätze zu den einzelnen Epochen ist aus verschiedenen Gründen eher zufällig. Und gewiß werden die Forscher die verbliebenen Lücken weiter schließen.



Karl Stirner hat vor dem Ersten Weltkrieg Mörikes «Stuttgarter Hutzelmännlein» illustriert; das Alte Schloß und die Türme der Stiftskirche in Stuttgart bilden wie selbstverständlich die Kulisse.

Im Jahr 1913 erschien in einem Münchner Verlag eine bebilderte Ausgabe des *Stuttgarter Hutzelmännlein* von Eduard Mörike. Die Bilder eines wenig bekannten Karl Stirner, die den Zauber dieses Märchens einfühlsam einfangen, haben dieser Ausgabe zu einem lang anhaltenden Erfolg verholfen. Sie erscheint noch heute in einem Stuttgarter Verlag und wird von Liebhabern hoch geschätzt. Den Freunden Mörikes sind die Bilder ähnlich *lieb und interessant*, wie es der Dichter selbst von der *Handschrift* Moritz von Schwind's gesagt hat, der die *Historie von der schönen Lau* aus dem Märchen vom Schusterseppie und dem Pechschwitzer illustriert hat.

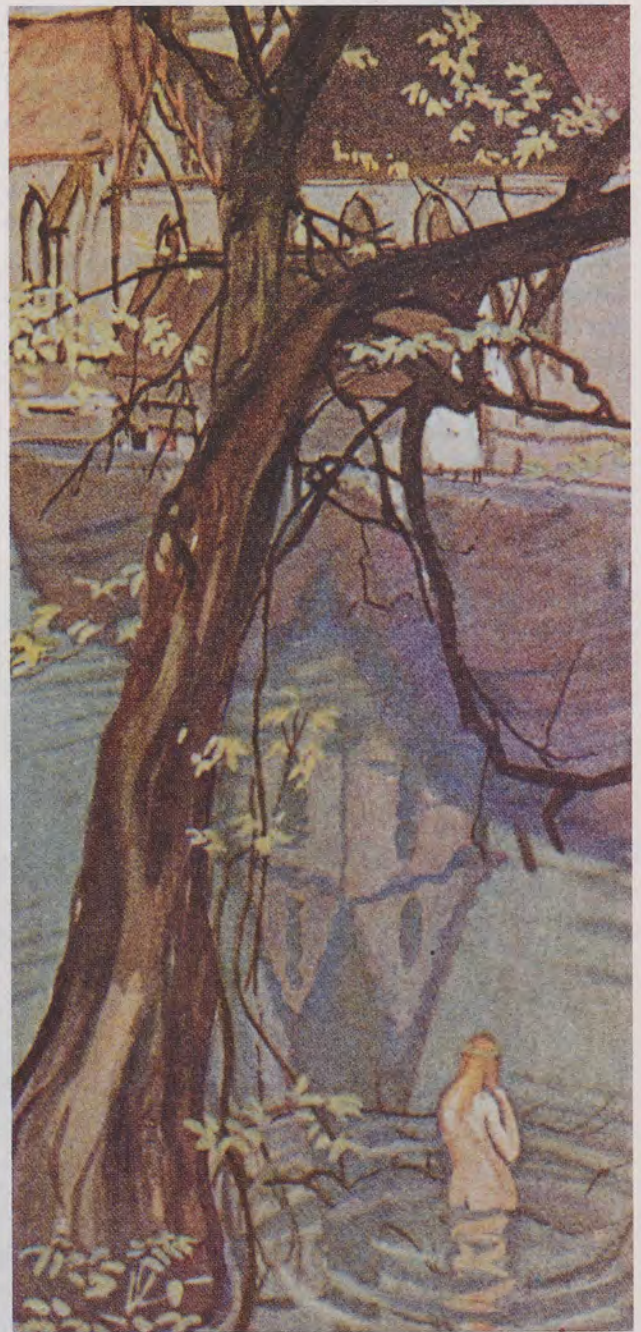
Mit der Illustration eines Schulbuchs für Anfänger ist Stirner ein weiterer, ähnlicher Erfolg gelungen: Wer in den frühen dreißiger Jahren das Glück gehabt hat, mit der «Stirner-Fibel» das Buchstabieren und Lesen zu lernen, wird sich zeitlebens an deren Bilder mit Freude erinnern.

*Armer Leute Kind –  
Idylle im Weiler Schleifhäusle*

Stirner wurde am 4. November 1882 in Rosenberg, nordwestlich von Ellwangen, geboren. Ein halbes Jahr zuvor war sein Vater auf der Flucht vor Gläubigern nach Nordamerika ausgewandert. Beim Hausbau hatte er sich übernommen und war durch eine Mißernte vollends in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Der Sattler und Kleinbauer hat offenbar in der Heimat auf der Ostalb keine Chance mehr für sich gesehen und wollte, wie in den schlechten Zeiten damals viele andere auch, in der Fremde sein Glück versuchen.

Obwohl er seiner Frau versprochen hatte, sie und das Kind, das unterwegs war, so bald wie möglich nachkommen zu lassen, hat sie nie mehr etwas von ihrem Mann erfahren. Er blieb verschollen, hat es vermutlich nicht vom Tellerwäscher zum Millionär gebracht. Der vaterlose Sohn hatte es nicht leicht, hat es aber trotz schlechter Startchancen vom Hirtenbuben zum beliebten und geschätzten Malerpoeten gebracht.

Die Mutter konnte das von ihrem Mann gebaute Haus nicht halten, es wurde *vergantet*, amtlich versteigert. Um etwas zu verdienen, hat sie das Dorf verlassen und ist im nahen Ellwangen «in Stellung gegangen». Ihr Kind wollte sie mitnehmen und mußte deshalb eine «Herrschaft» suchen, bei der



Karl Stirner: Die «schöne Lau» badet im Blautopf.

dies möglich war. Das ging nicht auf Dauer, und sie mußte sich nach etwas anderem umsehen. Auf Bauernhöfen im bayerischen und schwäbischen Allgäu fand sie Arbeit als Magd und Näherin. Ihr Bub mußte schon bald als Viehhirt mithelfen, den Lebensunterhalt zu sichern.

Das unstete Leben dauerte mehr als zehn Jahre. Dann kam das Glück in Form einer kleinen Erb-

Eine Seite aus der  
von Karl Stirner  
illustrierten Fibel  
für die katholischen  
Volksschulen in  
Württemberg.



ch Michel ch

ach so warm  
Michel ruhe aus  
am weichen Haufen  
ei horche ch ch

Josef leis he ran  
ja Michel so faul  
ich suche einen Halm  
nun fein am Hals  
he fauler Michel — auf wache auf  
Frauen sehen her  
lachen Michel aus  
wir lachen auch  
ha ha ha

J

j

13

schaft. Viel war es nicht, was der Mutter zufiel, aber sie konnte sich damit im Frühjahr 1894 in dem Weiler Schleifhäußle bei Ellwangen ein Haus mit Acker und Wiese kaufen. Es war zwar klein und ziemlich baufällig, aber Mutter und Kind hatten endlich eine Heimat gefunden: *Wir schliefen jetzt in unserem eigenen Bett, wenn es auch aus Stroh war*, erzählte Karl Stirner später. *Wir tranken unsere eigene Milch und aßen unsere eigenen Kartoffeln.*

Gern erinnerte er sich an diese Zeit, obwohl es für seine Mutter immer noch sehr schwer gewesen sein muß, sich und ihr Kind durchzubringen. Ein Zubrot

verdiente sie sich als Tagelöhnerin und Leichenbitterin. Nur zwei Jahre dauerte dieses Idyll bei der geliebten Mutter, deren *ganzer Reichtum (...) aus einer Ziege, zwei Hasen, 20 Krautköpfen und einem Schnittlauchstock vor dem Fenster* bestand, um nochmals den Sohn zu zitieren.

Ob er schon vorher die Schule besucht hat, ist nicht klar festzustellen. Auf jeden Fall muß der kleine Karl nun ins benachbarte Schrezheim zum Unterricht, wo er durch seine zeichnerische Begabung auffällt. Er war kein Musterschüler, wohl eher ein Träumer.

Mit der Schulentlassung im Frühjahr 1896 hatte der Traum im Schleifhäusle ein Ende. Der Ernst des Lebens begann, Karl Stirner sollte einen Beruf erlernen. Auf dem Dorf gab es keine Lehrstelle, also mußte er in die Stadt und die Mutter verlassen, so schwer das beiden fiel.

Zu seinem Glück war er für die Tätigkeit als Hilfsarbeiter in einer Schuhfabrik zu jung; dort hatte man die Mutter mit ihrem Buben deshalb abgewiesen. Nach verschiedenen anderen vergeblichen Nachfragen gab sie ihn schließlich – mehr zufällig – zu einem Malermeister nach Ellwangen in die Lehre.

Während seiner dreijährigen Lehrzeit als Anstreicher hat Stirner in der Abendschule seinen ersten geregelten Zeichenunterricht erhalten. Offenbar bei einem guten Lehrer, wenn man sieht, wie er später mit dem Zeichenstift umgehen konnte.

Gerade als seine Lehrzeit 1899 zu Ende ging, starb



Schleifhäusle bei Ellwangen; hier lebten Mutter und Sohn in bescheidenen Verhältnissen.



«Die Anstreicher», mit Stift und Farbe festgehalten von Karl Stirner, der diesen Beruf erlernt hatte.

Karl Stirners Mutter. Ihr Häuschen hat er nicht halten können; es wurde versteigert, und er ging «auf die Walz». Er ist weit herumgekommen, von Bayern bis Hamburg, bis Oldenburg und Köln. Wo es Arbeit gegeben hat, da hat er gearbeitet; einen Winter lang hat er sein Brot als Krawattenmaler verdient, und das war nicht die schlechteste Tätigkeit. Wo er keine Arbeit gefunden hat, da hat er auch gebettelt, so hart ihn das angekommen sein mag. Er war manchmal ganz unten, abgerissen und hungrig. Kein Wunder, daß dieses Vagabundendasein seiner Gesundheit geschadet hat; zeitlebens hatte er mit Krankheiten zu kämpfen. Unterwegs hat Karl Stirner viel gezeichnet. Kinder, Handwerksburschen und Zirkusleute waren seine Modelle. Dabei hat er eine große Fertigkeit im raschen und sicheren Erfassen des Wesentlichen entwickelt. Theodor Heuss hat dies in den frühen zwanziger Jahren so gewürdigt: *Was für ein sicheres Auge der Mann hat, ein Straßenbild zu umfassen, so daß mit sicheren Linien eine malerische Tiefenwirkung entsteht (...) und daß er (...)*

das Geheimnis des Zeichnens beherrscht, das Liebermann (...) die Kunst des Weglassens genannt hat.

Stirner hat auch jede Gelegenheit wahrgenommen, unterwegs Galerien aufzusuchen, um sich mit den Werken großer Meister vertraut zu machen. An kalten Wintertagen hat er sich in den Lesesälen von Bibliotheken aufgewärmt und viel gelesen. Aus der Liebe zum Lesen wird später die Liebe zum Schreiben.

#### *Intermezzo an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule – Hungerjahre und künstlerischer Durchbruch*

Krawattenmaler wollte Karl Stirner nicht bleiben. Er faßte Mut und bewarb sich um einen Studienplatz an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule. Er hatte Erfolg und erhielt sogar ein Stipendium. Im Wintersemester 1906 auf 1907 hat er diese Schule besucht, an der seit 1902 Bernhard Pankok lehrte, ein maßgeblicher Vertreter des Jugendstils.

Nach den Jahren auf der Straße war dem Stipendiaten aber der größte Teil des Fächerkanons zu trocken. Es fiel ihm schwer, sich in die Schulordnung zu fügen. Oft war er krank und blieb auch sonst dem Unterricht immer wieder unentschuldig fern. Kein Wunder, daß sein erstes Semester an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule auch schon das letzte war und blieb. Sein Stipendium wurde nicht verlängert. Er war nun freier Künstler im wahrsten Sinne des Wortes. Als *Landstreicher der Malerei* – wie Cézanne einmal charakterisiert worden ist – mußte Karl Stirner nun sehen, wo er blieb.

Stirner muß sich einige Jahre mit geringen Einnahmen aus gelegentlichen kleinen Aufträgen durchschlagen. Er bleibt in Stuttgart, und es entsteht eine Reihe von Zeichnungen mit Motiven aus Stuttgart und seiner damals noch ländlichen, inzwischen eingemeindeten und verstädterten Umgebung. Sie zeigen die Residenzstadt, wie sie ausgesehen hat, bevor im Ersten Weltkrieg «die Lichter ausgingen».

Allmählich stellen sich erste Erfolge ein: Karl Stirner erhält vom Schreiber-Verlag in Esslingen den Auftrag, ein sogenanntes Malbuch, eine Anleitung für das künstlerische Gestalten, zu illustrieren. Es ist bis in die vierziger Jahre hinein erschienen, was für seine Beliebtheit spricht. Weitere Malbücher sollten folgen.

1912 konnte Karl Stirner seine Arbeiten in einer öffentlichen Ausstellung, im Stuttgarter Kupferstichkabinett, zeigen. Die Kritiker wurden auf ihn aufmerksam, der nun auch für die *Meggendorfer Blätter* Illustrationen liefert. Dann erhält er von einem Verlagsbuchhändler den Auftrag, Mörikes *Hutzelmännlein* zu bebildern. Die dafür gefertigten 37 Zeich-

nungen machen Karl Stirner einem größeren Publikum bekannt; es bildet sich eine Stirner-Gemeinde. Durch seinen Verleger lernt er Ludwig Finckh, den Reutlinger Arzt und Schriftsteller, kennen, mit dem ihn bald lebenslange Freundschaft verband. Finckh ließ von ihm seinen Roman *Der Bodenseher* illustrieren, machte ihn mit Hermann Hesse bekannt und gewann ihm in dem Pfullinger Papierfabrikanten Louis Laiblin einen Mäzen.

#### *Reisestipendium des Königs – Begegnung in der Schweiz mit Ernst Ludwig Kirchner*

Einen weiteren Gönner fand Stirner in der Person des kunstliebenden württembergischen Königs. Wilhelm II., der auf seinen Spaziergängen durch Stuttgart, begleitet von seinen zwei Spitzern und gelegentlich von seiner Tochter, Prinzessin Pauline, regelmäßig das Kunsthaus Schaller in der Marienstraße aufsuchte, war auf Karl Stirner aufmerksam geworden. Er gewährte ihm 1913 ein Reisestipendium, das ihm eine erste größere Studienreise ermöglichte. Er wollte in den Süden. Ludwig Finckh hatte ihm eine Oase in Algerien empfohlen, von der er schwärmte, seit er dort eine Lungenkrankheit ausgeheilt hatte. Stirner reiste nach Biskra und hielt



Karl Stirner, 1914: Arabischer Bazar in der nordafrikanischen Oase Biskra.

sich dort einige Monate auf. Land und Leute haben es ihm angetan, und er hat dort viele romantische Eindrücke festgehalten.

Die Rückreise machte er durch Italien. Lassen wir ihn selbst darüber berichten: *Ich habe dort viel gesehen, die Galerien von Florenz, die unermesslichen Kunstschätze Roms, vom alten Forum Romanum bis zu den herrlichen Sammlungen des Vatikans.* Nach seiner Rückkehr von dieser Reise fand Karl Stirner, der kein eigenes Zuhause hatte, ein Quartier bei seinem Pfullinger Mäzen.

Am Beginn des Ersten Weltkriegs meldet sich Stirner – wie viele andere – in patriotischer Begeisterung als Freiwilliger. Gesundheitlich angeschlagen seit seiner Zeit als Handwerksbursche, war er aber nicht «kriegsverwendungsfähig». Vielmehr müssen sich seine Freunde 1915 um einen Sanatoriumsaufenthalt für ihn bemühen. Sie finden einen Platz in der Schweiz. Dort sucht er bald Kontakt zu Hermann Hesse. Dieser verschafft ihm Aufträge zur Illustration von Zeitschriften und Büchern der von

ihm organisierten *Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge*.

Aus dem Sanatoriumsaufenthalt wurden schließlich sechs Jahre in der Schweiz. Am Ende dieser Zeit traut sich Karl Stirner, den in Davos lebenden Ernst Ludwig Kirchner aufzusuchen. Er, der von der Romantik und dem Jugendstil herkam, hatte Bilder des Expressionisten in Ausstellungen gesehen und war von dessen Malstil beeindruckt. Kirchner empfing Stirner mit einer gewissen Reserve: *Ich mag den Maler Karl Stirner eigentlich ganz gern. (...) Ich will es versuchen, ihm so weit zu helfen, wie ich kann,* heißt es in Briefen und Tagebuchnotizen von ihm.

Die beiden haben sich gegenseitig porträtiert, es aber nicht lange nebeneinander ausgehalten. Immerhin genügen knapp zwei Sommermonate, um Stirner entscheidend zu beeinflussen. Viele seiner Freunde im Schwabenland waren entsetzt. Ludwig Finckh hatte *ehrliche Sorge um ihn*. Obwohl Stirner überzeugt war, *in Form und Farbe einen Schritt vor-*



*Rindelbach bei Ellwangen, von Karl Stirner gemalt nach der Begegnung mit Ernst Ludwig Kirchner in Davos.*

wärts getan zu haben, ist er den Kritikern zunächst ausgewichen. Statt nach Württemberg zurückzukehren, reiste er nach Sizilien, wo er unter der südlichen Sonne sehr produktiv war.

*Heimkehr nach Schwaben und Familiengründung – der Malerpoet findet ein wohlwollendes Publikum*

Erst im Sommer 1921 beendete Karl Stirner seinen Aufenthalt in Sizilien. Auf dem Weg nach Norden wurde er schwer krank. Freunde aus Deutschland sorgten für seinen Transport in ein deutsches Krankenhaus. Erst im Frühjahr des folgenden Jahres war er so weit wieder hergestellt, daß er entlassen werden konnte. Einer der behandelnden Ärzte hatte ihm den Rat gegeben, sein Vagabundenleben aufzugeben, eine Frau zu suchen und zu heiraten. Bei einem geregelten Leben könne er trotz seiner schwachen Gesundheit durchaus ein hohes Alter erreichen.

Obwohl ärztliche Ratschläge von Patienten oft in den Wind geschlagen werden, scheint dieser Rat bei Karl Stirner auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. In Schleifhäusle, wo er mit seiner Mutter die schönsten Jahre seiner Jugend verbracht hatte, lernte er ein Mädchen kennen, das er 1923 geheiratet hat. Er wurde Vater einer Tochter, mußte nun für seine Familie sorgen und baute ein Haus in Ellwangen. Es erscheint fast als ausgleichende Gerechtigkeit, daß er, dessen Vater in Amerika verschollen war, dabei von einem in Amerika reich gewordenen Ellwanger unterstützt wurde.

Karl Stirner hatte angefangen, auch zu schreiben. Er schilderte sein bewegtes Leben, seine Jugend und seine Wanderjahre. Für ein Skizzenbuch *Auf Wanderschaft* fand er 1922 einen Verleger. Zwei Jahre später erschien ein ähnliches Bändchen *Von Mir zu Dir*. Diese Arbeiten Stirners haben ein wohlwollendes Publikum gefunden. Zwar hat Hermann Hesse spöttisch bemerkt, mit Stirners Dichtungen verhalte es sich im Vergleich zu seinen Bildern wie bei ihm mit seinen Aquarellen zu seinen Dichtungen. Aber Stirner hat einfach das Bedürfnis gehabt, sich mitzuteilen. So gehören seine Texte auch zu seinem Schaffen. Was Hesse geschrieben hat, gilt umgekehrt für Stirner: *Nicht daß ich mich für einen Maler hielt oder einer werden wollte. Aber das Malen ist wunderschön, es macht einen froher und duldsamer.*

Die Skizze von einem Scherenschleifer, dem interessierte Kinder bei der Arbeit zugucken, wird mit dem Text von Stirner zu einer kleinen Komposition, die den Betrachter zum Schmunzeln und Nachdenken anregt.



*Karl Stirner, im Alter von 60 Jahren vor seinem Haus, aufgenommen 1942.*

*Vor fünfzig Jahren ist Karl Stirner in Schwäbisch Hall gestorben*

Ob er vom Vater die Statur hatte, läßt sich nicht sagen, bestimmt aber die Wanderlust. Auch nachdem Karl Stirner seßhaft und Vater von vier Kindern geworden war, trieb es ihn immer wieder in die Ferne, in den warmen Süden. Ende der zwanziger Jahre war er nochmals in Biskra, im Winterhalbjahr 1930 auf 1931 bereiste er das damalige Palästina. Die Orte mit den aus der Bibel vertrauten Namen und die bizarre Landschaft haben ihn tief beeindruckt. Seine Bilder legen davon Zeugnis ab. Auch Italien und insbesondere Sizilien durfte Stirner wiedersehen.

Eine Bestätigung seines Schaffens war für Karl Stirner 1932 der Auftrag des württembergischen Kultministeriums, eine neue Fibel für die katholischen Volksschulen des Landes zu illustrieren. Er hat dafür eine Reihe farbiger, lebens- und heimatnaher Bilder entworfen, deren Betrachtung heute noch fröhliche Erinnerungen an die Schulzeit weckt.



Stirner blieb bei allen Erfolgen bescheiden, ganz so wie er formuliert hat:

*Nimm nie den Mund zu voll,  
wenn deine Arbeit hernach  
etwas Gutes werden soll.*

In den dreißiger Jahren hat Stirners Gesundheit immer mehr nachgelassen. Krankenhausaufenthalte wurden immer häufiger. Vor 50 Jahren, am 21. Juni 1943, ist Karl Stirner im Diakonissen-Krankenhaus in Schwäbisch Hall gestorben.

K. Stirner

„Kinder,  
nicht so nah!“  
sagt der Scherenschleifer,  
und das Rädchen schnurrt  
wie besessen.  
Riße, raße, rißig,  
und alle Messer

und Scheren  
sind schon spitzig.  
Nur nicht faul,  
Kinder,  
ihr habt ja  
euer Maul  
vergesse[n].

#### LITERATUR:

Hermann Hauber: Karl Stirner, Der schwäbische Malerpoet. Schwabenverlag, Ellwangen o. J.

Eduard Mörike: Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Mit 37 farbigen Zeichnungen von Karl Stirner, J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart 1979.

Brief Mörikes an Julius Naue, einen Schüler Schwinds, vom 18. 8. 1872.

Adolf Schahl: Karl Stirner und Ernst Ludwig Kirchner. Schwäbische Heimat 1975/2.

Das Karl Stirner Buch. Emil Fink-Verlag, Stuttgart 1935.





«Blumenfrau», auf die eine Dame mit Pudel zugeht. Aquarell, Feder in Schwarz, in Originalgröße, geschaffen 1912 von Karl Stirner.

Linke Seite unten: «Marktfrauen». In derselben Technik gezeichnet von Karl Stirner.



Muß wandern,  
immer wandern!  
Bald mit Freunden,  
bald allein,  
bald im Regen,  
bald im Sonnenschein.  
Will so manches  
noch verrichten.  
Lieg der schönen Welt  
zu Füßen,  
werd noch vieles  
büßen müssen.  
Werd ich wohl  
Genüge finden  
an den Freuden,  
an den Sünden?  
Kehrt in mir einmal  
die Ruhe ein?  
Wird mein Leben  
wohl Erfüllung sein?

Ich schritt über grüne Felder  
ins Blaue hinein  
und suchte das Paradies  
noch obendrein;  
zertrat die Blumen,  
lief her und hin,  
und ahnte nicht –  
daß ich hier längst schon  
im Paradiese bin.

Straßenstaub  
und Mittagshitze  
legten meine müden Wanderfüße  
zur Ruh: Droben schwimmt  
im blauen Äther  
Gottes Schiffelein  
immerzu.

Hab geklopft  
an Tor und Türe  
redlich wohl  
den Weg entlang.  
Daß mich Gott  
noch weiterführe  
zwischen Sonn und Lerchensang  
vollends bis zur Himmelstüre:  
Wünsch sonst nichts  
mein Leben lang.

## «D' Franzosa kommet!» Im Jahre 1693 verwüsten Truppen Ludwigs XIV. Württemberg

In einer der ersten Landesbeschreibungen Württembergs nutzt der Magister Johann Martin Rebstock den *in freier feldung* liegenden Asperg als Aussichtspunkt, *auf welchem man einen großen theil des landes übersehen kan, (er) ligt in einer fruchtbaren gegend, allwo es großen fruchtbau hat, also das man gegen Stuttgart etlich stund weit nichts als äcker siehet, welche aber meistens der Zeit wüist ligen.* Rebstock wandert dann weiter in Richtung Leonberg und findet die Stadt in einer ungewöhnlichen Hinsicht bemerkenswert: *Dise Stadt Leonberg ist der Zeit noch die ein(z)ige stadt, so von Stuttgart gegen Straßburg noch stehet, in dem die übrige alle, als Pforzheim, Durlach, Ettlingen, auch Vaihingen, Knittlingen, Brußel (= Bruchsal) in der aschen ligen und verbrandt<sup>1</sup>.*

Was war passiert, daß Rebstock in seiner Landesbeschreibung immer wieder auf Verwüstung und Elend hinweisen mußte und nur selten auf die beliebten Formulierungen «eine wohlerbaute Stadt» und «fruchtbares Ackerland» zurückgreifen konnte? Wie war Württemberg in einen solch desolaten Zustand geraten?

### *Die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. und die moderne Kriegführung*

Im Herbst 1688 eröffnete Ludwig XIV. einen weiteren Krieg gegen das deutsche Reich. Im Verlaufe dieses Pfälzischen Erbfolgekrieges wurden Heidelberg, weite Teile der Kurpfalz und, was weniger bekannt ist, auch weite Teile des württembergischen Kernlandes verwüstet. Das unentschieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich taktierende Württemberg wurde zur Zahlung von erheblichen Summen an Frankreich erpreßt und anschließend, entgegen gegebener Versprechungen, von französischen Invasionstruppen stark zerstört. Heidelberg, Pforzheim und sieben württembergische Städte sanken in die Asche, zahllose Dörfer wurden geplündert und angezündet. Der französische Offizier Mélac erlangte im Neckarland als Mordbrenner eine traurige Berühmtheit. Zur Durchsetzung der Zahlungen hatten die Truppen des Nachbarn Geiseln aus der württembergischen Ehrbarkeit nach Straßburg geschleppt. Württemberg verlor ferner seinen linksrheinischen Besitz Mömpelgard/Montbéliard.

In der Epoche des «Sonnenkönigs» war all dies nichts Besonderes. Der Krieg war beim Hegemonialstreben der verschiedenen Mächte und Dynastien zu einer Art «europäischem Normalzustand» geworden. Die Modernisierung des Militärs und seiner Strategien hatte zunächst seitens Frankreichs dazu geführt, daß sich ziviles und militärisches Leben quasi nebeneinander abspielten. Anders als noch im Dreißigjährigen Krieg richtete sich die französische Kriegführung nicht mehr primär auf die Zivilbevölkerung, sondern auf die gegnerische Armee. Zu einer weniger barbarischen Einrichtung wurde der Krieg dadurch jedoch nicht, im Gegenteil. Als potentielle «operative Basis» der Reichstruppen gewann die Zivilbevölkerung in Württemberg und anderen Ländern an Bedeutung als Zielscheibe für die feindlichen Armeen. Der entscheidende Befehl Ludwigs XIV. lautete: *keinen einzigen Ort / so dem Feind zum Aufenthalt / oder Winterquartier am Rhein dienen kan / oder auch denen frantzösischen Plätzen / so am Rhein gelegen / schaden könnte / mehr übrig zu lassen<sup>2</sup>.*

Die planmäßige Verwüstung ausgedehnter Landstriche im Vorfeld des französischen Festungsgürtels am Rhein sollte Gegenangriffe auf Frankreich erschweren und den gegnerischen Armeen durch die Vernichtung ihrer Versorgungsbasis alle operativen Möglichkeiten entziehen.

### *Die Prinzipien des Sonnenkönigs – aus der Feder eines Reichsfürsten*

Diese Prinzipien der «modernen» Kriegführung waren keineswegs eine Erfindung der Kriegsminister Ludwigs XIV. Der kaiserliche Feldherr Fürst Raymund Montecuccoli hatte erstmals formuliert, welche Mittel anzuwenden sind, um den Feind auszubluten: *Man muß das feindliche Lager und seinen Kriegs-Vorrath verbrennen, und stinckenden Rauch hinein bringen; die Felder und die Städte verwüsten, die Mühlen niederreißen, das Wasser verderben, ansteckende Seuchen unter ihn bringen, und seine Leute unter einander uneinig machen.* Montecuccolis *Besondere und geheime Kriegs-Nachrichten* sind das Lehrbuch eines im Dreißigjährigen Krieg gereiften Militärs, der im Holländischen Krieg 1672–74 die kaiserlichen Truppen befehligte.



«Theatre de la Guerre sur le Rhein, Moesselle, Mayn & le Necker» des Jahres 1691. Die befestigten Reichsstädte, z. B. Esslingen, sind deutlich hervorgehoben.

Dieses Lehrbuch liest sich wie ein Katalog von Greueln, die von den Reichstruppen bei den Türkenkriegen in Ungarn aufs Grausamste auch gegen die Zivilbevölkerung angewandt wurden. Montecucoli selbst konnte sie als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen im Holländischen Krieg und bei den Kämpfen um Straßburg exerzieren, bevor er im Jahre der Besitzergreifung Straßburgs durch die Franzosen 1681 starb.

Die Gebiete der Kurpfalz, der badischen Markgrafschaften und des Herzogtums Württemberg hatten im dann folgenden Krieg zwischen Habsburg und Bourbon, fast eine kleine Ironie der Geschichte, nun unter diesen Prinzipien der Zerstörung zu leiden. Sie werden, beginnend mit der Politik der Lüge und des Vertragsbruches über die Politik der verbrannten Erde bis hin zur Geiselnahme, nun von der effektivsten Kriegsmaschinerie Europas gegen das Reich selbst angewendet. Punkt 8 der Zielsetzung Montecuccolis *Man muß sich seines (= Feindes) Staats bemächtigen* lautet: *Indem man die Vornehmsten als Geiseln, von dar wegführet und vorwendet, als geschähe ihnen dieses zu Ehren*<sup>3</sup>. Betroffen von dieser französischen Überlegenheit war übrigens auch der Obrist Graf Leopold, Montecuccolis einziger Sohn, der bei der kaiserlichen Armee Dienst tat.

Der «Sonnenkönig» ließ sich gerne als größter Feldherr der Epoche vor dem Hintergrund großer Schlachtenpanoramen abbilden; nach dem Tode seines höchst «erfolgreichen» Kriegsministers Louvois führte er seit 1691 selbst Regie bei den Zerstörungen in Württemberg und ließ sich über Details der jeweiligen Feldzüge genau Bericht erstatten. Deutlich wird daran, wie wenig sich diese Art Politik an moralischen Maßstäben blamieren läßt. Egon Friedell sieht daher in den Greueln der Kriege von Ludwig *den Ausdruck ihrer Zeit und der allgemein menschlichen Rohheit und Verblendung*<sup>4</sup>.

Am Beispiel von Oeffingen, einem kleinen ritterschaftlichen Ort im Neckarland, soll auf Grundlage aussagekräftiger Quellen im folgenden dargestellt werden, welche Ausformungen diese moderne Art der Kriegsführung hatte und wie sie von der Bevölkerung aufgenommen wurde. Ein Ausblick auf die zeitgenössische Berichterstattung in Württemberg und in der noch wesentlich stärker zerstörten Pfalz soll diese Ausführungen beschließen.

*Krieg und Alltag – oder:  
Krieg und Krieg ist nicht dasselbe*

Von den Untertanen der beginnenden Barockzeit wurde Krieg als Erscheinungsform der jeweiligen Herrschaft wahrgenommen. Eine Wehrpflicht gab

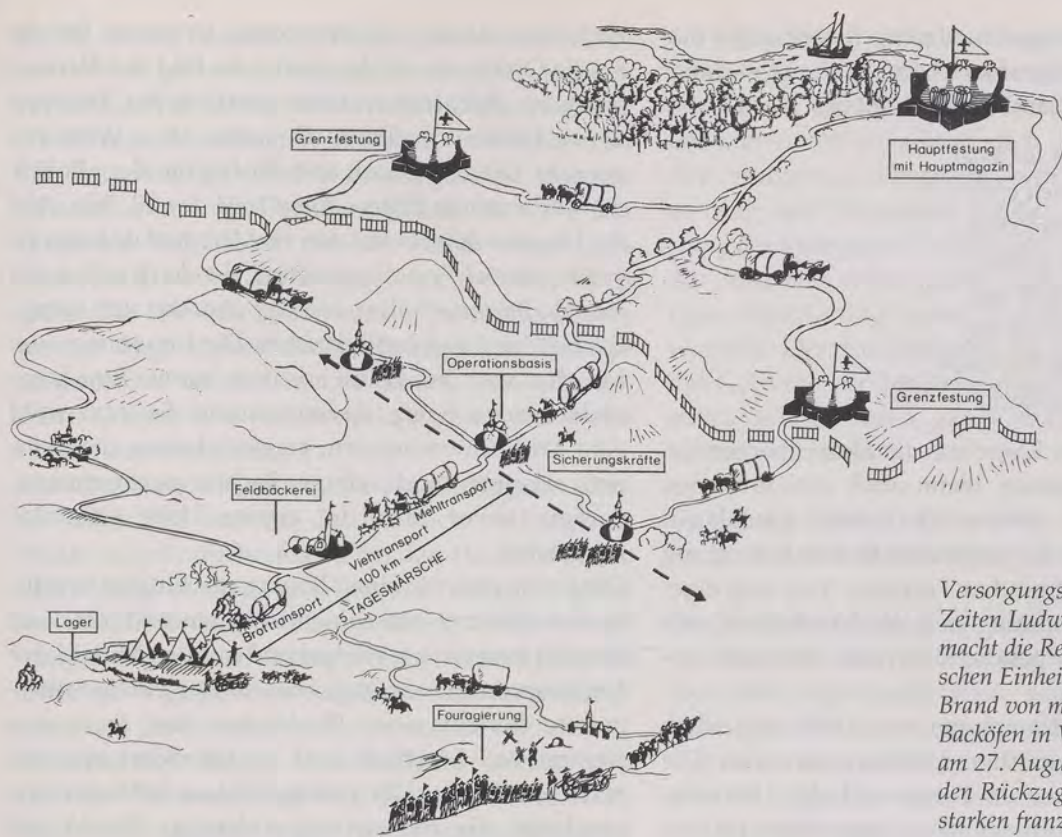
es nicht, und manchem Vermögenslosen schien die Werbung für eines der Söldnerheere eine Alternative zum Leben in Armut zu sein. Krieg gehörte im 17. und 18. Jahrhundert zum alltäglichen Erleben von Bauern und Bürgern dazu. Diese Abfolge von Kriegen im Zeitalter des Absolutismus scheint im übrigen kein Widerspruch zu sein zu einem kontinuierlichen Bevölkerungszuwachs wie auch zu einer wirtschaftlichen Prosperität in Württemberg.

In den Berichten von Augenzeugen ist festzustellen, daß die üblichen Formen der Kriegsführung mit Quartierlasten, Fourage(=Futter)lieferung und gelegentlichen Diebstählen fast apathisch hingenommen wurden. Die vor allem von Frankreich effektivierte, modernen Methoden der Kriegsführung erregten dagegen immer wieder Anstoß, ja Empörung. Dieser Unterschied soll im Folgenden herausgearbeitet werden, wenn wir zwischen den Zeilen der Berichte lesen. Vergleichbar sind die Verwüstungen in Schwaben mit den Zerstörungen weit größeren Ausmaßes in der Kurpfalz, wo ganze Städte, zudem die Reichsstädte Worms und Speyer, dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Zusammen mit der Sprengung des Heidelberger Schlosses 1693 hatten diese Verheerungen im Reich einen wahren Sturm der Entrüstung entfacht<sup>5</sup>.

Im Jahre 1688 kamen sie überfallartig ins fast wehrlose Württemberg, die schnellen und beweglichen Trupps der Franzosen. Sie zogen durchs Neckartal, besetzten Cannstatt und Esslingen und statteten auch den Dörfern des Schmidener Feldes einen Plünderungsbesuch ab. Ihr wesentlicher Zweck war die Erhebung von «Kontributionen», d. h. Erpressungsgeldern zur Finanzierung der eigenen Kriegsführung. Marschall Duras hatte Formulare vordrucken und vielen württembergischen Städten durch französische Reiter aushändigen lassen, mit denen diese zu Schutzgeldzahlungen aufgefordert wurden. Fast alle zahlten die hohen Beträge schließlich angesichts der schrecklichen Drohungen, die durch bereits verübte Greuelthaten in der Pfalz mehr als glaubhaft waren.

Auch 1689 und 1692 kamen die Franzosen; fast hatten sich die Bauern an den Schrecken der Wehrlosigkeit gewöhnt. Nach dieser Art von «Kampagne», so hießen die Kriegszüge des Sommerhalbjahres, zogen sich die Soldaten wieder in befestigte Winterlager am Rhein zurück.

Im Jahre 1693 jedoch machten die Truppen Ernst mit der neuen Politik der verbrannten Erde. Die Reichstruppen waren unter den Befehl des erfahrenen Feldherren Markgraf Ludwig von Baden, nach seinen Siegen gegen die Türken «Türkenlouis» genannt, gestellt und zusätzlich verstärkt worden. Die



Versorgungskette einer Armee zu Zeiten Ludwig XIV. Die Skizze macht die Reichweite der militärischen Einheiten deutlich. Der Brand von mehr als hundert Backöfen in Vaihingen/Enz war am 27. August 1693 Anlaß für den Rückzug der 80 000 Mann starken französischen Armee.

Kalkulation der Franzosen war es nun, vor einem drohenden Rückzug möglichst wenig zurückzulassen, das der Feind als Quartier und Verpflegung eigener Truppen nutzen konnte.

Die Disziplin der Truppen wurde zudem immer schlechter. Viele Franzosen, aber auch Deutsche waren desertiert und plünderten als «Schnapphähne», d. h. als marodierende Soldaten auf eigene Rechnung. Den Bewohnern der betroffenen Orte ging die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen Freund und Feind zusehends verloren, wie die Berichte des Oeffinger Ortsvorstehers belegen.

*Freund und Feind:*

*Was ist für den Bauern schlimmer?*

Der Oeffinger Schultheiß unterscheidet zunächst noch deutlich zwischen Freund und Feind. Dabei erscheinen auch die Reichstruppen für den kleinen Ort als Last: *Wegen anhero beschwehren großen und höchst verderblich transgalen, nicht allein von dem feindt, sonder dermahlen durch unbillliche übermuth und belegung von dem freundts volckh, so nennt er einen ersten Bericht, und man erkennt noch eine recht wohlwollende Darstellung der Reichstruppen als Freunde, die sich nur etwas unhöflich benehmen.*

Nötigung, Diebstahl und Erpressung waren bei den «eigenen», den Reichstruppen üblich. *Interim haben sie fleisch und Wein ziemlich herausgebracht, auch nur*

*mit halbgültig Guldiner bezahlt, (diese) seindt ab(er) quittiert worden, heißt es zum freundts volckh 1694.* Deutlich wird eine der Form nach korrekte Abrechnung des Anspruches der Reichstruppen auf Unterbringung, die jedoch mangels Beschwerdeinstanzen immer wieder ignoriert wird. Die Bedrängnis der Einquartierung war nicht nach einigen Tagen abgetan, vielmehr wurden die Reichstruppen gerade auch den Winter über auf die württembergischen Ämter und Flecken aufgeteilt.

Die in Oeffingen einquartierten Husarenregimenter Palffy und Kollonitsch haben, so ist aus dem Amt Neckarsulm für den Juli 1693 überliefert, *viel Gelt erpresset, die Leut übel tractirt mit Schlägen, daß es zu erbarmen war, der Rittmeister hat vor sein Person empfangen und erpresset vor die Mundportion 18 fl (= Gulden), Pferdportion ohne den Habern 4 fl.<sup>6</sup>* Der einzige Unterschied zu den Drangsalen durch die Franzosen bestand darin, daß man sich bei den Übergriffen durch «eigene» Truppen beschweren konnte – allerdings meist vergeblich. Auch die vielen überlieferten Tabellen über Einquartierungskosten der Reichstruppen landeten im Ofen und führten nur in Ausnahmefällen zur Kostenerstattung an Bauern und Gemeinden.

Auch in anderer Hinsicht führten sich die «eigenen» Truppen auf wie die «Feinde». Das Fellbacher Totenbuch vermerkt am 5. Januar 1694 den Tod der Tochter des Schweinehirten und nennt sie eine von

einem officir geschwängert und mit gelt abgefertigte matresse. In einem zeitgenössischen Lied heißt es daher zum Zustand des Landes Württemberg:

*O Vaterland, du hast für woar  
von freund und feinden gfahr (...)  
Sie schwöra manchmal zöma,  
daß wir auns müssa schäma,  
sie huara schier am hella tag,  
si sind, damit i d'worheit sag,  
– drumb hülft so goar koa klagt  
ell über oan laast geschlaga.<sup>7</sup>*

Dennoch hält diese Klage aus der Herrenberger Gegend über die eigenen, wenn auch verkommenen Truppen, die alle über einen Leisten geschlagen seien, noch fest an der unterschiedlichen Bewertung von eigenen und fremden Truppen. Von den eigenen hat man immerhin noch die Vorstellung, ein solches Benehmen gehöre sich nicht für einen anständigen Soldaten.

Die französische Kampagne von 1693 schließlich führte zwei schlagkräftige Armeen zusammen. Die beiden Armeeführer de Lorge und der Dauphin, der Thronfolger Ludwigs XIV., legten Mitte Juli bei Oggersheim links des Rheins ihre Truppen zusammen und stellten mit 80.000 Mann eine unglaubliche Schlagkraft dar. Ziel war nun nicht mehr, Kontributionen einzutreiben, diese Armee hatte nun die unter dem Türkenlouis versammelte Reichsarmee zum Gegner. Ein Wüstungsgürtel um die eigenen Stellungen am Rhein sollte die Bewegungsfreiheit der Reichstruppen einschränken. Mit diesem Zerstörungszweck wuchs der Versorgungsbedarf der Riesenarmee ins schier Unermeßliche. *Es erscheint wie ein Wunder, daß bei diesem ungeheuren Bedarf an Nahrungsmitteln und der naturgemäßen ungenügenden Bestellung der Felder doch immer wieder Vorräte vorhanden sind, um die neu anrückenden Massen zu verpflegen<sup>8</sup>.*

Unter diesem «Sachzwang» hatte auch das leicht erreichbare Neckarland zu leiden. *Als im monat Julio et Augusto die Mord-Brenner und räuberische Franzosen mit 100.000 Mann in dises Herzogtum Württemberg einfielen, so leitet das Todten-Register des Fleckens Fellbach seinen Bericht über die Folgen der Geschehnisse ein und bringt zum Ausdruck, wie sehr die Württemberger dem militärischen Geschehen ausgeliefert waren.*

*Bericht aus dem Dorf Oeffingen bei Waiblingen:  
«Viehl arme Wittwen und Waisen geworden»*

*Burgermeister und sämtliche Unterthanen zue Öffingen zeichnen am 21. Oktober 1693, acht Wochen*

nach dem Abzug der Franzosen, in einem Bericht an die Ortsherren in Augsburg ein Bild der Verwüstungen<sup>9</sup>. Zunächst wurden sämtliche für Truppen verwertbaren Vorräte an Getreide, Heu, Wein etc. geraubt. Dies ist jedoch erst der Beginn der «Politik der verbrannten Erde». *Anno 1693 den 22. July. Allß der Douphin selbstn mit dem H. Marschall de Lorge die große französ. Armeé comandiert, ist der feindt durch starckhe Partheyen übern Neckher gerickhet und mäniglich von hauß und hoff vertrieben.* Die Einwohner waren, dies war ihre Lehre aus dem bereits fünf Jahre andauernden Krieg, davongelaufen. Es muß wohl eine Art Frühwarnsystem gegeben haben, die es ihnen erlaubte, noch einige Sachen zusammenzupacken, bevor man die eigene Habe schutzlos zurückließ.

Doch war dies für einen Bauern ein bitterer Schritt. Er war getrennt von seinen Vorräten und, oft ohne Bargeld unterwegs, weitgehend auf das Mitleid der Nachbarkommunen angewiesen. Der einzige überlieferte Bericht einer Flucht vor den Franzosen stammt aus Marbach und ist überschrieben mit *Noht und Flucht*. Der dortige Dekan Schlotterbeck vergleicht die mehrwöchige elendige Flucht mit derjenigen aus Ägypten: *Auf! Auf! Du Unglückshauf, du must noch weiter setzen, den schon so matten Fuß! Hier ist noch kein Ergötzen! da hätte man gesehn in einem Unglücks-bild der Israelis Herr gejaget wie ein Wild<sup>10</sup>.*

Die Fellbacher und Schmidener Nachbarn der Oeffinger waren zu diesem Zeitpunkt in ihre Amtsstädte Cannstatt und Waiblingen, aber auch in die befestigte Reichsstadt Esslingen sowie ins mauerumwehrte Stuttgart geflohen. Die Hauptfluchtrichtung der Oeffinger aber, nimmt man dortige Berichte mit denen aus Marbach zusammen, dürften die Wälder in Richtung Osten – Murrhardter und Welzheimer Wald – gewesen sein. Mit den Bränden von Backnang und Winnenden ging sicherlich auch mancher Oeffinger Haushalt auf Rädern in den Flammen unter.

Die umliegenden Städte boten den Bauern in mehrfacher Hinsicht kaum mehr Schutz. Esslingen forderte die Bürger seiner Dörfer auf, Ernteerträge für die französischen Forderungen in der Reichsstadt abzuliefern<sup>11</sup>, sich ansonsten aber aus der ummauerten Stadt wieder zurückzuziehen. Stuttgart erließ strikte Order, nur noch diejenigen in die Stadt zu lassen, die sich als Bürger ausgebrannter Ortschaften ausweisen konnten.

Doch zurück zu unseren Oeffinger Bauern. *So seindt wegen Hunger und Kummer im Ellendt 6 Wochen lang herumgezogene burger, aller kranckh, ellendt, verdorben etc. nacher hauß kommen, davon 18 junge Mann undt*

bey 42 ander Personen gestorben, viehl arme Wittwen und Waisen geworden. Wie fanden sie ihren Flecken vor? Immerhin war er nicht wie einige Nachbarorte – Marbach, Backnang, Winnenden, Fellbach – von den Franzosen gänzlich in Brand gesteckt worden. Entsetzt waren die Oeffinger jedoch über die fast akribische Sorgfalt, mit der «der Feind» sowohl das Plündern als auch die Zerstörungsarbeit betrieben hatte. Die «Heimkehrer» wurden jedenfalls bereits wenige Tage später durch herzogliches Reskript aufgefordert, die Straßen und Gassen, sonderlich von todten Cörpern und verreckte(m) Aas, jetzt und in das künftige, rein (zu) halten<sup>12</sup>.

Zunächst hatten die Franzosen in Oeffingen, offenbar zum Teil auf der Suche nach verborgenen Schätzen, gründliche Arbeit bei den Häusern getan: Item so seindt alle Häuser am dachwerckh theilß abgehoben theilß halb auffgebrochen wordten, die öffen eingeschlagen, die thüren, kästen, fenster, stubenböden und wändt wo es getöffert war, zerhawen, zerschlagen, auffgebrochen, durchgraben, und durchwühlet worden. Die Gründlichkeit beim «Durchwühlen» erklärt sich aus dem Umstand, daß viele Bewohner ihre wertvolle Habe angesichts der Flucht versteckten oder im Boden vergruben.

Zum zweiten waren die Felder und Weinberge ruiniert worden mit der Absicht, die Landesbewohner

auf Jahre hin in völliger Armut zu halten, um den Reichstruppen jeglichen Aufenthalt zu verunmöglichen. Das Getreide wurde in scheuren, auff den kästen und auffm veldt außgebautt, d. h. die erntereifen Felder vernichtet. Geschätzt wird ferner die Zerstörung von Weinstöckh, trauben, pfähl, undt verwüstung der weingärten als Schaden von 900 Gulden. In der Pfalz war in den Jahren zuvor diese Art der völligen Ruinierung einer Landschaft vorexerziert worden. Der französische Marschall Duras hatte das Getreide vor der Reife abmähen, Weinberge systematisch zerstören, ganze Wälder abholzen oder verbrennen lassen<sup>13</sup>.

#### Gründliche Arbeit der Plünderer – Rache an wehrlosen Franzosen

Der Vernichtungsfeldzug gipfelte in der Zerstörung von Vorräten und im Abschachten des Viehs. Der dageblibne weinvorrath wurde weggeführt, und in die keller gelassen, das nicht mitgenommene Getreide verbrannt, die ross bald gar alle ruiniert und umbgefallen, d.h. abgeschlachtet, um zu verhindern, daß sie in «Feindes Hand» fielen. Das ähnelte der Darstellung der Ereignisse des Jahres 1688 aus der Feder von Daniel Speer: Das Mehl haben sie in die gehenden Wege | item in die Feder-Betten | so sie aufgeschnitten |



Joh. Andr. Thelott del. et fecit. A. 1697.

20

Zu finden in Leipzig u. Augsburg bey Joh. 47. Leopoldi

Johann Andreas Thelott hat diesen Kupferstich gezeichnet und gestochen: Landsknechtslager, ein Blatt aus der Serie «Soldatenstücke». Leipzig und Augsburg 1697.

gestreuet / das liebe Brot an etlichen Orten / so niemahl erhört worden / haben sie s.v. (= *salva venia*, mit Verlaub) behofieret (= ihre Notdurft darauf verrichtet) / den unscheubaren Rossen und andern Vieh / haben sie die Füße abgehackt / und die Haut zerkerbet<sup>14</sup>.

Schließlich wurde in Oeffingen mit besonderer Empörung registriert, daß die katholische Kirche von den Truppen des katholischen Königs, der im Titel das Attribut «der Allerchristlichste» führte, geplündert worden war. Das Kupferdach war unter Anrichtung größerer Schäden abgebaut, die drei Glocken zur Verwendung für den Kanonenguß heruntergeworfen worden. *Alles ist ausgeblindert, ja und so gar auch der kirchen nit verschont worden, sinntemahlen also solche gar beraubt und bestohlen, daß der Priester nimmer über althar stehen kan, dan die Glockhen seindt hin, und aller kirchenornat und paramenta seindt fort, daß es einen harten stein erbarmen sollte,* heißt es anklagend. *Item haben sie den Kürchenthurm totaliter oben auff ruiniert, den kupfern Knopf abgehoben, und alles also verwüstet, daß mann necessitiert (= für nötig hält), solchen obern Stockh noviter (= neu) bawen zu lassen, dan sye die Glockhen herund geworffen und alleß auffgebrochen, das Dach abgehoben und verderbt.* Im einzelnen werden dann alle gestohlenen Gerätschaften bis hin zum schwarzen Bahrtuch aufgeführt. Man entnimmt der ausführlichen Beschreibung ohne weiteres das Entsetzen. Dem Berichtstatter scheint all dies keine «rationale» Kriegführung mehr, sondern Ausdruck von sinnloser Zerstörungswut und Grausamkeit.

Die Folgen für das Dorf waren über Jahre hinaus in der Tat verheerend: *dardurch und wegen Mangel ross und viehes, frucht und furwis (Heu) auch der leuth, ess, getraidts, gelt und victualie etc. die velder undt weingärten ungebawet verligen gebliben, also das darauff in anno 1694 der schadten grösser als in anno 1693, und inaestimabel (= unermesslich) geworden.* Noch vier Jahre nach den Zerstörungen heißt es von den Oeffinger Bauern, daß sie zur Selbsternährung *keine muglichkeit sehen, maßen (= weil) etlich das liebe bettelbrod usserhalb suchen, und etliche misserimé (= erbarmlich) (v)erhungern müssen<sup>15</sup>.*

Natürlich hatten die ruinierten Ortsbewohner einen ordentlichen Groll gegen die Verursacher ihres Elends. Ein zeitgenössischer Bericht über eine mehrwöchige Flucht schildert die Stimmung: *Hätten die Franzosen nur einen Hals gehabt (...), so würde sich jeder (der Flüchtlinge) zum Nachrichter aufgeworfen haben, damit er sie auf einen Streich hätte hinrichten können<sup>16</sup>.* Insgesamt fehlte den Landesbewohnern jedes Mittel der Gegenwehr. Der Volkszorn drückte sich daher in Totschlägen an einzelnen Franzosen aus, wie sie aus verschiedenen Landesteilen über-

liefert sind. Bauern aus Weiler bei Esslingen hatten im Jahre 1688 sogar wehrlose, verwundete Franzosen auf einem Krankentransport in die Heimat erschossen<sup>17</sup>.

«Mord- und Brand-Fackeln  
gegen unschuldige Land und Leuth»

Mit dem Ort Oeffingen bei Waiblingen wurde hier nur ein Beispiel gewählt. Insgesamt, so eine herzogliche Schadensberechnung, wurden durch Fourage (Pferdefutter), erpreßte Brandschatzungsgelder, Plünderungen, Raub und Brandschäden über zwei Millionen Gulden Schaden verursacht. Hinzu kam die enorme Summe von 1,2 Millionen Gulden, die zur Freilassung der Geiseln nach Straßburg zu entrichten war und die zu Sondersteuern im Herzogtum Württemberg führte. Die Städte Calw, Winnenden, Backnang, Beilstein, Marbach, Vaihingen/Enz, das Kloster Hirsau sowie zahlreiche Dörfer mit insgesamt 1926 Häusern sanken in Schutt und Asche. Hinzu kamen die Schäden in den Reichsstädten Weil der Stadt und Esslingen.

Wie reagierte man seitens der Obrigkeit, wie seitens der Untertanen auf diese Schicksalsschläge, denen das Land aufgrund teils unglücklicher, teils leichtsinniger Umstände – Soldatenhandel nach Venedig 1688 – fast ohne die Möglichkeit einer Gegenwehr ausgeliefert war?

Die offizielle Politik des Herzogs hielt weiterhin an einem unentschiedenen Kurs gegenüber Frankreich fest. Der Verfasser des ersten und einzigen Pamphlets gegen die Eindringlinge, Daniel Speer, wurde in Kerkerhaft gesetzt. Zu den Friedensverhandlungen zwischen dem Reich und Frankreich legte die Stuttgarter Regierung einen Bericht mit dem Anspruch auf Schadenersatz vor, in dem hingewiesen wird auf die lange Freundschaft beider Staaten, das jugendliche Alter des Herrschers sowie auf die eigene Unschuld und das Unrecht, das Württemberg angetan wurde: *Alle Welt muß ja erkennen / daß der Aller-Christlichste König zu der Zeit / außer dem Gewalt der Waffen / durchaus kein Fug und Recht hatte / Einen Fürsten deß Reichs (...) um so Viel hundert tausend Taler zu taxieren, und seine Land und Vestungen darumb zu ruinieren.* Man beruft sich schließlich auf Vereinbarungen zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich, *daß solche Mord- und Brand-Fackeln / gegen unschuldige Land und Leuth / nimmermehr sollten gebraucht werden<sup>18</sup>.* Auf umständliche Weise wird der französischen Seite eine Brandstiftung in der Stadt Vaihingen/Enz nachgewiesen, um diese Stadt auch noch auf die Rechnung zu setzen. Doch gelang es Württemberg nicht, das





Winterquartiere der Reichstruppen 1694/95. Bis auf eine «Neutralitätszone» in Feindesnähe am Rhein war der ganze Südwesten mit Regimentern belegt. Die Colonitsch-Husaren, ehemals auch in Oeffingen, waren nach Sulz am oberen Neckar verlegt. Geblieben im Esslinger Raum war das Regiment Horn.

deutsche Reich auf die Durchsetzung dieser Forderungen, geschweige denn Ludwig XIV. auf deren Bezahlung zu verpflichten.

Die Stuttgarter Räte richteten darüber hinaus tägliche Betstunden ein, die vielerorts übernommen wurden. Die wenigen überlieferten schriftlichen Berichte und die Kirchenbücher – oftmals die einzigen Quellen – lassen den Schluß zu, daß die geistige Verarbeitung der Schrecknisse durch Staat und Kirche mit dem Stichwort der «inneren Einkehr» zu kennzeichnen ist. Dem Zeitgeist des Barock entsprechend erscheinen Hochmut und unchristliche Lebensweise als Grund dieser als «Strafe Gottes» verstandenen Greuel.

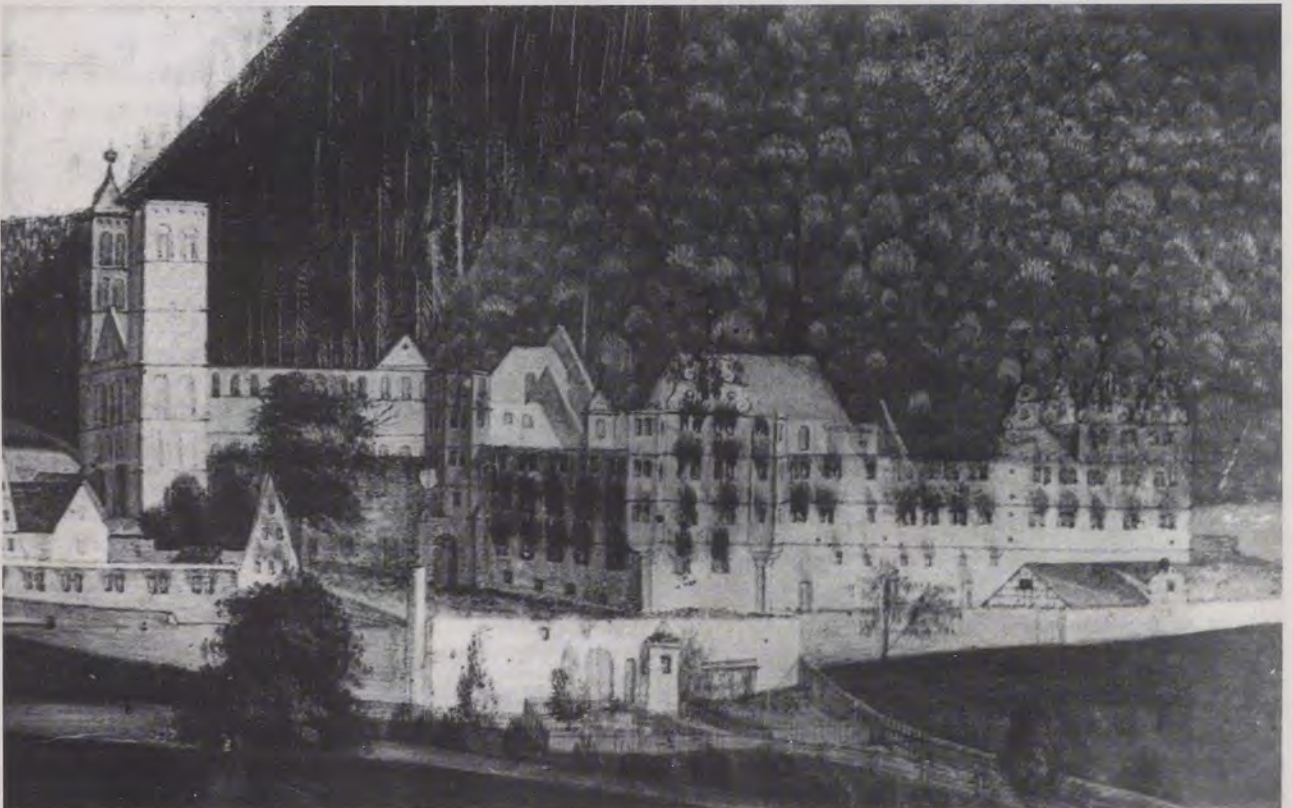
Sicherlich sind die zumeist aus der Hand von Pfarrern verfaßten Berichte gerade in dieser Hinsicht nicht neutral. Immer wieder weisen sie Vergleiche mit der biblischen Strafe Gottes auf: *Was dorten der gerechte Gott (...) der Stadt Jerusalem um ihrer Sünden willen gedrohet, so der Tenor der Kirchenbücher wie hier desjenigen aus Bretten, das soll er im Sündenpfehl Schwaben in Gestalt der Franzosen wahr gemacht haben*<sup>19</sup>. Explizit in diese Richtung weist auch die Predigt des Calwer Diakons nach dem Wiederaufbau der Stadt: *O Calw, Calw, der HERR hat dich nicht unschuldig erfunden; werdet verständig an diesem Schaden, was für Kummer und Hertenleid es bringe, den Herrn (zu) verlassen, und ihn nicht (zu)*

*fürchten*<sup>20</sup>. Dies dürfte die am weitesten verbreitete Auslegung der Kriegsschrecken gewesen sein. Fast alle erhaltenen Berichte der Zerstörungen, dies muß allerdings nochmals betont werden, stammen aus der Hand von Pfarrern.

*Daniel Speer und die Reaktionen der Pfalz:  
«Alles in Deutschland will Französisch seyn»*

Der Göppinger Musiklehrer Daniel Speer hatte eines der ganz wenigen Beispiele für eine Gegenwehr gegen die Franzosen, die durch die Weiber von Schorndorf ertrotzte Verteidigung der Festung Schorndorf, als Vorbild für mutige Gegenwehr gegen die Eindringlinge herausgestellt<sup>21</sup>. Seine Flugschrift *Der durch das Schorndorffische (...) Weiber-Volck geschichterte Hahn* will den gallischen Hahn – das lateinische «gallus» bedeutet zugleich Gallier und Hahn – als Feind hinstellen, den man bei richtiger Vorgehensweise besiegen könne.

Diese Aufforderung zur Landesverteidigung entspringt bei ihm eindeutig auch antifranzösischen Neigungen. Daniel Speer sieht in französischer Mode und Kultur letztlich den Grund des Übels: *Alles in Deutschland will Französisch seyn mit Worten und Werken; ist deshalb kein Wunder und keine andere Ursach, daß der Himmel ein Französisch Kriegs-Wetter uns sehen läßt*<sup>22</sup>, so seine Erklärung des lan-



*Das Kloster Hirsau kurz nach seiner Zerstörung 1692 in einer Ansicht des Calwer Malers Johann Jacob Bock.*

# Effingen



Der katholische Flecken Oeffingen nur wenige Jahre vor der Plünderung durch französische Truppen in einer Darstellung von Andreas Kieser.

desweiten Unglücks. Er fordert damit die Stuttgarter Regierung zur Gegenwehr gegen die Eindringlinge auf. Schriftsteller und Berichterstatter aus der Kurpfalz und anderen deutschen Staaten hatten dies ebenfalls in einer Fülle von antifranzösischen Pamphleten getan. Ob Speer Kenntnis und Kontakt zur Pfalz hatte, ist allerdings nicht bekannt.

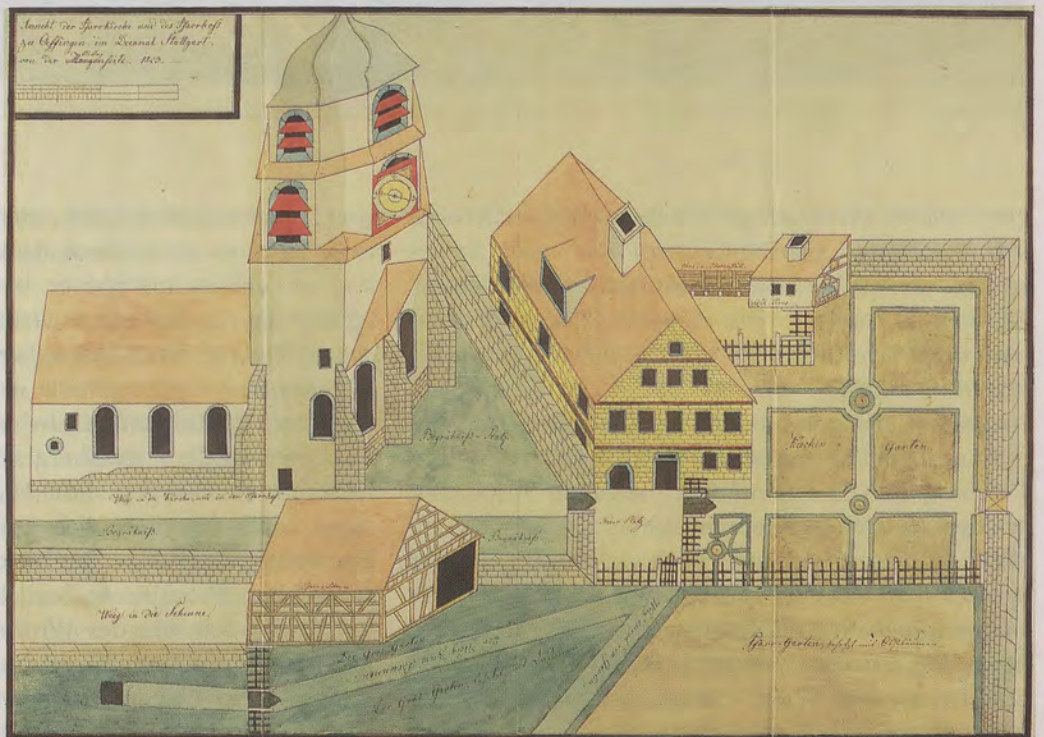
Ein unter dem Pseudonym Christian Teutschmuth veröffentlichtes Pamphlet *Der französische Attila, Ludovicus XIV. und dessen Aller-Unchristlichste*

*Schand-, Brand-, Greul- und Mord-Thaten* soll hier als Beispiel für diese Publizistik stehen. Teutschmuth leitet die Beschreibung der Plünderung Heilbronn mit folgenden Worten ein:

*Heyden / die nur Gott verlachen / Könten es nicht ärger machen / Als der Christlichst mir gethan / Schaut und hört den Jammer an.*

Seine Schlußfolgerung der Ereignisse: *So lasset uns denn ach mit unsern Schaden klug werden / und dieser Frantzösischen Sirene nicht mehr so leicht-glaubig fol-*

Ansicht des wiederhergestellten Oeffinger Kirchturms aus dem Jahre 1823. Sechzehn Jahre hatte es gedauert, bis das Mauerwerk des Kirchturms von Grund auf erneuert war als «eine Zier deß alldasigen orthß».





Der Augsburger Kupferstich soll die Unterschiede der Unterbringung von eigenen und von Invasions-truppen aus der Sicht des deutschen Reiches verdeutlichen: Dem kaiserlichen Soldaten im Winterquartier gibt der Bauer bereitwillig «Küeh, Goiß, Schoff und Schwein, Wans nur aufs Johr wird Frid, dan will i lustig sein».

gen / und in allem nachgeben / dieses großprahlerische und aufgeblähte Hahnen-Geschrey uns nicht so geschwind erschrecken / und eine Zagheit einkrähen lassen. Bässer ist es / daß man ihnen tapffern Widerstand / und nach möglichen Kräfften / den Ernst und unerschrockenen Muth zeige<sup>23</sup>.

Insgesamt spiegeln die zeitgenössischen Berichte z. B. aus den bis auf die Grundmauern ruinierten Reichsstädten Speyer und Worms eine Empörung wieder, die sich in den württembergischen Quellen nicht in diesem Ausmaß nachweisen läßt. Immer wieder wird dort auf den Friedensbruch sowie die bisher unbekanntenen Zerstörungsmethoden abgehoben; die Franzosen werden mit den Türken – 1683 standen sie vor Wien – verglichen. *Nachdeme itzt (Speyer) von der friedbrüchigen Franzosen wütherei*

gantz unverschuldeter und unter christen unerhörter weise zu einem aschen- und steinhaufen gemacht worden, so heißt es aus Speyer, und ein Wormser Edit spricht davon, daß unsere Stadt / (...) auff eine gantz ohngewöhnliche Weise / biß auf den Grund verstört und zu einem Steinhauffen gemacht worden ist<sup>24</sup>.

Die durch die folgenden Jahrhunderte gehende Diskussion über die Heidelberger Schloßruine als bildhaftem Mahnmal gegen die Wütereie der Franzosen zeigt, daß im Vergleich zu Württemberg die Empörung der Pfälzer im historischen Bewußtsein wach blieb. Prominente Besucher der Pfalz berichten denn auch von der Wirkung der Besichtigungen, so z.B. der junge Bismarck: *Der Besuch von Heidelberg, Speier und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig*<sup>25</sup>.



Der französische Soldat verlangt in der Darstellung zwar genau das gleiche, wird durch stechenden Blick, durch befehlenden Tonfall und seine unverständliche Sprache jedoch als Feind verdeutlicht: «Verloît ist mir mein Leba», jammert der Bauer. Die Wirklichkeit sah im Neckarland der Jahre 1692/93 in beiden Fällen wohl schlimmer aus.

Wider die «französische Leichtfertigkeit und (den) französischen Unglauben»

Abschließend soll noch einmal nachgefragt werden: Haben die württembergischen Untertanen sich den Sichtweisen von Kirche und Staat, so wie sie vorhin dargelegt wurden, angeschlossen oder gibt es Hinweise auf dezidiert antifranzösische Reaktionen? Hierüber geben die Quellen nur streiflichtartig Aufschluß. Überliefert sind wohl Ausrufe wie *d' Franzosa kommet*, wenn im Feld irgendwo einmal ein Schuß losging. Der Schrecken blieb wohl auch aufgrund ähnlicher Erfahrungen während der napoleonischen Zeit – Kontributionen, Durchmärsche – präsent. Und doch: Schaut man die wenigen Quellen in Form mündlicher Überlieferungen durch,

scheint es ein «Feindbild Franzosen», das den unmittelbaren Groll der Betroffenen überlebt hätte, keineswegs gegeben zu haben.

Eher im Gegenteil. Die zahllosen französischen Lehnwörter im Schwäbischen weisen darauf hin, daß man der Kultur des Nachbarn keineswegs feindlich gegenüberstand. Zeitweise mit negativen Konnotationen – «Franzosenkrankheit» –, meist aber mit positiver Besetzung assimilierte das Schwäbische seit der Barockzeit zahlreiche Begriffe aus dem Französischen. Eine Untersuchung<sup>26</sup> hat die Vermutung bestätigt, daß Fachausdrücke aus dem Militärwesen einen Großteil dieser Begriffe ausmachen, beginnend bei den «Fisimatenten» = «Visitez ma tente». Nimmt man die Verarbeitung der Zerstörungen



Der «Geiselring» ehrte die Geiseln aus der württembergischen Ehrbarkeit, die zur Erpressung von Lösegeld nach Straßburg und später nach Metz verschleppt wurden.

Ludwigs XIV. im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts, ja bis in die deutsch-französischen Auseinandersetzungen im 20. Jahrhundert hinzu, so bliebe noch genau zu untersuchen, wie es zu den jeweils konjunkturgemäßen Feindbildern kam. Eine neuere Untersuchung stellt dieses gegenseitige Bild von Deutschen und Franzosen – «Barbaren» nannten sie sich gegenseitig – in seiner Funktion für das jeweilige Nationalbewußtsein heraus<sup>27</sup>. Entsprechende Detailstudien für den südwestdeutschen Raum stehen noch aus.



Eine Steintafel an der Kratzmühle aus Oberstenfeld erinnert am Neubau von 1702 an «des Feindes Grim» 1693.

Der württembergische Pietismus schloß sich weitgehend dem antifranzösischen Erklärungsmuster Daniel Speers an, ohne dessen Spitze gegen die Landesregierung zu übernehmen: *Das sind die Wohltaten, welche die Franzosen vor 150 Jahren unserem Vaterland erwiesen haben*, so schreibt C. G. Barth zu Ende seiner Darstellung der Geschehnisse in der vielgelesenen *Calwer Geschichte von Württemberg* im Jahre 1842. Er schließt daraus: *Und doch sind die Deutschen so blind gewesen, daß sie im folgenden Jahrhundert von diesen gefühllosen Mordbrennern ihre sogenannte Bildung geholt haben, d.h. französische Leichtfertigkeit und französischen Unglauben*<sup>28</sup>!

Nach dem Frieden von Reichswyk 1697 wandten sich die Chronisten den jeweils aktuellen Geschehnissen des «Theatrum Europäum», des europäischen Kriegs«theaters», zu. Die Geschehnisse um Mélac, de Lorge und den «Türkenlouis» gerieten weithin in Vergessenheit.

Zur Zeit der Revolutionskriege schließlich geriet Süddeutschland wieder unter militärischen Druck durch Frankreich zunächst in revolutionärer Absicht, schließlich mit dem Ziel der Annexion. Im Jahre 1794 erschien schließlich durch Schillers Lehrer Jacob Friedrich Abel eine (anonyme) Schrift unter dem Titel *Geschichte des Einfalls der Franzosen in Württemberg im Jahr 1688. Dargestellt zu leichter Beurtheilung der Rätlichkeit oder Nicht-Rätlichkeit eines allgemeinen Aufgebots und einer Bürgermiliz*. Die politische Zielrichtung des Geschichtsschreibers aus patriotischer Absicht, von Beruf Philosophieprofessor an der Hohen Carlsschule, wird schon aus dem Titel deutlich. Bestätigt wird dies nicht nur durch den Inhalt. Jens-Uwe Wandel wies nach, daß die Schrift von württembergischen Gemeinden beschafft wurde, um gegen den «Sanskulotismus», d. h. die Revolutionsbegeisterung in den eigenen Reihen, vorgehen zu können<sup>29</sup>.

Zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870/71 erhielt der Blick in die Geschichte neue Aktualität. Schon vorher hatte der Demokrat und Dichter Hermann Kurz unter dem Titel *Bilder aus der Geschichte Schwabens* im Jahre 1859 eine Aufarbeitung der Ereignisse in Form von Fortsetzungsartikeln im *Morgenblatt für die gebildeten Stände* veröffentlicht. Diese Arbeit auf der Basis von Archivstudien erschien, der geänderte Titel und das Erscheinungsjahr sagen hier fast alles, im Jahre 1871 als *Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Mélacszeit* in Stuttgart in einer Neuauflage. Darin resumiert Kurz befriedigt die Entwicklung des Reiches seit der Erstausgabe zwölf Jahre zuvor: *Die lebensunfähige Bundesform hat einem lebendigen Bundesstaatsgebilde Platz gemacht*<sup>30</sup>. Und im Text: *Unsere*

Vorfahren von 1688 sind dem Kriege nicht so aufrecht entgegengetreten wie ihre Enkel von 1870<sup>31</sup>. Insgesamt scheint diese Schrift nicht so recht in das Oeuvre des Demokraten Kurz zu passen. Die bisherige Forschung nahm sich dieses Werkes nicht an<sup>32</sup>.

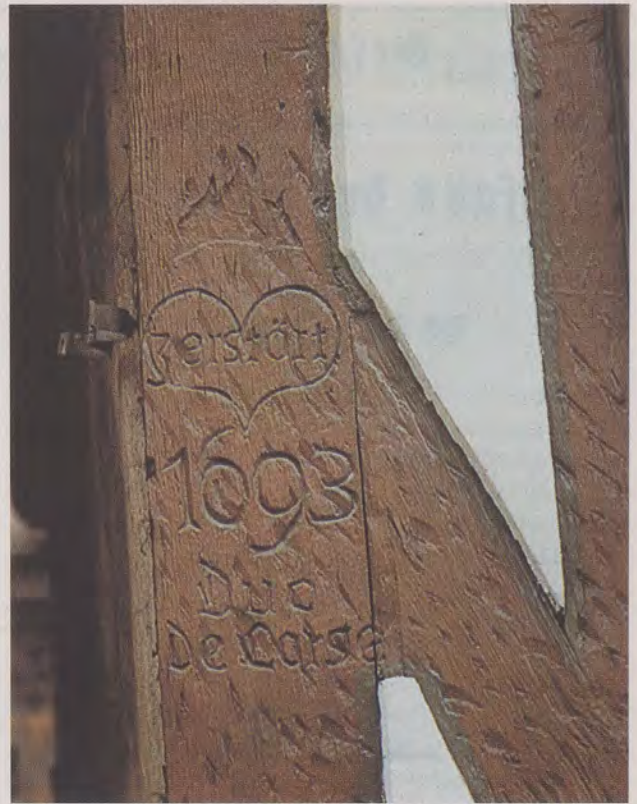
### Spätere Geschichtsschreibung und deutsch-französisches Feindbild

Die genannten Schriftsteller heben sich freilich noch ab von einer dann folgenden Berichterstattung, die in der Feindpropaganda der deutsch-französischen Kriege eskalierte. Die Geschichte der vergangenen Kriege wurde zu Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts immer wieder mißbraucht, um zu Wehrhaftigkeit, ja Aggressivität gegen den Nachbarn aufzurufen. Eine letzte Stimme hierzu liefert die *Schwäbische Chronik* vom 29.7.1893 mit Berichten der Greuel und dem Appell an deutsche Wehrhaftigkeit gegen die Nachbarn: *So reden die Steine von der schrecklichen Franzosenzeit 1693; bei den Wahlen aber, die gerade 200 Jahre später einen die deutsche Sicherheit befestigenden Reichstag ergeben sollen, ist bei der Mehrzahl der Wähler diese Schreckenszeit vergessen gewesen.*

Nicht durch Verschweigen von Greueln in der Geschichte können wir heute blindem Ausländerhaß entgegenreten, – dies hieße, derartige Themen der falschen Seite zu überlassen. Franzosenfeindschaft ist heute, 30 Jahre nach dem Deutsch-Französischen Vertrag, kein aktuelles Thema mehr. Eine kritische Aufarbeitung von Nachwirkungen und Sehweisen der Franzoseneinfälle kann jedoch an einem Beispiel, so wurde vielleicht wenigstens in Umrissen deutlich, die Instrumentalisierung von konstruierten Geschichtsbildern für die Erzeugung von Feindbildern aufdecken.

«1693.» Eine Ausstellung über Fakten, Hintergründe und Folgen der Franzoseneinfälle 1692/93 ist vom 6. Mai 1993 bis zum Jahreswechsel in dieser Reihenfolge in folgenden Gemeinden zu sehen: Winnenden, Fellbach, Marbach, Oberstenfeld, Markgröningen, Backnang, Vaihingen/Enz, Calw, Bietigheim-Bissingen, Pforzheim, Großbottwar, Mühlacker.

Am 10. und 11. September 1993 wird ein wissenschaftliches Kolloquium in Backnang Fakten und Deutungen der Geschehnisse der Öffentlichkeit vorstellen.



Eckständer des Fachwerkhause Halter in der Orgelgasse in Beilstein, Kreis Heilbronn. Seltener Hinweis auf General Duc de Lorge, Befehlshaber der französischen Truppen.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Johann Martin Rebstock: Kurze Beschreibung Aller Stätte und auch etlich anderer vornehmen und mit Stadtrecht begabten Orthen in dem Herzogthumb Württemberg. Handschrift o.O., o.J. (um 1695), Kap. «Aschberg» und «Leonberg».
- 2 Theatrum Europäum XIII, S. 708.
- 3 Alles zitiert nach der Leipziger Ausgabe von 1736.
- 4 E. Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. Band 1, München 1976, S. 511.
- 5 Vgl. Kurt v. Raumer: Die Zerstörung der Pfalz von 1689. München/Berlin 1930.
- 6 G. Mehring: Aus den Franzosenkriegen 1688–97. In: Litterarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1904, S. 58.
- 7 G. Mehring / K. Steiff: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Stuttgart 1912, S. 602 ff., Zeilen 143 ff. und 301 f.
- 8 G. Mehring, s. o., S. 60.
- 9 StA Ludwigsburg B 575 II, Bü 339, ergänzt durch Angaben aus dem Kapfer-Bericht vom 28. März 1697, StA Fellbach Oe 387.
- 10 HStA Stuttgart A 373 W, Bü 42, S. 8.
- 11 Vgl. die Chronik des Stadtschreibers Datt. Stadtarchiv Esslingen E 492/14, fol 21r.
- 12 Vgl. Reyscher: Regierungsgesetze. Bd. 13, S. 688, GR vom 25. 9. 1693.
- 13 Vgl. K. v. Raumer, s. o., S. 184.
- 14 Daniel Speer: Der (...) geschichterte Hahn, o. O. 1689, S. 2 f.; ähnlich die Formulierung in: Theatrum Europäum XII, S. 677.
- 15 Vgl. Anm. 9, Bericht 29. 10. 1697.
- 16 Die Einäscherung von Marbach a. N. im Jahre 1693. Bearbeitet von Oberlehrer Munz, Marbach a. N., Marbach 1955, S. 26.
- 17 HStA Stuttgart J 7 Bü 23 Unterfasz. 5.

**Geschichte**  
des  
**Einfaß der Franzosen**  
in  
**Württemberg**  
im Jahr 1688.

---

dargestellt  
zu leichterem Beurtheilung der Rätlichkeit oder  
Nicht-Rätlichkeit eines allgemeinen Auf-  
gebots und einer Bürgermiliz.

---

Der Ertrag ist zum Besten der Unglücklichen im  
Zweibrückischen und anderer, welche durch die  
Neufranken gelitten haben, bestimmt.

---

Kostet 12 Kreuzer.

---

1794.

*Angesichts erneuter Einfälle der «Neufranken» in Staaten des deutschen Reiches erinnert Schillers Lehrer J. F. Abel an die Ereignisse hundert Jahre zuvor.*

- 18 Ausführliche Vorstellung, was das Hoch-Fürstl. Hauß Württemberg und dessen in Schwaben gelegene Lande von der Cron Frankreich à tempore deß gebrochenen Stillstands biß hiehero wider aller Völcker rechten unbillig erlitten, 1696, S. 62 und S. 70.
- 19 Vgl. G. Wörner/F. Withum: Die Zerstörung der Stadt Brettheim im Jahre 1689. Karlsruhe 1889, S. 48 ff.
- 20 Diaconus Rudolph Bitsche: Anstands-Predigt, 12. 3. 1697 Calw. Zitiert nach Weiszäcker: Zwei Quellenschriften aus der Zeit der zweiten Zerstörung von Calw. In: Württ. Vierteljahreshefte zur Landesgeschichte, Stuttgart 1907.
- 21 Vgl. U.-J. Wandel: Die Weiber von Schorndorf. In: Schwäbische Heimat, Heft 3, 1988, S. 240–247.
- 22 Daniel Speer: Wahrhaftes Nacht-Gesichte (...), o. O., 1688, S. 20, zit. n. Frauenprobest 1688: Die Schorndorfer und Göppinger Weiber. Ausstellungskatalog, Schorndorf 1988, S. 36.
- 23 Teutschmuth, 1690, S. 29 f. sowie S. 399.
- 24 «Extract-Schreibens» aus Speyer 1689 sowie Wormser «Edict, die Hausplätze und Feldgüter bei Wiederbeziehung der Stadt betreffend» von 1698. Zitiert nach: Materialien zur Geschichte der Zerstörung der Stadt Speier 1689. In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, Band XIV, Speyer 1889, S. 24 und S. 52.
- 25 Bismarck: Gedanken und Erinnerungen. Volksausgabe I, S. 20; zitiert nach Raumer, s. o., S. 268.
- 26 Vgl. Monika Kirchmeier: Entlehnung und Lehnwortgebrauch, untersucht am französischen Einfluß auf die württembergischen Mundarten und am württembergischen Einfluß auf die Sprache im Pays de Montbéliard. Tübingen 1973.
- 27 Michael Jeismann: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918. Stuttgart 1992.
- 28 Christian Gottlob Barth: Geschichte von Württemberg. Neu erzählt für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein, Calw/Stuttgart 1842 S. 225. In späteren, überarbeiteten Auflagen findet sich die gleiche Formulierung.
- 29 U. J. Wandel: Verdacht von Democratismus? Tübingen 1981, S. 80.
- 30 S. VI.
- 31 S. 44.
- 32 Vgl. auch «Ich bin zwischen die Zeiten gefallen.» Ausstellung und Katalog anlässlich des 175. Geburtstages von Hermann Kurz. Reutlingen 1988.



## Protokoll der Mitgliederversammlung am 3. April 1993 in Heilbronn

In der Festhalle Harmonie, Kleiner Saal, waren anwesend: ca. 100 Mitglieder, Beginn: 14.10 Uhr

### TOP 1: Begrüßung und Grußworte

Herr Blümcke begrüßt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender die Anwesenden und Gäste, insbesondere Bürgermeister Frey, Stadt Heilbronn, dem er sogleich das Wort erteilt. Dieser übermittelt den Anwesenden die herzlichen Grüße vom Heilbronner Oberbürgermeister, in dessen Vertretung er gekommen ist. Bürgermeister Frey kommt dann auf die fürchterlichen Spuren der Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges im Stadtbild von Heilbronn zu sprechen. Wörtlich sagt er: «Was Jahrhunderte geschaffen hatten, wurde innerhalb weniger Minuten aufs Grauenhafteste zerstört!» Er berichtet von anfänglichen Überlegungen, das Stadtzentrum auf die andere Seite des Neckars zu verlegen und die zerstörte Mitte als Trümmerfeld zu belassen. Schließlich hat man sich aber dazu entschlossen, die alten Straßenverläufe beizubehalten und wo nötig nur auszuweiten bzw. zu verbreitern. In der Folge geht er auf die «Konzeption 1994» ein, wonach auf der Grundlage von Wettbewerben eine teilweise Neugestaltung von Heilbronn in Angriff genommen werden soll.

Für Bürgermeister Frey ist das unverwechselbare Bild der Heimat nicht nur mit Gebäuden, sondern ebenso mit der Landschaft verbunden. Er betont «mit großem Interesse nehme ich Ihr Engagement für die Renovierung von alten Häusern wahr» und meint damit neben der Vergabe des Denkmalschutzpreises vor allem die Renovierung der Gebäude Weberstraße 2/Richtstraße 1 und 3 in Stuttgart, was er «aller Anstrengung wert» nennt. Da er selbst persönliches Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes ist, hofft er auf die Verwirklichung dieses Vorhabens und wünscht gutes Gelingen bei allen Anstrengungen.

Herr Blümcke bedankt sich für die freundlichen Worte und überreicht Bürgermeister Frey ein Exemplar der «Grablegen des Hauses Württemberg» von Harald Schukraft. Er erteilt daraufhin Herrn Willi Lutz, dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Heilbronn des Schwäbischen Heimatbundes, das Wort. Dieser zeichnet in kurzen Worten die Geschichte der bereits 1910 gegründeten Heilbronner Ortsgruppe nach und erinnert an verdienstvolle Persönlichkeiten, darunter Peter Bruckmann und Heinrich Röhm. Er schildert interessante Aktivitäten aus jüngerer Zeit, vor allem nennt er in diesem Zusammenhang den von der Ortsgruppe herausgegebenen Führer durch den Alten Friedhof in Heilbronn. Herr Blümcke dankt Herrn Lutz für die gute Vorbereitung der Mitgliederver-

sammlung, vor allem dafür, daß die Unkosten des nach der Versammlung gereichten Kaffees von der Ortsgruppe Heilbronn übernommen werden.

### TOP 2: Bericht des Vorsitzenden

Herr Blümcke gibt einen Überblick über die Geschehnisse des abgelaufenen Geschäftsjahres des Schwäbischen Heimatbundes. Zunächst berichtet er von der ständig sinkenden Zahl der Mitglieder, was vor allem durch Todesfälle älterer Personen bedingt ist. Man habe in der Geschäftsstelle in den letzten Wochen eine Revision der Mitgliederkartei vorgenommen und sei nun etwa bei einem Stand von 5800 angekommen, was als «wahre Zahl» angesehen werden kann. Besonders schmerzlich seien die überaus zahlreichen Austritte von Gemeinden, Schulen, Bibliotheken etc., was ausschließlich aus Einsparungsgründen erfolge. Von seiten der Geschäftsstelle würde den Ausgetretenen angeboten, die Mitgliedschaft für 80,- DM in ein Zeitschriftenabonnement für 48,- DM umzuwandeln, wenn die «Schwäbische Heimat» auch weiterhin gewünscht werde.

Aus dem Kreis der im Jahr 1992 verstorbenen Mitglieder erinnert Herr Blümcke namentlich an Prof. Helmut Dölker, Prof. Hansmartin Decker-Hauff sowie Architekt Karl Reutter, den Vorsitzenden der Ortsgruppe Ulm, die nun verwaist ist. Er würdigt die Lebensleistung der Verstorbenen und schildert ihren vielfältigen Einsatz für den Schwäbischen Heimatbund.

Herr Blümcke berichtet sodann von sieben Vorstandssitzungen und den dabei behandelten Themen, wobei am häufigsten das Renovierungsprojekt in der Weberstraße auf der Tagesordnung stand. Summarisch nennt er die Vorschläge der «Kommission 2000», die sich Gedanken über die Zukunft des Vereins gemacht hat, und er berichtet, daß der Denkmalpflegeausschuß künftig von Frau Dr. Sylvia Greiffenhagen geleitet werden wird, da Herr Ulrich Gräf sich auf seine Arbeit für die Durchführung und Auslobung des Preises für Denkmalschutz konzentrieren möchte. Im übrigen sei die Verbindung mit der Württemberger Hypo in dieser Sache sehr erfreulich angelaufen, durch deren Sponsoring das Preisgeld seit 1992 auf 50000,- DM erhöht werden konnte. Des weiteren erwähnt Herr Blümcke die Aktivitäten des für die Studienreisen verantwortlichen Veranstaltungsausschusses, die auch 1993 wieder «großen Anklang» finden, sowie die Leistungen des Ausschusses für Naturschutz und Umwelt, zu dessen Vorsitzenden Geschäftsführer Dieter Dziellak gewählt wurde, da die amtlich tätigen Naturschützer verständlicherweise den Vorsitz nicht hatten übernehmen wollen.

Über die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» sagt Herr Blümcke, er sei «stolz auf dieses Blatt», was die Mitglie-

der mit Beifall bestätigen. In jüngster Zeit habe er die Rubrik «sh-intern» erweitert, da die Mitglieder mehr über den Verein und die dort geleisteten Aktivitäten wissen müßten. Der Abonnementpreis sei ab 1. 1. 1993 von 44,- DM auf 48,- DM heraufgesetzt worden, damit einerseits zur Mitgliedschaft ein merklicherer Abstand gegeben sei und andererseits die beträchtlich gestiegenen Kosten aufgefangen werden können.

Die für 1993 angebotenen Reisen seien häufig schon ausgebucht, und erstmals habe man in Zusammenarbeit mit dem Württembergischen Landesmuseum als Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» einen Fahrtenzyklus angeboten.

An weiteren Aktivitäten des Vereins erwähnt Herr Blümcke

- die Bemühungen um die Erhaltung der Papiermühle in Wildberg, was jedoch an der hohen Summe von 1 Mio. DM gescheitert ist,
- den Einsatz für die Bewahrung der alten Straßentunnel im oberen Donautal, welche aufgeweitet werden sollten, nun aber erhalten bleiben und mit Ampelregelung befahren werden,
- die Stellungnahmen gegen den Abbruch des Geburtshauses von Kilian von Steiner in Laupheim,
- das öffentliche Eintreten für einen historischen Garten in der Katharinvorstadt in Schwäbisch Hall, der dem Bau eines Altenheims geopfert werden soll,
- den Kampf um die Weiterbelegung des Alten Friedhofes in Kirchheim/Teck, der geschlossen und in einen Park verwandelt werden sollte,
- die Bemühung um die Erhaltung von Obstbäumen im Park des Seeschlosses Monrepos, die der Rekonstruktion der historischen Gartengestalt geopfert werden sollen.

Herr Blümcke dankt den zahlreichen Spendern, die gezielt zum Ankauf von Naturschutzgrundstücken Geld gegeben haben. Allein aus Kirchheim/Teck habe der Schwäbische Heimatbund eine Einzelspende in Höhe von 5000,- DM für Ankäufe im Pfrunger Ried erhalten. Insgesamt habe der Grundbesitz des Vereins 1992 um sieben Hektar erweitert werden können.

1992 habe die 20. Aktion Irrenberg stattgefunden mit zahlreicher Beteiligung von Mitgliedern des Schwäbischen Albvereins und des Schwäbischen Heimatbundes. Ausdrücklich dankt Herr Blümcke dem Forstamt Balingen, namentlich Herrn Forstdirektor Ostertag, sowie dem Verein Kohlraisle für die Organisation und die Durchführung der Pflegeaktion. Er fordert auch 1993 wieder zu zahlreicher Mitarbeit auf und betont, es sei wohl nicht übertrieben, wenn er allen Teilnehmern einen «schönen Tag» in Aussicht stelle. Der Heimatbund bange jedoch derzeit um die Unversehrtheit des einmaligen Naturschutzgebietes Irrenberg, da ein für Schwertransporte befahrbarer Forstweg durch das Gelände geplant ist.

Herr Blümcke erwähnt auch den Einsatz des Schwäbischen Heimatbundes gegen den Plan der Landesregierung, die Wasserwirtschaftsämter aufzulösen. Es sei immerhin Bewegung in die Diskussion gekommen und nun nicht mehr von einer völligen Auflösung die Rede.

Herrn Notar i. R. Walter Halm dankt Herr Blümcke herzlich für die geleistete ehrenamtliche Arbeit beim Ordnen der Grundbesitzverhältnisse des Vereins sowie für die Durchführung von Neuankäufen. Besonders die Neuordnung der Grundstücksakten bereite immer wieder Schwierigkeiten, jedoch hoffe man, dies in Bälde zu einem guten Abschluß bringen zu können.

Ferner erwähnt Herr Blümcke, daß Vertreter des Schwäbischen Heimatbundes immer wieder in Gremien des Deutschen Heimatbundes berufen werden. Er selbst sowie die Herren Wolf und Dr. Rathfelder seien dort vertreten.

Um den Schwäbischen Heimatbund in der Öffentlichkeit noch bekannter zu machen, werde gerade ein neuer Werbeprospekt entworfen, der voraussichtlich im Laufe des Sommers zur Verfügung stehe. Auch sei eine Pressefahrt mit dem Tübinger Presseclub zu den südwürttembergischen Naturschutzgebieten des Vereins geplant. Allgemein sei es jedoch außerordentlich schwierig für den Gesamtverein, Kontakte zu Presseorganen zu erhalten, meist geschehe dies erfolgreicher über die Ortsgruppen.

Zum Schluß gibt Herr Blümcke die Neugründung einer Ortsgruppe in Riedlingen bekannt und bedauert, daß die Ortsgruppen in Isny und Ulm zur Zeit ohne Führung sind. Erfreulich sei die Arbeit der Ortsgruppe Untermarchtal, die das Kalkofenmuseum betreut. Er dankt allen ehrenamtlich Tätigen im Vorstand, im Beirat, in den Ortsgruppen, den Ausschüssen und nicht zuletzt auch allen Mitarbeitern der Geschäftsstelle in Stuttgart. Herr Blümcke schließt seine Ausführungen mit der herzlichen Bitte an die Mitglieder, neue Mitglieder zu werben sowie für den Ankauf von Naturschutzgrundstücken und für die neue Geschäftsstelle in der Stuttgarter Weberstraße zahlreich zu spenden.

### TOP 3: Bericht des Geschäftsführers

Herr Dieter Dziellak dankt zunächst den Mitgliedern für die Unterstützung der Vereinsarbeit sowie allen Mitarbeitern in der Geschäftsstelle. Er erinnert an den personellen Mangelzustand in der Geschäftsführung vor seinem Dienstantritt im August 1992. Mit der Arbeit sei er noch nicht zufrieden, da über ein Jahr Vakanz in der Geschäftsführung aufzuarbeiten sei; jedoch hoffe er, dies zusammen mit seinen Mitarbeitern leisten zu können. Zum 1. März ist Herr Klebes als neuer Sachbearbeiter vom Verein angestellt worden, so daß nun insgesamt vier Personen dauerhaft beschäftigt sind, auch wenn Herr Schukraft eine Teilzeitkraft sei. Herr Klebes entlastet vor allem Frau Langguth, die nun ausschließlich für die Reisen zuständig ist. Die beträchtliche Umsatzsteigerung im Reisegeschäft mache eine Konzentration von Frau Langguth auf diesen Arbeitsbereich notwendig. In Zukunft hoffe man, den Service noch zu verbessern. «Sie sollen zufrieden sein!»

Herr Dziellak dankt allen Spendern für die freiwilligen Zuwendungen an den Verein und berichtet von der soeben beendeten Mahnaktion für nichtgeleistete Beiträge in den Jahren 1991 und 1992. Insgesamt seien etwa 20 % aller Mitglieder ihren Beitrag schuldig geblieben. Zum

# Schwäbischer Heimatbund

## Etat 1992 – Erfolgsrechnung 1992 – Etat 1993

I. Einnahmen	Etat 1992	Rechnung 1992	Etat 1993
Spenden, Beiträge	300 000,-	359 450,38	350 000,-
Spenden Weberstraße	100 000,-	91 045,99	200 000,-
Zuschüsse	123 000,-	103 159,75	123 000,-
Erlöse Schwäb. Heimat	6 000,-	20 995,58	8 000,-
Zinsen	40 000,-	43 996,78	30 000,-
Mieteinnahmen, Denkmalst.	6 000,-	4 667,33	-, -
Veranstaltungen	795 000,-	741 484,40	710 000,-
Sonst. Einn., Umsatzst.Erst.	2 000,-	-, -	41 000,-
Kursgewinne	1 000,-	-, -	1 000,-
Kalkofen, Kontoauflösung	-, -	8 846,09	-, -
	<u>1 373 000,-</u>	<u>1 373 646,30</u>	<u>1 463 000,-</u>
Auflösung von Rücklagen			
Veranstaltungen	105 000,-	105 000,-	92 170,-
Kalkofen	-, -	12 000,-	-, -
Beiträge, Spenden	6 376,-	6 376,-	9 352,-
Planungs-/Baukosten Weberstr. 2	1 200,-	1 200,-	65 000,-
Aufbau Zollerngruppe	-, -	5 000,-	-, -
	<u>1 485 576,-</u>	<u>1 503 222,30</u>	<u>1 629 522,-</u>
II. Ausgaben			
Beiträge	4 000,-	4 297,50	6 000,-
Fremdleist. f. Stud.reisen	615 000,-	552 480,95	520 000,-
Kosten Schwäb. Heimat	180 000,-	259 626,87	220 000,-
Naturschutz	80 000,-	103 332,72	120 000,-
Kalkofen u. sonst. Gebäude	-, -	3 180,94	15 000,-
Ortsgruppen	10 000,-	5 355,27	8 000,-
Vorstand	6 000,-	7 565,18	8 000,-
Bankspesen	3 000,-	3 166,31	3 000,-
Versicherungen	4 000,-	2 625,60	3 000,-
Werbung	15 000,-	4 916,22	17 000,-
Preisverleihungen	30 000,-	20 380,79	20 000,-
Umsatzsteuer	10 000,-	35 404,86	5 000,-
Personalkosten	160 000,-	186 340,84	260 000,-
Büroeinrichtung	10 000,-	-, -	10 000,-
Kosten Geschäftsstelle	50 000,-	86 582,15	80 000,-
Planungs-/Baukosten Weberstr. 2	100 000,-	65 030,45	200 000,-
	<u>1 277 000,-</u>	<u>1 340 286,65</u>	<u>1 495 000,-</u>
Bildung von Rücklagen			
Beiträge, Spenden	8 576,-	9 352,-	10 000,-
Spenden Weberstraße	100 000,-	65 000,-	74 522,-
für Veranstaltungen	100 000,-	92 170,-	50 000,-
	<u>1 485 576,-</u>	<u>1 506 808,65</u>	<u>1 629 522,-</u>
III. Fehlbetrag	-, -	3 586,35	-, -

## Rechnungsabschluß 1992

### Erläuterungen zu besonderen Abweichungen vom Etat

#### I. Einnahmen

Erlöse der Zeitschrift «Schwäbische Heimat»: Durch den Verkauf des Sonderheftes hat sich dieser Betrag erheblich erhöht.

Kalkofen, Kontoauflösung und Auflösung von Rücklagen: Das Bauvorhaben und die Museumseinrichtung Kalkofen sind beendet. Frühere Vorschüsse wurden zurückgeführt. Nachdem die Arbeiten abgeschlossen sind, wurde die Kapitalbindung aufgehoben.

Auflösung von Rücklagen, Aufbau Zollerngruppe: Eine Neugründung ist hier nicht absehbar, deshalb wurde auch diese Kapitalbindung gestrichen.

#### II. Ausgaben

Fremdleistungen für Studienreisen: Ausgefallene Studienreisen wegen mangelnder Beteiligung führten zu geringeren Ausgaben und auch zu geringeren Einnahmen.

Kosten der Zeitschrift «Schwäbische Heimat»: Es sind teilweise Kosten für fünf Ausgaben enthalten (1991/4). Trotzdem liegen die Ausgaben für vier Hefte deutlich über dem Ansatz aufgrund höherer Druck- und Reproduktionskosten.

Kalkofen und sonstige Gebäude: Seit dem Jahr 1992 werden hier die Kosten des laufenden Betriebs aufgenommen.

Preisverleihungen: Es handelt sich hierbei im wesentlichen um den Kulturlandschaftspreis 1992.

Umsatzsteuer: Aufgrund der verspäteten Abgabe der Erklärungen für 1990 und 1991 einschließlich der Vorauszahlungserklärungen mußten erhebliche Zahlungen geleistet werden. 1993 wird der größte Teil wieder vom Finanzamt zurückerstattet.

Personalkosten: Aushilfslöhne und Überstundenvergütungen erhöhten die geplanten Ausgaben. Die Geschäftsstelle war bis 1. 11. 1992 unterbesetzt.

Kosten Geschäftsstelle: In diesem Betrag sind die einmaligen Kosten in Höhe von 14 000,- DM für die Anstricharbeiten in der Geschäftsstelle Charlottenplatz einschließlich neuer Beleuchtung (Vorleistung für Weberstraße) enthalten. Aber auch Porto mit 16 000,- DM, EDV mit 15 000,- DM, Steuerberatungskosten mit 8 000,- DM schlagen zu Buche. Die Miete und Nebenkosten betragen 11 000,- DM.

Planungs- und Baukosten Weberstraße 2/Richtstraße 1

und 3: Es fielen bisher Planungskosten für den Architekten und Sonderfachleute an sowie Kosten für die Freilegung.

## Haushaltsplan (Etat) 1993

### Erläuterungen zu besonderen Positionen

#### I. Einnahmen

Spenden Weberstraße: Wir hoffen, dieses Jahr 200 000,- DM zu erhalten, wobei erst 60 000,- DM eingegangen sind.

Zinsen: Die Zinseinnahmen aus Festgeldern sinken allgemein. Bei einem Baubeginn in der Weberstraße werden alle zur Verfügung stehenden liquiden Mittel zur Vermeidung von Kassenkrediten eingesetzt und können nicht angelegt werden.

Mieteinnahmen Denkmalstiftung: Die Denkmalstiftung belegte 1,5 Räume am Charlottenplatz 17. Sie hat im gleichen Gebäude größere Geschäftsräume bezogen. Deshalb seit August 1992 keine Mieteinnahmen mehr.

Sonstige Einnahmen, Umsatzsteuererstattung: Es handelt sich hier um Vorauszahlungszurückerstattungen 1992.

#### II. Ausgaben

Kosten Zeitschrift «Schwäbische Heimat»: Dieser Betrag wurde an die tatsächlichen Aufwendungen 1992 angepaßt. Mehrwertsteuer- und Postgebührenerhöhungen machen aber eine Kostensenkung schwierig.

Kalkofen und sonstige Gebäude: Es soll 1993 eine Museumsbeschreibung herausgegeben werden, die später verkauft wird.

Werbung: Für den Schwäbischen Heimatbund wird eine neue Informations- und Werbebroschüre herausgegeben.

Personalkosten: Durch die Anstellung einer dritten Kraft für die Geschäftsstelle liegt der Personalbestand bei 3,2 Stellen (Dziellak, Schukraft (0,2), Langguth und Klebes). Außerdem ist zur Büoreinigung ein Putzmann beschäftigt.

Büroeinrichtung: Für die Akten des Grundbesitzes (210 ha) wurde ein Stahldrehstuhl beschafft. Außerdem mußten neue Bürostühle gekauft werden.

Planungs- und Baukosten Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3: Bei einem Baubeginn nach den Handwerkerferien wird mit Kosten in der Höhe von ca. 400 000,- DM gerechnet. Die Hälfte davon trägt der Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart e.V.

---

Schluß nennt Herr Dziellak die Gründung neuer Ortsgruppen als primäre Aufgabe des Vereins, da nur durch erfolgreiche Basisarbeit überzeugend neue Mitglieder gewonnen werden können. Auch fordert er die Mitglieder dazu auf, offen ihre Kritik zu äußern und Anregungen bzw. Verbesserungsvorschläge vorzubringen. «Wir sind dankbar dafür.»

## TOP 4: Bericht des Schatzmeisters

Herr Gerhard Weygandt erläutert den jedem Anwesenden vorgelegten Kassenbericht. Er dankt Herrn Dziellak für die Kassenführung, welche «außerordentlich professionell» erfolge.

In der anschließenden Diskussion beantwortet Herr

Blümcke Fragen nach einer möglichen Kostenreduzierung der «Schwäbischen Heimat». Er befürchtet, daß die soeben erfolgte Portoerhöhung die Kosten noch weiter nach oben treiben werde, jedoch wären Einsparungen möglich beim Seitenumfang sowie beim Satz. Könne ein Aufsatz bereits auf computerlesbarer Diskette an die Druckerei gegeben werden, so spare dies Satzkosten in Höhe von ca. 600,- DM. Zur Umstellung der Postleitzahlen am 1. Juli 1993 sagt Herr Blümcke, für den Verein seien es vorrangig Leid(!)zahlen, da nach Aussagen des Computerfachmannes das Umschreibprogramm etwa 50 % Fehlerquote aufweise. Wahrscheinlich müsse für diese Arbeit vorübergehend eine Hilfskraft eingestellt werden.

#### **TOP 5: Bericht des Kassenprüfers**

Da der Kassenprüfer Alfred Müsle verhindert ist, liest Herr Blümcke dessen schriftlichen Prüfungsbericht vor, der keine Beanstandungen enthält.

#### **TOP 6: Entlastung des Vorstandes durch die Mitgliederversammlung**

Herr Staatsminister a. D. Karl Moersch beantragt die Entlastung des Vorstandes und bittet die Mitgliederversammlung um Abstimmung. Die Entlastung wird einstimmig ohne Gegenstimmen bei Enthaltung des Vorstandes erteilt.

#### **TOP 7: Sanierung der Gebäude Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 in Stuttgart**

Herr Dieter Dziellak berichtet, daß der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes die Räume im Stuttgarter Waisenhaus bis Jahresende 1994 gekündigt sind. Im vergangenen Sommer sei der Untermieter, die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, ausgezogen, so daß dem Verein zwei weitere Räume zur Verfügung stehen. Jedoch gibt es keinerlei Nebenräume, so daß im Tübinger Kulturamt Briefumschläge und Briefpapier, im Staatlichen Forstamt in Stuttgart einige Tausend Sonderhefte «Naturschutzgebiete» und im Keller von Herrn Schukraft fast die gesamte Bibliothek gelagert sind. Er erinnert daran, daß auf der Mitgliederversammlung 1992 in Herrenberg der Beschluß gefaßt wurde, das Projekt werde in Angriff genommen, sobald die Finanzierung gesichert ist. Inzwischen seien die Voruntersuchungen abgeschlossen, der Baubeginn wäre demnach unmittelbar nach den Bauferien im Sommer möglich.

Herr Dziellak verschweigt nicht, daß das Vorhaben durch interne Diskussion im Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart e.V. beträchtlich zurückgeworfen wurde, da noch im Frühjahr 1992 gemachte finanzielle Zusagen im Herbst nicht mehr galten. Unter Herrn Oechßler als Vorsitzenden war man sich einig, daß das Projekt gemeinsam gemacht wird. Statt die Renovierung der Altstadt Häuser mitzutragen, wollte der Verschönerungsverein nun den sogenannten IGA-Turm im Killesbergpark bauen. Aus dem Verkaufserlös einer Grünfläche in der Stuttgarter Hermann-Kurz-Straße, die mehr als 2 Mio. DM erbracht

hat, stünden nunmehr für die Renovierung in der Weberstraße 800 000,- DM zur Verfügung. Derzeit sei man mit dem Verschönerungsverein in Verhandlungen über einen Vertrag, der Rechte und Pflichten der beiden Beteiligten regeln soll.

Eine größere Hürde sei jedoch nach wie vor die Finanzierung des Heimatbund-Anteils, da die bisher geleisteten Spenden in Höhe von 160 000,- DM nicht ausreichen. Herr Dziellak dankt allen Spendern sehr herzlich und betont, daß etliche Mitglieder zwischen 1000,- und 5000,- DM überwiesen hätten. Man sei auf jede auch noch so kleine Spende angewiesen und für jede Gabe dankbar, da jede Mark uns dem Ziel der Renovierung näher bringt. Ergänzend erwähnt er, daß auch die Ortsgruppen namhafte Beträge zur Verfügung gestellt hätten.

Bisher seien Planungs- und Vorbereitungskosten in einer Summe von 120 000,- DM angefallen, die aber letztlich hälftig vom Verschönerungsverein zu übernehmen seien. «Was uns fehlt, sind finanzkräftige Sponsoren.» Herr Dziellak bittet die Mitglieder, Vorstand und Geschäftsstelle auf Leute aufmerksam zu machen, die Geld spenden können. Er vertritt die Überzeugung, daß nur persönliches Ansprechen von Interessierten zum Ziel führen kann. Jeder, der etwas überweist, erhält über die Stadtkasse Stuttgart eine Spendenquittung zur Vorlage beim Finanzamt. Schließlich sagt Herr Dziellak: «Wir, der Vorstand und die Ortsgruppe Stuttgart, haben uns gegenüber dem Verschönerungsverein und der Stadt sowie in der Öffentlichkeit weit vorgewagt und können nicht mehr zurück!»

#### **TOP 8: Verleihung einer Ehrenmitgliedschaft**

Herr Blümcke bittet Herrn Ziegler, den Saal zu verlassen. Er schildert sodann Persönlichkeit und Werk des 1912 geborenen Hermann Ziegler und bittet die Mitglieder um Zustimmung zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft, was einstimmig erfolgt.

Herr Blümcke überreicht Herrn Ziegler die Urkunde und liest den darin abgedruckten Text vor. Er hat folgenden Wortlaut: «Seit mehr als 40 Jahren hat sich Hermann Ziegler aktiv für Stadtgeschichtsforschung und Denkmalpflege in Stuttgart eingesetzt. Seine Arbeiten zur Friedhofsgeschichte sowie die auf seine Initiative zurückgehende Rettung zahlreicher historischer Bauzeugnisse – erwähnt seien hier nur das «Klösterle» in Cannstatt, das Hegelhaus und die Ruine der Burg Frauenberg – erfüllen die Bürger dieser Stadt und jeden darüber hinaus Interessierten mit Dank. Ohne sein unermüdliches Engagement wäre Stuttgart noch ärmer an Kulturdenkmälern und Orten, wo Geschichte ablesbar ist.

Hermann Ziegler ist am 9. März 1953 dem Schwäbischen Heimatbund beigetreten, für dessen Mitglieder er seit 1973 viele Spaziergänge zu historischen Stätten in nahezu jedem Stadtteil von Stuttgart unternommen hat.

Mit der Ernennung zum Ehrenmitglied würdigt der Schwäbische Heimatbund die bleibenden Verdienste Hermann Zieglers um die Erhaltung von Geschichtsdenkmälern im Stadtbild Stuttgarts. Er hat durch sein Wirken Heimatpflege im besten Sinne betrieben.»

*Hermann Ziegler, Stuttgart, freut sich über den Text der Laudatio, den der Vorsitzende Martin Blümcke vorliest. Zuvor hatte die Mitgliederversammlung Hermann Ziegler einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt.*



#### **TOP 9: Ehrungen**

Entfällt.

#### **TOP 10: Entscheidung über eingegangene Anträge**

Herr Blümcke verliest Passagen aus dem Antrag auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages auf 80,- DM von Frau Lore Thölke, Stuttgart, der den Mitgliedern im Wortlaut vorliegt. Er hält den Antrag «aller Ehren wert», trägt jedoch seine eigenen und die in dieser Sache bereits im Vorstand geäußerten Bedenken vor. Er sagt: «Wir wollen das nicht befürworten.» Frau Thölke zeigt sich darüber sehr enttäuscht.

In Diskussionsbeiträgen aus der Mitgliedschaft wird befürchtet, ein derartiger Schritt würde sicherlich Austritte bewirken. Statt dessen sollten die Reisen lieber mit höherem Gewinn kalkuliert werden. Auch Herr Bauer, Weil der Stadt, schätzt die Mitglieder sehr sensibel ein und sieht eine Austrittswelle auf den Schwäbischen Heimatbund zukommen, wenn gerade in wirtschaftlich schwieriger Zeit der Beitrag verdoppelt würde.

Herr Dr. Setzler ist der Meinung, daß ein solcher Schritt vorher in der Tagesordnung angekündigt werden muß. Es seien zu wenige Mitglieder nach Heilbronn gekommen, um spontan darüber abstimmen zu können. «Es wäre unfair gegenüber denen, die nicht da sind und nichts davon wissen.»

Herr Staatsminister a. D. Moersch schlägt vor, angesichts der enormen Portoerhöhung zum 1. April 1993 ab 1994 zusätzlich zum Mitgliedsbeitrag einen Portozuschlag in Höhe von 5,- DM zu erheben.

Herr Dr. Setzler äußert, die bisher geleisteten Spenden mit einer Gesamtsumme von 160 000,- DM seien nicht

wenig, wenn man bedenkt, daß der Aufruf der Ortsgruppe Stuttgart gerade etwas mehr als ein Jahr, derjenige des Gesamtvereins sogar nur vier Monate zurückliege und zudem mit dem Bau noch gar nicht begonnen worden sei. «Wir sollten Hoffnung haben und auf die Spendenbereitschaft der Mitglieder vertrauen.»

Herr Heinzelmann, Kirchheim/Teck, regt an, den Antrag bis zur Mitgliederversammlung 1994 zu vertagen und dann erst zu entscheiden. Ergänzend bittet Herr Weygandt, die Finanzierungsproblematik verstärkt in der «Schwäbischen Heimat» darzustellen und die eingegangenen Spenden bzw. die Spender zu nennen.

Herr Blümcke formuliert folgenden Antrag: «Die Mitgliederversammlung 1992 beauftragt den Vorstand, den Tagesordnungspunkt «Erhöhung des Mitgliedsbeitrages» auf die Tagesordnung der Mitgliederversammlung 1994 zu setzen.» Bei drei Gegenstimmen und zwei Enthaltungen wird dieser Antrag angenommen.

#### **TOP 11: Verschiedenes**

Herr Blümcke trägt den Inhalt des Aufrufs des Schwäbischen Heimatbundes bezüglich der Ortsnamennennung in Verbindung mit den neuen Postleitzahlen vor, der den Mitgliedern ebenfalls im Wortlaut vorliegt.

Herr Staatsminister a. D. Moersch unterstützt den Aufruf und schlägt vor, in der «Schwäbischen Heimat» eine Glosse über «Friedrich Barbarossa von Göppingen 11» zu veröffentlichen und dadurch die Zahlenregelungen zu entlarven. Unter den Mitgliedern herrscht breite Zustimmung, in Zukunft die alten traditionellen Ortsnamen wieder ins Adressenfeld aufzunehmen.

Herr Schukraft berichtet von einem Vorschlag von Herrn

Oechßler, die Mitglieder aufzufordern, per Postkarte ihre jeweilige neue Postleitzahl der Geschäftsstelle mitzuteilen. Dies erspare einerseits ein teures Computerprogramm und andererseits die temporäre Anstellung einer Hilfskraft. Die anwesenden Mitglieder erklären sich bereit, so zu verfahren und die Arbeit der Geschäftsstelle dadurch zu entlasten.

Zum Schluß meldet sich Herr Höh, Fellbach, zu Wort. Er erwähnt sehr lobend die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» und sagt, dies sei der beste Werbeträger für den Schwäbischen Heimatbund. Gleichzeitig drückt er seine Dankbarkeit darüber aus, daß auch nach dem Ausscheiden der Nachkriegs-Generation von außerordentlich beliebten Reiseleitern ein so nahtloser Übergang zu einer neuen Generation sehr qualifizierter junger Leute gefunden wurde, die das Reiseprogramm in bewährter Weise auf hohem Niveau fortzuführen verstehen. Dies sei nicht selbstverständlich und daher sehr erfreulich.

Gegen 16.00 Uhr dankt Herr Blümcke allen Anwesenden sehr herzlich für ihr Kommen und schließt die Sitzung.

Für das Protokoll: Harald Schukraft

## Landesehrennadel für Helmut Erkert

Dem Vorsitzenden der Regionalgruppe Backnang des Schwäbischen Heimatbundes, Helmut Erkert, wurde für seine langjährige Arbeit in diesem Amt von Ministerpräsident Erwin Teufel die Landesehrennadel für Verdienste im Ehrenamt verliehen.

Seit seiner Wahl zum Vorsitzenden der Regionalgruppe Backnang am 22. April 1969 war Helmut Erkert, der seit dem Juli 1962 zu den Mitgliedern des Heimatbundes zählt, in den verschiedensten Bereichen aktiv:

- Organisation und Durchführung von landeskundlichen Tagesfahrten für die Mitglieder, durchschnittlich dreimal jährlich, mit großer Resonanz. Im Laufe der Jahre wurden die Regionen Baden-Württembergs flächendeckend bereist.
- Organisation und Durchführung von mehrtägigen Studienreisen innerhalb Deutschlands und in angrenzende Länder unter besonderer Berücksichtigung der regional-typischen Geschichte, Kunst, Kultur und Natur. Ziele waren unter anderem Graubünden, Salzburg, das Elsaß, Berlin, Wien und jüngst die neuen Bundesländer.
- Organisation und Durchführung von Vorträgen zu landes- und naturkundlichen Themen mehrmals jährlich, ebenso von Besichtigungsfahrten zu besonderen Ausstellungsereignissen.
- Öffentlichkeitsarbeit: regelmäßige Presseberichterstattung über Inhalt und Zweck der Vorträge und Fahrten.
- Teilnahme an Meinungsbildungsprozessen in der Öffentlichkeit durch Diskussionen und Stellungnahmen zu Themen des Denkmalschutzes, des Naturschutzes – z. B. «Neckar-Alb-Autobahn» – und zum Umweltschutz.
- Engagiertes Eintreten für das kulturlandschaftliche und denkmalpflegerische Erbe in Backnang und Umgebung,

z. B. Mitwirkung bei Fragen von Fassadengestaltungen und der Stadtbildpflege.

- Aktive Mitarbeit in den Gremien des Gesamtvereins, u. a. im Beirat des Vereins sowie im Denkmalpflegeausschuß über zehn Jahre.

Vorsitzender Martin Blümcke gratulierte Helmut Erkert zu dieser hohen Auszeichnung und sprach seine Hoffnung aus, daß er noch lange Zeit für den Schwäbischen Heimatbund und seine Mitglieder im Raum Backnang aktiv und engagiert arbeiten möge.

## Kalkofenmuseum Untermarchtal

Die meisten Besucher des Kalkofenmuseums des Schwäbischen Heimatbundes kommen sonntags. Deshalb werden die Öffnungszeiten dem angepaßt:

sonntags von 10 bis 17 Uhr,  
feiertags von 10 bis 17 Uhr.

Außerhalb der Öffnungszeiten – an Werktagen und im Winterhalbjahr – sind Führungen nach Vereinbarung möglich. Wenden Sie sich in diesem Fall bitte an das Bürgermeisteramt Untermarchtal, Telefon (07393) 22 65 bzw. an die Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes, Vorsitzender Wolfgang Rieger, Telefon (07393) 36 25.

Die Eintrittspreise betragen für Erwachsene DM 2,-, für Kinder und Jugendliche DM 1,- sowie für Gruppen ab 15 Personen je DM 1,-.

## Kündigung der Mitgliedschaft durch die Stadt Fellbach

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Rahmen der Überarbeitung der städtischen Vereinsförderungsrichtlinien wurden auch die Mitgliedschaften der Stadt in Vereinen und sonstigen Organisationen überprüft.

Sicher haben Sie Verständnis dafür, daß wir künftig primär nur noch Mitgliedschaften unterhalten wollen, die wir – auch angesichts des dadurch verbundenen Verwaltungsaufwandes – als unbedingt notwendig erachten. Aus diesen Gründen kündigen wir mit sofortiger Wirkung die Mitgliedschaft bei Ihrer Einrichtung.

Mit freundlichen Grüßen

Hochwald, Erster Bürgermeister

Anmerkung der Redaktion: Leider fehlt uns das unterstellte «Verständnis», denn immerhin sind in Fellbach 45 Mitglieder des Heimatbundes zuhause..

## Neue Postleitzahlen – alte Ortsnamen

Der Schwäbische Heimatbund hatte sich in den Jahren der Gemeindereform von 1970 bis 1975 in Baden-Württemberg immer dafür ausgesprochen, daß möglichst der Name der eingemeindeten Ortschaft mit Bindestrich hinter den neuen Ortsnamen gesetzt wird. Die Deutsche Bundespost hatte dies mit dem Hinweis auf die postalische Lesbarkeit einer begrenzten Zahl von Buchstaben in einer Zeile abgelehnt. So entstanden Weinstadt 3, Nagold 7, Göppingen 11 und Rottenburg 12.

Die alten Namen der eingemeindeten Stadt- und Ortsteile drohen mehr und mehr unterzugehen. Die neuen Postleitzahlen bieten die einmalige Chance, die althergebrachten Ortsnamen wieder in die Adressen voll aufzunehmen, denn die Bundespost liest bei der Zustellung künftig nur noch die fünfstellige Postleitzahl. So können Sie also mit Fug und Recht hinter der neuen fünfstelligen Postleitzahl schreiben:

Weinstadt-Großheppach	anstatt bisher	Weinstadt 3
Nagold-Hochdorf	anstatt bisher	Nagold 7
Göppingen-Hohenstaufen	anstatt bisher	Göppingen 11
Rottenburg-Bad Niedernau	anstatt bisher	Rottenburg 12

Sie stärken damit das Selbstbewußtsein von Gemeinwesen, die ihr politisches Eigenleben verloren haben, und erweisen auch der Heimatgeschichte einen Dienst, wenn Sie die Orte postalisch weiterleben lassen. Sie werden auch besser erreichbar, denn mit den neuen Postleitzahlen kann man nämlich nicht mehr auf Anhieb sagen, in welchem Stadtteil nun die eine oder andere Straße liegt. Es ist vorgesehen, oft mehrere Stadtteile und sogar Teile der Kernstadt einer einzigen Postleitzahl zuzuordnen. Wie sollen Verwandte, Freunde, Kunden und Lieferanten Sie finden? Die Teilorte und Vororte sind ja ausgeschildert, aber nach der Postleitzahl kann man sein Ziel nicht suchen.

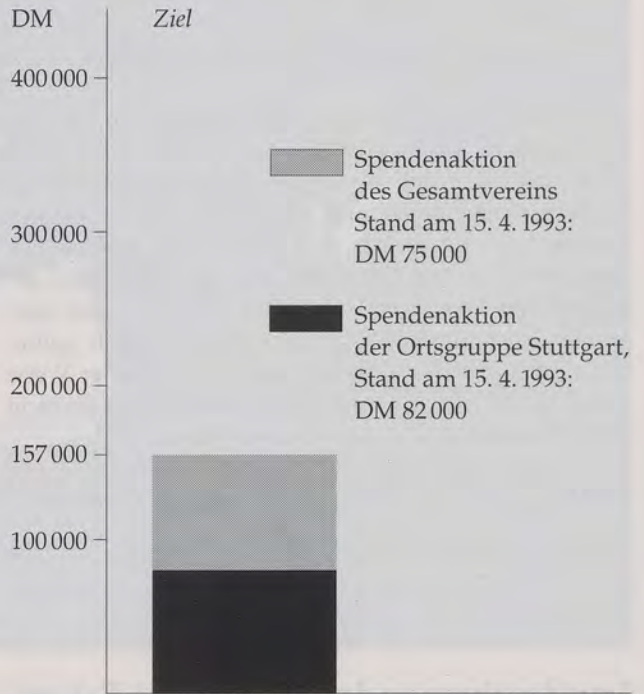
Deshalb rufen wir alle Bürger dieses Landes auf, aus dem eigenen Nutzen eine Tugend zu machen. Verwenden Sie bei Ihrer Adresse, beim Druck ihrer neuen Briefbögen, privat oder dienstlich, auch künftig den Namen der Ortschaft, in der Sie wohnen oder Ihr Geschäft haben, nämlich angefügt mit einem Bindestrich hinter der postalisch vorgegebenen Bezeichnung.

Sie tragen damit bei, das facettenreiche Bild der Besiedlung unseres Landes zu erhalten.

Dieser Aufruf wurde bei der Mitgliederversammlung am 3. 4. 1993 in Heilbronn beschlossen.

Bitte teilen Sie uns Ihre neue Postleitzahl und Ihren genauen Wohnort mit Stadt/Ortsteil auf dem Abschnitt auf Seite 215 in diesem Heft mit.

## Spendenbarometer



## Spendenaktion für die Rettung der Altstadt Häuser in Stuttgart

Die Berichte von Klaus Krüger, Jörg Köstlin und Armin Seidel in Heft 1993/1 haben Einblicke in die Bausubstanz der drei Altstadt Häuser in der Weber- und Richtstraße in der Stuttgarter Leonhardsvorstadt unweit der Hauptstätterstraße vermittelt. Sie haben aber auch deutlich gemacht, daß die Sanierung kostenträchtig ist und machbar erscheint. Diese Berichte haben dazu geführt, daß wieder viele Mitglieder spontan das Überweisungsformular auf der letzten Seite des Heftes herausgenommen und einen weiteren Beitrag an uns überwiesen haben. Darunter war auch eine Einzelspende in Höhe von 5 000,- DM. Dafür danken wir herzlich wie für jede noch so kleine Spende für dieses einmalige Vorhaben des Schwäbischen Heimatbundes. Unser Spendenkonto verträgt noch viele Klein- und Großbeträge. Bitte helfen Sie mit, daß unser Vorhaben gelingt.

Bitte verwenden Sie die Überweisungsformulare in Heft 1993/1 vor der letzten Seite eingehaftet.



## Änderung bei Reise Nr. 34:

**Auf den Spuren schwäbischer Kunst:  
Jörg Ratgeb – Werk und Schicksal**

Führung: Dr. Raimund Waibel

Aus organisatorischen Gründen muß die für das Wochenende 10.–11. Juli 1993 geplante Exkursion um eine Woche vorverlegt werden. Das Programm bleibt unverändert.

**Neuer Termin: Samstag, 3. Juli, bis Sonntag, 4. Juli 1993**

Anmeldungen sind noch möglich!

## Aktion Irrenberg am 14. August 1993

Wollen Sie einen Tag in herrlicher Landschaft, in fröhlicher Geselligkeit erleben und ganz nebenbei auch noch etwas Sinnvolles für den Naturschutz tun? Gerade für Menschen aus den Ballungsgebieten und größeren Städten bietet die Teilnahme an der diesjährigen 21. Aktion Irrenberg einen Ausflug in die Gegend, die in krassem Gegensatz zum Alltag steht. Der Blick vom oberen Rand des Naturschutzgebietes erlaubt einen weiten Blick über das natürliche Amphitheater des Irrenbergs mit park-

ähnlichem Charakter auf die fast tausend Meter hohen Albberge bei Balingen. Die unverwechselbare Atmosphäre entrückt den Betrachter in eine andere – fast möchte man sagen: heile – Welt.

Damit diese einmalige Landschaft mit reichem und einzigartigem Pflanzenbestand auch in Zukunft erhalten bleibt, benötigen wir die Mithilfe vieler begeisterter Menschen. Wie jedes Jahr, wird diesmal am 14. August das von Mitarbeitern des Forstamtes Balingen gemähte Gras zusammengereicht und auf Plastikbahnen ins Tal befördert, wo das Heu dann auf Wagen geladen und abgefahren wird. Für das Zusammenrechen, für die «Talfahrt» und fürs Aufladen brauchen wir noch viele Helfer.

Am Mittag gibt es am Hang des Irrenbergs ein zünftiges Vesper, zu dem alle Beteiligten herzlich eingeladen sind. Wer in diesem Jahr zum erstenmal dabei ist, wird bedauern, nicht schon früher mitgeholfen zu haben.

**Selbstfahrer treffen sich gegen 8.00 Uhr am unteren Hang des Irrenbergs, wo Rechen und Heugabeln verteilt werden. Wer mit dem Bus des Schwäbischen Heimatbundes ab Stuttgart fahren möchte, muß sich um 6.30 Uhr am Busbahnhof Bussteig 14 einfinden. Wir bitten um Ihre Anmeldung bis Donnerstag, 12. August 1993 an die Geschäftsstelle. Zustiege entlang der Fahrtstrecke sind nach Vereinbarung mit der Geschäftsstelle möglich.**

*Bei der jährlichen «Aktion Irrenberg» wirken viele Helfer von verschiedenen Vereinen und örtlichen Gruppen zusammen. Das einige Tage zuvor gemähte Gras wird zusammengereicht und auf Plastikfolien zu den befahrbaren Wegen geschleift.*



## Reiseprogramm 1993

für Mitglieder und Freunde des Schwäbischen Heimatbundes:

- (Kunst-)historische und naturkundliche Studienreisen ins In- und Ausland
- Wanderstudienreisen
- Tagesexkursionen zu Landeskunde, Geschichte, Kunstgeschichte und Archäologie
- Stadtgeschichtliche Rundgänge in Stuttgart

**Noch gibt es freie Plätze,**

**z. B. bei folgenden Studienreisen:**

**Westfalen** – Land der Wasserschlösser und Hallenkirchen (17.–25. Juli 1993), Fahrt Nr. 36

**Gotland und Bornholm** – die Inseln der Bildsteine und Rundkirchen in der Ostsee (29. Juli bis 12. August 1993), Fahrt Nr. 37

**Korsika** – Insel der Schönheit (9. bis 18. September 1993), Fahrt Nr. 43

Die **Emilia-Romagna** (24. September bis 3. Oktober 1993), Fahrt Nr. 48

**Württemberg und das Herzogtum Krain** im Zeitalter der Reformation – eine Studienfahrt durch das heutige **Slovenien** (25. September bis 1. Oktober 1993), Fahrt Nr. 49

Auch bei unseren kürzeren Studienreisen und Exkursionen sind noch einige Plätze frei. Es lohnt sich, bei uns anzufragen!

**Ausstellungssonderprogramme:**

Begleitprogramm zur Ausstellung **«Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Niklaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500»**. Fahrten ins Allgäu, nach Graubünden, Augsburg, Ehingen und Ulm.

Ausstellungssonderfahrt zur Ausstellung **«Januarius Zick und sein Wirken in Oberschwaben»** in Ulm am 6. Juni 1993.

Besuch der Ausstellung **«Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch – Die Stadt um 1300»** in Stuttgart am 18. Juni 1993.

Fordern Sie unser Ausstellungssonderprogramm an!

Informationen und Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Tel. (07 11) 22 16 38.

## Stuttgarter Programm Sommerhalbjahr 1993

Liebe Mitglieder und Freunde, wir freuen uns Ihnen heute unser neues Halbjahresprogramm vorlegen zu können. Aus Anlaß des 200. Todestages von Herzog Carl Eugen von Württemberg, der am 24. Oktober 1793 in Hohenheim gestorben ist, bieten wir als Schwerpunkt unseres Programms eine Veranstaltungsreihe zu Leben und Werk dieses Regenten an. Sie soll im Herbst fortgesetzt werden.

Entgegen unserer bisherigen Praxis, keine Teilnehmergebühren zu erheben, sind wir leider gezwungen, ab sofort für jede mit Unkosten (Eintrittsgebühren, Führungshonorare etc.) verbundene Veranstaltung pauschal 10,- DM und bei Teilnehmerbegrenzung schriftliche Anmeldung auf einer Postkarte zu verlangen. Nach Eingang Ihrer Anmeldung erhalten Sie eine Bestätigung mit Zahlungsaufforderung von uns.

Über unser Projekt «Renovierung der Häuser Weberstraße 2/Richtstraße 3» ist nichts Neues zu berichten. Zusammen mit Ihnen hoffen wir auf eine glückliche Zusammenarbeit mit dem Verschönerungsverein Stuttgart, ohne dessen tatkräftige Mithilfe die Realisierung unserer neuen Geschäftsstelle Utopie bleiben wird. Dessen ungeachtet liegt vor dem Schwäbischen Heimatbund noch eine lange Durststrecke, da zur Finanzierung unseres Anteils noch viel Geld aufgebracht werden muß. Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß wir auch diesmal wieder den Wunsch nach finanziellen Zuwendungen, die über den normalen Mitgliedsbeitrag hinausgehen, an Sie herantragen.

Der Vorstand der Ortsgruppe Stuttgart

*Donnerstag, 27. Mai 1993*

**«Stuttgart – die Schlösser und ihre Gärten»**

Dia-Vortrag von Prof. Herbert Fecker

Ort: Studio der Landesgirokasse, Stuttgart-Mitte, Königstraße 5

Uhrzeit: 19.00 Uhr

Der Eintritt ist frei!

Diese zusammen mit der ALTEN GILDE Stuttgart durchgeführte Veranstaltung wird völlig neue Einblicke in Geschichte und Gestaltung der Stuttgarter Schlösser und ihrer Umgebung vermitteln. Prof. Fecker, der viele Jahre Leiter der Bauabteilung im baden-württembergischen Finanzministerium war, hat sich intensiv mit der Thematik auseinandergesetzt und wird uns anhand von teilweise unveröffentlichten Bildern vom Mittelalter über Renaissance, Barock und Klassizismus bis in unsere Zeit führen. Vor allem die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, als Altes vielfach skrupellos verändert oder zerstört worden ist, bilden einen Schwerpunkt seiner Forschungen.

*Dienstag, 15. Juni 1993*

**Stammtisch der OG Stuttgart**

Treffpunkt: Ab 18.00 Uhr im Nebenzimmer des «Murrhardter Hofs» in Stuttgart-Mitte, Wilhelmsplatz/Ecke Katharinenstraße

*Dienstag, 29. Juni 1993*

**«Schwäbischer Klassizismus» – Sonderausstellung in der Staatsgalerie**

Führung durch einen Mitarbeiter des Museums

Treffpunkt: Um 18.15 Uhr vor dem Haupteingang zur Neuen Staatsgalerie

Teilnehmergebühr pro Person: Erwachsene 10,- DM, Schüler, Studenten etc. 8,- DM

Teilnehmerbegrenzung, daher schriftliche Anmeldung unbedingt erforderlich!

Während des letzten Lebensabschnitts von Herzog Carl Eugen beginnt in Württemberg der Klassizismus, dessen wichtigster Architekt Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer war. Die Ausstellung zeichnet die stilistische Entwicklung über Nikolaus Friedrich Thouret bis Giovanni Salucci nach. Natürlich steht dabei auch Johann Heinrich Dannecker und sein Werk im Mittelpunkt sowie andere mit der Hohen Carlsschule verbundene Künstlernamen.

*Samstag, 10. Juli 1993*

### **Das Ludwigsburger Schloß und Herzog Carl Eugen**

Führung durch die aus Anlaß seines 200. Todestages eingerichtete Sonderausstellung von Dr. Klaus Merten sowie durch die herzoglichen Privatappartements im 2. Obergeschoß von Michael Wenger M. A.

Treffpunkt: Um 14.00 Uhr im Schloßhof beim Thouret-Brunnen

Teilnehmergebühr pro Person: Erwachsene 10,- DM, Schüler, Studenten etc. 8,- DM

Teilnehmerbegrenzung, daher schriftliche Anmeldung unbedingt erforderlich!

Dr. Klaus Merten hat die über 200 Exponate umfassende Ausstellung über Carl Eugen und dessen Italienreisen zusammengestellt und wird uns während der Führung einen lebendigen Eindruck vom fürstlichen Leben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermitteln. Anschließend gibt uns Michael Wenger einen Einblick in die zwischen 1757 und 1759 in eleganten Formen des französischen Rokoko ausgestalteten Privaträume Herzog Carl Eugens. Sollte der Wunsch bestehen, so kann man sich nach den Führungen im Café des Palais Graevenitz, Marstallstraße, zu privater Diskussion treffen.

*Mittwoch, 28. Juli 1993*

### **«Meisterwerke massenhaft» – Sonderausstellung im Alten Schloß**

Führung durch einen Mitarbeiter des Museums

Treffpunkt: Um 16.45 Uhr vor dem Eingang am Schillerplatz

Teilnehmergebühr pro Person: Erwachsene 10,- DM, Schüler, Studenten etc. 8,- DM

Teilnehmerbegrenzung, daher schriftliche Anmeldung unbedingt erforderlich!

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die Person des Bildschnitzers Niklaus Weckmann, der in Ulm eine gut organisierte Werkstatt mit zahlreichen Lehrlingen und Gesellen unterhielt. Da auch die mit Weckmanns Werkstatt in Verbindung stehenden Maler ausgiebige Würdigung erfahren, gibt die Ausstellung einen einmaligen Einblick in die Kunst-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Ulms um 1500.

## **Anschriften der Autoren**

Ralf Beckmann, Dr., Stadtarchiv, Postfach 2020, 7012 Fellbach

Helmut Breitmaier, Im Asemwald 32/9, 7000 Stuttgart 70

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1

Hans Mattern, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz und

Landschaftspflege, Kienestraße 41, 7000 Stuttgart 1

Heribert Meurer, Dr., Württembergisches Landesmuseum, Schillerplatz 6, 7000 Stuttgart 1

Karl Moersch, Staatsminister a.D., Aalener Straße 10, 7140 Ludwigsburg

Benigna Schönhagen, Dr., Neckarhalde 40, 7407 Rottenburg a.N.

Hermann Taigel, Dr., Stöffelbergweg 15, 7417 Pfullingen

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 7142 Marbach a.N.

## **Bildnachweis**

Titelbild und S. 99–110: Projektphoto Sach und Schnetzer, Marbach am Neckar; S. 102 und 103: Strähle KG, Schorn-dorf; S. 111 und 112: Reinhard Wolf, Marbach am Neckar; S. 113: Stadtarchiv Pfullingen; S. 115–117 und 121: Photo Burgemeister, Pfullingen, Markstraße 33; S. 122: Dieter Dehnert, Göppingen-Jebenhausen; S. 123: Wolfgang Horny, Stuttgart; S. 124–127 und 129: Joachim Feist, Pliezhausen; S. 128: Stadtarchiv Göppingen; S. 130 bis 136: Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart; S. 139 und 142: Professor Dr. Winfried Reiff, Zweigstelle Stuttgart des Geologischen Landesamts; S. 141 und 148: Dieter Kapff, Stuttgart; S. 143–145 (auf der Basis von TOP 7226 des Landesvermessungsamts), 146, 149 und 150 oben: Landesdenkmalamt, Stuttgart; S. 147 Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart; S. 150 unten aus Martin Kempa: Antike Eisenverhüttung auf der Ostalb. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Heft 20, hrsg. vom Landesdenkmalamt; S. 151 und 152: Eduard Mörike: Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Mit 37 farbigen Zeichnungen von Karl Stirner. Steinkopf Stuttgart 1979; S. 153: Fibel für die katholischen Volksschulen Württembergs. Bilder von Karl Stirner. Stuttgart 1933; S. 154, linke Spalte: Hermann Hauber: Karl Stirner, der schwäbische Malerpoet. Schwabenverlag Ellwangen o.J. (1982) S. 14; S. 154, rechte Spalte: ebenda S. 20; S. 155: ebenda S. 35; S. 156: ebenda S. 57 und S. 157: ebenda S. 97; S. 158 und 159: Staatsgalerie Stuttgart, Graphische Sammlungen; S. 159 linke Spalte oben: Das Karl Stirner Buch. Emil Fink-Verlag, Stuttgart, 1935, S. 53; S. 161: Stadtmuseum und Archiv Fellbach; S. 163: nach Siegfried Fiedler: Grundriß der Militär- und Kriegsgeschichte. Bd. 1, München 1980, Anhang Anlage 6; S. 165: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; S. 167: Generallandesarchiv Karlsruhe; S. 168 Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart; S. 169 oben: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 169 unten: Diözesanarchiv Rottenburg; S. 170 und 171: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; S. 172 oben: Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart; S. 172 unten: Privatfoto; S. 173: Beilstein in Geschichte und Gegenwart, zusammengestellt von Otto Rohn und Dietmar Rupp. Beilstein 1983, S. 102 unten links; S. 180 und 183: Harald Schukraft, Stuttgart.

HANS-MARTIN MAURER, PAUL SAUER, WERNER FLEISCHHAUER, VOLKER HIMMELEIN und ULRICH KLEIN: **Geschichte Württembergs in Bildern 1083–1918**. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992. 324 Seiten mit 424 Abbildungen, davon 149 in Farbe. Leinen DM 98,-

Um es gleich vorweg zu nehmen: Dieses Buch sieht die Geschichte Württembergs weitgehend unter dem Blickwinkel einer Dynastengeschichtsschreibung. Korrekt müßte es «die Geschichte des Hauses Württemberg in Bildern» heißen und sich gewissermaßen als Bildband des 1984 erschienenen Werks *900 Jahre Haus Württemberg* zu erkennen geben, schildert es doch in erster Linie die Geschichte dieser Familie und deren Leistungen von der ersten Erwähnung 1083 auf dem Weihestein der Grabkapelle auf dem Rotenberg bis zum Ende der Monarchie 1918. Andererseits ist die württembergische Dynastie eng mit der Geschichte des Landes und seiner Bevölkerung verbunden, haben die Grafen, Herzöge und Könige von Württemberg die Geschehnisse ihres Territoriums und seiner Menschen geprägt und mitgestaltet, so daß dies als ein durchaus gerechtfertigter Ansatz historischer Betrachtung gelten kann. Sieht man von der möglichen «Titel-Irritation» ab, so kann dieses Werk als wohl gelungen und höchst erfreulich gelten, zumal seit dem 1913 erschienenen *Bilderatlas zur Württembergischen Geschichte* kein Versuch zur Visualisierung der württembergischen Geschichte mehr unternommen wurde.

Der Band gliedert sich in vier Abschnitte: Württemberg im Mittelalter, die frühe Neuzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg, vom Ende des Krieges bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, die Könige von Württemberg. Jedem Abschnitt ist ein etwa 15 bis 20 Seiten umfassender historischer Abriss vorangestellt. Diesem in seiner Knappheit vorzüglichen Text, der aus den Federn von Hans-Martin Maurer (Abschnitt eins und zwei) und Paul Sauer stammt, folgt ein Abbildungsteil mit relativ ausführlichen Legendentexten. Diese Texte nun bringen die Portraits, Grabdenkmäler, Urkunden, Siegel, Wappen, Münzen, alte Ansichten, Pläne und Karten zum Sprechen, machen deutlich, «was es mit dem abgebildeten Gegenstand auf sich hat». Leider haben sich darin einige Flüchtigkeitsfehler eingeschlichen, die bei einer Neuauflage ausgemerzt werden sollten. Der auf Seite 52 beschriebene Saphir kostet, wie auf der Abbildung zu lesen ist, 75 Gulden und nicht 25; die älteste Fensterscheibe der Tübinger Stiftskirche datiert von 1476, was auf Seite 65 korrigiert werden müßte; Seite 67 gibt als Todesjahr der Gräfin Mechthild 1485 an, Seite 56 nennt das richtige Jahr 1482; Seite 68 ist die Rede vom ersten Universitätskanzler Vergenhans, dieser ist jedoch, wie die Abbildung belegt, («secundus»)

zweiter Kanzler; Abt Heinrich Fabri von Blaubeuren stirbt 1495 und nicht wie auf Seite 75 angegeben 1461; Seite 100 zeigt den 33jährigen Herzog Ulrich 1520 und nicht den 22jährigen; Seite 201 ist König Wilhelm II. zu sehen und nicht Wilhelm I.; Seite 225 gibt als Todesjahr der Königin Pauline 1837 statt 1873 wieder. Etwas verwirrend ist auch, daß bei den abgebildeten Personen mal die Regierungs-, mal die Lebensdaten angegeben werden, ohne daß zu erkennen ist, was nun gemeint sei.

Doch soll dies den insgesamt positiven Eindruck nicht verwischen. In seiner Wechselwirkung von Text und Bild leistet der Band einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung der Geschichte Württembergs und seiner Dynastie. Es gelingt ihm, was sich seine Autoren im Vorwort wünschen, *Anschauung und Information zu einem farbigen und plastischen «Geschichtsbild» zu verdichten*.

Wilfried Setzler

ULRICH KEULER: **Häberle und Pfeleiderer**. Zur Geschichte, Machart und Funktion einer populären Unterhaltungsreihe. (Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Bd. 78). Tübingen 1992. 203 Seiten. Broschiert DM 29,-

Der Name Uli Keuler steht gemeinhin für schwäbischen Humor, das Komikerduo Häberle und Pfeleiderer für den «urschwäbischen» Witz. Muß es allerdings etwas zu lachen geben, wenn der eine die Komik der beiden anderen wissenschaftlich untersucht? Nein. Denn dem Kabarettisten, Rhetoriker und Kulturwissenschaftler Keuler geht es in seiner Doktorarbeit über Häberle und Pfeleiderer um weit mehr als den «typisch» schwäbischen Witz: Er fragte nach der gesellschaftlichen Funktion und den Erfolgsbedingungen des Komikerpaares, die drei Jahrzehnte lang – ungeachtet gravierender politischer Veränderungen – gefragte Entertainer waren.

Uli Keuler, sonst eher bekannt als Kabarettist, geht in seiner Arbeit mit viel historiographischem Spürsinn dem Werdegang der beiden Komiker nach. Zwar verwendet er als Quelle häufig ein Interview mit «Häberle» Oskar Heiler, doch auch dort, wo dieser sich nicht mehr genau zu erinnern vermag, stöbert Keuler die historischen Details, Jahreszahlen und Zusammenhänge auf. So entsteht ein etwas anderes Bild von Häberle und Pfeleiderer, als Oskar Heiler und Willy Reichert es bisher in autobiographischen Texten vermittelten.

Häberle und Pfeleiderer begannen ihre Karriere 1931 auf einer kleinen, aber nicht unbedeutenden Stuttgarter Bühne und wurden damals schon als typische Schwaben bejubelt, die dem Volk vermeintlich aufs Maul schauten.

Die beiden Akteure hatten es letztlich dem nationalsozialistischen Rundfunk zu verdanken, daß sie über die Grenzen Württembergs hinaus berühmt wurden. Sie zeigten keine Berührungängste gegenüber der Nazi-Propaganda, und die Nazis hatten ihrerseits keine Probleme mit den beiden Komikern. Auch im Nachkriegsdeutschland wurden Häberle und Pfeleiderer gern gehört. Sie hatten es mit ihrer Karriere sogar leichter als die von den Nazis verfolgten Künstler. In den 50er Jahren erreichten die beiden den Höhepunkt ihrer Laufbahn; 1959 hatten sie dann aus Altersgründen ihren letzten gemeinsamen Auftritt.

Wie konnte es einem Komikerpaar gelingen, über drei Jahrzehnte, in denen gravierende politische Veränderungen stattfanden, die gleiche erfolgreiche Unterhaltung zu machen? Häberle und Pfeleiderer verkörperten, meint Uli Keuler, unpolitische Kleinbürger, Menschen, die zwar das Weltgeschehen betrachteten, sich aber dann doch wieder in Auseinandersetzungen mit ihren Alltagsproblemen verloren. Das Komikerpaar arbeitete mit detaillierten Stuttgarter Ortsangaben und spielte seine Szenen in einer schwäbisch anmutenden Sprache. Beides erzeugte beim Publikum den Eindruck, Häberle und Pfeleiderer seien ur-schwäbische Figuren und vermittelte ein Gefühl von Vertrautheit. Dabei waren die Vorlagen für ihre Dialoge häufig französische und ungarische Importe.

In den Szenen wurden gesellschaftspolitische Probleme zwar angesprochen, erschienen aber immer als Privatangelegenheiten. Im Endeffekt landeten die beiden Protagonisten immer wieder auf dem Boden kleinbürgerlicher Realität. Die Resignation wurde als reife Weltsicht dargestellt. Uli Keuler: *Scheinbar auf der Seite der «kleinen Leute» stand das Komikerduo – nicht notwendigerweise im Bewußtsein der Akteure – stets im Dienst der jeweils herrschenden Macht.* Vielleicht lassen sich so auch die immer wieder in die Häberle-und-Pfeleiderer-Szenen eingearbeiteten frauenfeindlichen Witze erklären: Denn damit wurde der Eindruck vermittelt, als handle es sich bei dem Verhältnis von Mann und Frau um einen Geschlechterkampf, bedingt durch das Aufeinanderprallen biologischer Gegensätze. Dadurch wurde nicht nur der Kern des Problems verfehlt, sondern auch seine Unlösbarkeit unterstellt.

Uli Keuler polemisiert nie gegen Häberle und Pfeleiderer. Die persönlichen Motive Willy Reicherts oder Oskar Heilers für diese Art von Komik und Karriere stellt er weder dar, noch wertet er sie. Aber die Untersuchung läßt die Zeit, in der das Komikerpaar bejubelt wurde, aus einem neuen Blickwinkel als eine zwielichtige erscheinen: Es wird deutlich, wie wenig sich zwischen 1930 und 1960 die Erwartungen der Menschen an Unterhaltung, die Moralvorstellungen und die gesellschaftlichen Binnenstrukturen geändert haben.

Johanna Schulz

JÖRG THIERFELDER und UWE UFFELMANN (Bearb.): **Der Weg zum Südweststaat.** Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. G. Braun Verlag Karlsruhe 1991. 372 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 34,-

Zum vierzigjährigen Jubiläum des Landes Baden-Württemberg geht vorliegende Publikation auf die «Grundlagen» seiner Existenz ein und zeigt die Entwicklung der Besatzungszonen bzw. der drei Länder Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Baden von 1945 bis zur Gründung des Südweststaates 1952 auf. Dabei wurden nicht nur die politischen Ereignisse «ausgeleuchtet», sondern auch die Vorgänge in den (neuen) Parteien, Verbänden, Religionsgemeinschaften, Schulen und Hochschulen sowie im Medienbereich dargestellt. Deutlich wird so, welche Kräfte in den Bereichen Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Bildung, Kirche und Kultus bestimmend waren. Erfreulich ist dabei, daß der Band nicht nur jenen Kräften nachgeht, die sich bei der Gründung des neuen Bundeslandes durchgesetzt haben, sondern auch über alternative Ziele, Pläne, Ideen informiert, die keine Mehrheiten fanden und letztlich verworfen wurden.

In neunzehn Einzelbeiträgen wird den Etappen der Zusammenführung auf vielen Gebieten nachgegangen, nur wenige Bereiche bleiben – wie etwa die Entwicklung der Kommunen – unberücksichtigt. Zunächst beschreiben vier Aufsätze das Kriegsende und die Besatzungszonen sowie die drei neuen Länder; es folgen Untersuchungen zur wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Südwestens, zu den Vertriebenen, über die Interessenvertreter der Landwirte, über die Entwicklung der Parteien, der Gewerkschaften, der evangelischen und katholischen Kirche sowie des Schul- und Hochschulwesens. Schließlich wird die Neuordnung der Presse und des Rundfunks, deren Wiederbeginn und Lizenzierung nach amerikanischem und französischem Vorbild sowie deren Rolle in der Südweststaatsfrage aufgezeigt. Eine Zusammenfassung *Der Weg in den Südweststaat, eine Genese der politischen Kultur und eine Betrachtung zur politischen Bedeutung Baden-Württembergs* schließen den beachtenswerten Band.

Sibylle Wrobbel

MARIE LOUISE SCHMEER-STURM, KURT ULBRICHT und HILDEGARD VIIEGG (Hrsg.): **Museumskompaß Bayern. Ein Schlüssel zum Verständnis für Brauchtum, Handwerk, Technik, Kunst. Ein Nachschlagewerk in Sachgruppen.** Verlag Reisen und Bildung GmbH München 1992. Zwei Bände, 1032 Seiten mit zahlreichen Schwarz-weiß-Abbildungen. Paperback DM 65,80

Das aus Gründen der Handlichkeit in zwei Bände (A–M und N–Z) unterteilte Opus ist ein völlig neuartiger Museumsführer. Dies in vielerlei Hinsicht. Schon der Untertitel weist darauf hin: Erfasst sind nicht allein die Kunstmu-

seen; die Vielzahl der Autoren, jeder speziell für sein Fachgebiet ausgewählt, erfassen vielmehr alle Arten musealer Sachzeugen, die in Museen, Galerien und Kabinetten gesammelt wurden und zur Schau gestellt werden. Dies jeweils anhand ausgewählter Beispiele mit großem Stellvertretungscharakter. Dabei war jeder Beteiligte darum bemüht, oft und ausführlich Behandeltes nicht wieder als Schwerpunkt herauszustellen. Sach- und fachgerecht gewichtet wurde vielmehr auch Ausgefallenes, Seltenes, Spezielles. Wobei endlich einmal auch kleinere und Spezialmuseen in Zusammenhang gebracht, ihre Sammlungsgegenstände aufgezeigt und gewürdigt werden. Wichtig dabei ist zudem: Die Autoren weisen vor allem auch jedesmal den Zugang dazu.

Im Zusammenhang mit diesem Bemühen steht des Weiteren die alphabetische Gliederung der Bände nach Sachgebieten. Mit anderen Worten: Interessiert sich ein Benutzer z. B. für Malerei, Plastik und Skulptur, Geschichte der Medizin, Handwerksgeräte, Bauernmöbel oder Landfahrzeuge, für Grabdenkmäler oder Judaika, für Rüstungen, Waffen oder Jagdgeräte, so findet er unter dem entsprechenden Stichwort nicht nur Erläuterungen zum Sachgebiet, Hauptsächliches über dessen Geschichte bzw. historische Zusammenhänge sowie Hinweise auf die wichtigste Literatur, sondern zugleich auch, wo und in welchem Museum in Bayern sich die einschlägigen Sammlungen befinden. Dadurch kann sich jeder daran Interessierte die entsprechende Literatur beschaffen, sich vorinformieren und anschließend auf den Weg machen. So erhält er nahezu auf allen Sammlungsgebieten eine Fülle von Anregungen für den ihn interessierenden Bereich.

Nicht ganz so einfach hat es der Leser beim Gebrauch des Kompasses, wenn er feststellen will, was ihn in einem bestimmten Museum erwartet. Hier sollten bei einer eventuellen Neuauflage die «Sachgebiete» noch um entsprechende Verzeichnisse ergänzt werden. Solche würden sich für das umfangreiche Feld, das in den zwei Bänden beackert worden ist, sicherlich lohnen. So für die Bereiche der Künste, für technische und naturwissenschaftliche, für volkskundliche Sammlungen und so weiter. Des Weiteren für die behandelten Gebiete wie etwa Bergbau, Flößerei, Mineralien und Wasserversorgung, um nur noch einige weitere herauszugreifen. Dabei gibt es neben «klassischen» Sammlungsbereichen solche mit ganz eigenen Themenstellungen wie «Amulett und Talisman», «Liturgische Gewänder und Geräte», «Tischkultur» oder «Klostermuseen».

Wünscht man sich einen derartigen Museumskompaß auch für andere Bundesländer, so fällt auf, wie speziell auf Bayern bezogen der Grundtenor der Bände abgestimmt wurde. So können Themenbereiche wie beispielsweise Alpenwirtschaft, Votivbrauchtum, Schützenwesen oder Sonderthematika wie Spanschachteln unter Umständen in anderen Regionen gar keine Rolle spielen. Typisch für Bayern ist auch, daß Plastik und Skulptur von den Herausgebern lediglich unter dem Aspekt «Religiöse Plastik und Skulptur» bearbeitet wurden. Wobei der Autor allerdings bemüht war, die «andere» auch mit einzuflechten. Wobei, wie in diesem Falle, mitunter auch die Ab-

stimmung der einzelnen Beiträge aufeinander nicht so recht klappte. Bemüht sich der Autor des Kapitels «Religiöse Plastik und Skulptur» einleitend den Unterschied zwischen Plastiken und Skulpturen aufzuzeigen, so werden von den Herausgebern z. B. die Skulpturen von Adam und Eva im Mainfränkischen Museum zu Würzburg in ihren Bildunterschriften dennoch als «Steinplastiken» bezeichnet. Auf Seite 601 gehört die Abbildung der Gruppe «Hl. Anna Selbdritt» aus den Texten über die Gotik herausgenommen und ein paar Seiten später eingefügt. Sie gehört dem 17. Jahrhundert an, und dort etwa der Zeit um 1630/40 und stammt vielleicht von einem der Zürn (David Zürn?).

Doch das sind, alles in allem, nur Kleinigkeiten. Summa summarum erfüllt das verdienstvolle, mit Akribie und Sachverstand von den Autoren zusammengetragene und von den Herausgebern redigierte umfangreiche Kompendium in vorbildlicher Weise seinen an sich selbst gestellten Anspruch, einem sich wandelnden Museumsbegriff gerecht zu werden und dabei einem sich wandelnden Museumspublikum sachkundig und verständlich an die Hand zu gehen. So kann man sich schlecht einen Museumsbesucher vorstellen, der nicht von der hier zusammengestellten Fülle an sachkundiger Information Nutzen ziehen würde. Zumal ein Anhang mit Personen-, Sach-, Begriffs- und Ortsregistern die Texte der Bände leicht zugänglich und zusammen mit den zahlreichen, gut gewählten Abbildungen weiter transparent macht und deren Gebrauchswert steigert.

Vielleicht sollten die Herausgeber im Falle einer Neuherausgabe und der dazu notwendigen leichten Überarbeitung überlegen, ob es sich nicht lohnen würde, die Bände im Bereich der Bildenden Künste um ein Kapitel zu erweitern, das sich mit Problemen des Schöpferischen sowie Begriffen der Ästhetik auseinandersetzt, ebenso mit Informationen über die Metasprachen z. B. mittelalterlicher christlicher Symbole oder moderner symbolistischer Kunst. Denn sie tragen, neben der Kenntnis des Handwerklich-technischen eines Artefakts, entscheidend mit dazu bei, dasselbe nicht nur «schön» oder «häßlich» zu finden, sondern von Grund auf zu verstehen. Verstehen zu ermöglichen und gewonnenes Verständnis zu fördern, das nämlich ist, wenn man deren methodisch-didaktische Anlage richtig versteht, mit eines der Anliegen der beiden Bände «Museumskompaß Bayern», die bisher ihresgleichen unter den Museumsführern nicht haben, und die man sich gerne für die Museumslandschaft anderer Bundesländer als weitere Schlüssel zu deren Öffnung wünschen möchte.

*Manfred Tripps*

121 **Esslingen 1919–1949. Von Weimar bis Bonn.** Begleitband zu der Ausstellung gleichen Titels 1991 in Esslingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 530 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 30,-

Von Weimar bis Bonn, so lautete der Untertitel einer 1991 vom Stadtarchiv Esslingen organisierten Ausstellung zur Geschichte der Stadt zwischen Erstem Weltkrieg und Gründung der Bundesrepublik. Man erinnert sich: Die Vorbereitungen zu dieser Ausstellung in den 80er Jahren waren von manch politischem und fachlichem Gerangel begleitet, die schließlich in einem letzten Höhepunkt zwar nicht die Eröffnung der Ausstellung, aber fast das Erscheinen des Begleitbandes verhindert hätten. Dies – ohne Zweifel – wäre mehr als bedauerlich gewesen, denn was bleibt, ist das Gedruckte. Ausstellungen stehen nicht ewig, meist viel zu kurz, nämlich nur Wochen. Der schnellebige Zeitgeist verlangt stets nach neuen Reizen, auch auf kulturellem Sektor; und kurze Zeit später erinnern sich nur noch wenige an das Geschehene und Erläuterte, das historische Detail – oft mühsam erforscht – ist wieder dem Vergessenen anheimgegeben.

Hinsichtlich des Begleitbandes hat sich die Hartnäckigkeit des Esslinger Stadtarchivars Dr. Walter Bernhardt sicher ausgezahlt. Bernhardt betonte im Vorspiel auf der kommunalpolitischen Bühne immer wieder, daß eine Ausstellung über die nationalsozialistische Herrschaft in Esslingen, an die zunächst seitens des Gemeinderats gedacht war, auch deren Vorgeschichte – die Jahre der Weimarer Republik – und die Nachwirkungen mindestens bis zum Jahr 1949 mit umfassen müsse. Die rund zwanzig Autoren des Bandes vermögen nun aufzuzeigen, daß die «Machtergreifung» keineswegs vom Himmel fiel und daß auch nach 1945 – trotz alliierter Besatzung und sogenannter Entnazifizierung – die Welle braunen Gedankenguts nicht selten bis weit in die Zeit des Wirtschaftswunders hinüberschwappte. Martin und Sylvia Greiffenhagens einleitender, nur acht Seiten umfassender, komprimierter Aufsatz über *Politische Traditionen in Deutschland* stellt in seltener, fast idealtypischer Weise ein vorgezogenes Résumé dar, das angesichts brennender Asylantenheime, politisch motivierter Morde von rechts, erneut mit erhobenem Arm marschierenden Horden und unsäglich dummen «Polacken- und Juden»-Stammtischgesprächen erschreckende Aktualität erhält.

Die von Walter Bernhardt organisierten und redigierten Fachbeiträge orientieren sich naturgemäß an den Themen und Abteilungen der Ausstellung und umfassen alle wesentlichen Punkte der Geschichte der Jahre 1919 bis 1949. Einsetzend mit den revolutionären Bewegungen 1918/19 und dem Entstehen der deutschen Republik, dem sich eine Betrachtung der Geschichte der Arbeiterbewegung und eine Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zur Zeit der Weimarer Demokratie sowie der Wahlen 1930–1932 anschließt, führen sie den Leser zur eigentlichen Geschichte des sogenannten Dritten Reiches: zur Geschichte der NSDAP von 1920 bis 1945 und zu den «klassischen» Themen wie der Machtergreifung, der Verfolgung der Regimegegner und der jüdischen Bür-

ger, dem Widerstand und nonkonformen Verhalten. Daneben erfahren aber auch esslingen-spezifische Themen der Jahre zwischen 1918 und 1950 Beachtung, unter anderem die Lehrerbildung in Esslingen, die Frauenarbeitschule, die Mütterschule oder die Volkshochschule.

Aufsätze über das erste Besatzungsjahr und das Esslinger Wirtschaftsleben in der Nachkriegszeit sowie neue Untersuchungen über Displaced Persons und die Eingliederung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen beleuchten die schwierigen Verhältnisse in den Jahren nach Kriegsende. Gleichsam als Anhang sind 22 Kurzbiographien von Tätern und Opfern – darunter leider keine Frau! – den Aufsätzen unterstützend beigelegt.

Wie gesagt, die Landes- und Ortsgeschichte wäre um eine wertvolle Publikation ärmer, hätte der Eklat um einen eher in assoziativem denn wissenschaftlich argumentierendem Ton gehaltenen Beitrag um das Esslinger Kriegerdenkmal das Erscheinen des Bandes noch verhindert. Daß Stadtarchivar Bernhardt den fraglichen Aufsatz aufgrund inhaltlicher Mängel als dem Begleitband zur Ausstellung nicht angemessen hielt, unterstreicht seine Ernsthaftigkeit als Historiker. Daß er, nachdem andere Autoren mit dem Zurückziehen ihrer Beiträge gedroht hatten und ein städtischer Ukas die Aufnahme des Aufsatzes in den Band anordnete, für das Ganze nicht mehr verantwortlich zeichnen konnte und wollte und Walter Bernhardt folgerichtig in dem Werk nicht genannt wird, ist nur konsequent. Ob die unschöne Auseinandersetzung letztlich auch wirklich nötig war, darf man aber eher bezweifeln, vermag doch der zugegebenermaßen schwache Beitrag, dessen Quintessenz man aber sicher zustimmen wird, die Qualität der Veröffentlichung in keiner Weise zu beeinträchtigen.

Der Stadt als Geldgeber, dem (ungenannten) Herausgeber und den Autoren ist nicht zuletzt deshalb zu danken, weil sie sich (fast) alle nicht scheuten, Roß und Reiter der Jahre 1933 bis 1945 beim Namen zu nennen und nicht jener schwer verständlichen und unangebrachten Zurückhaltung frönten, die in vergleichbaren Unternehmungen nicht selten im Unverbindlichen endet.

Raimund Waibel

HEINZ H. POKER: **Chronik der Stadt Stuttgart 1984–1987.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 51.) Stuttgart Klett-Cotta 1991. 498 Seiten mit 25 Abbildungen. Leinen DM 42,-

Als Quellengrundlage für dieses gerade vier Kalenderjahre umfassende Werk dienten drei Stuttgarter Tageszeitungen und das städtische Amtsblatt. Diese methodische Beschränkung, die jeder Benutzer für sich kritisch hinterfragen sollte, schließt nebenbei auch das Risiko ein, daß Druckfehler aus dem «kurzlebigen» in das «langlebige» Medium übertragen werden. Nur ein Beispiel sei hier erwähnt: auf Seite 155 steht «Fred Uhlmann» statt richtig «Fred Uhlman».

Die außerordentliche Vielfalt der nach fortlaufenden Tagesdaten aufgelisteten Geschehnisse und die Erwähnung von – auf den ersten Blick – nebensächlichen Dingen sind allerdings unverzichtbar, weil die Chronikbände nicht nur für uns, sondern vor allem für künftige Generationen gemacht werden. Und wissen wir schon heute, was in hundert Jahren von Interesse sein wird? Die dann sich mit Vergangenen Beschäftigenden sollten aus einem möglichst breiten Informationsangebot selbst das Ihrige auswählen können. Eine auf unser Wertesystem bezogene Vorauswahl wäre daher unsinnig gewesen.

Die in dem Band versammelte breite Fülle an Nachrichten ermöglicht jedem Leser einen schnellen Griff zu bestimmten Themen. Zwei Register zu Personen- und Sach-erwähnungen sind erfreulich detailliert, wobei jedoch auffällt, daß Manfred Rommel mit 191 Nennungen gefolgt von Lothar Späth mit 57 in weitem Abstand die am häufigsten gedruckten Namen sind. Solche Zahlenreihen geben wenig Sinn, wenn sie nicht noch in sich thematisch untergliedert sind. Im Sachregister ist es bei den Begriffen «Fußball» und «Liederhalle» ähnlich.

Der Bildauswahl hätte jedoch mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden müssen. Störend sind solche Fehler, die ohne viel Mühe vermeidbar gewesen wären. Dazu gehört beispielsweise, daß auf Abbildung 8 nicht der in der Unterschrift erwähnte Block 1 des Schwabenzentrums gezeigt wird, sondern Block 4. Dieser hatte bereits in dem vom selben Autor erarbeiteten Chronikband 1980–1983 in zwei Abbildungen Erwähnung gefunden. Ebenso ist bei Bild Nr. 15 ein Irrtum unterlaufen: Zur Legende der S-Bahn-Eröffnung Schwabstraße–Böblingen wird nicht die S-Bahn, sondern ein Wagen der Stadtbahnlinie 3 in der Endhaltestelle Vaihingen gezeigt. Und bei dem Foto Nr. 22 wird der Betrachter im Unklaren gelassen, welcher der vier abgebildeten Herren denn nun Josef Eberle ist.

Hinter der im Textteil gebotenen Fülle an Informationen treten diese Nachlässigkeiten freilich zurück. Der Benutzer muß dem Stadtarchiv dankbar sein, daß es an der hier geübten Darstellungsform eines *Tageskalenders der Ereignisse* (Paul Sauer im Vorwort) festhielt und so den Band faktenreich und leicht handhabbar angeboten hat.

Harald Schukraft

**Spaichinger Stadtchronik.** Beiträge zur Geschichte der Stadt unter dem Dreifaltigkeitsberg. Stadt Spaichingen 1990. 518 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 39,80

**Neckarsulm. Die Geschichte einer Stadt.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 510 Seiten mit 162 Abbildungen und 12 Farbtafeln. Leinen DM 59,-

**Degerschlacht, Vom Bauerndorf zum Reutlinger Stadtbezirk.** Stadt Reutlingen 1992. 204 Seiten mit 224, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 23,-

EVA WALTER und THOMAS PFÜNDEL: **Schorndorf.** DRW-Verlag Stuttgart 1992. 128 Seiten mit 140 Farbfotos. Kunstleinen DM 59,-

Die Spaichinger Stadtchronik ist ein Musterbeispiel für gediegene und solide, umfangreiche und sachkundig geschriebene Jubiläumsbände, Stadtgeschichten, Heimatbücher oder Ortschroniken, wie sie in den letzten Jahren – nicht nur zu Jubiläen – reichlich publiziert wurden. Ein Team von fünfzehn Autoren bearbeitete anlässlich des 1200. Jahrestags der ersten urkundlichen Erwähnung die Geschichte Spaichingens von der Urzeit bis heute und legt nun hier seine Ergebnisse in siebzehn Einzelbeiträgen vor. Der Band beginnt mit Aufsätzen zur Erd- und Landschaftsgeschichte, zum Wald und der Vegetation sowie zur Vor- und Frühgeschichte. Den Mittelpunkt bilden der 160 Seiten umfassende Beitrag von Hans Peter Müller zur Ortsgeschichte von 791 bis 1805 und der Aufsatz von Jochen Kastilan über die Zeit danach bis 1990. Weitere Beiträge befassen sich mit speziellen Themen wie der baulichen oder der wirtschaftlichen Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert, der Geschichte der Heubergbahn, den kirchlichen Verhältnissen, den Schulen, den Flurnamen, den bedeutenden Persönlichkeiten der Stadt oder mit Sitte und Brauchtum. Hervorzuheben verdient, daß sich ein eigenes Kapitel mit dem im September 1944 eingerichteten Konzentrationslager in Spaichingen beschäftigt, einem Außenkommando des KZs Natzweiler, in dem 300 bis 400 Menschen unter schlimmsten Bedingungen – etwa 160 wurden zu Tode geschunden – inhaftiert waren. Ähnlich in Umfang, inhaltlichem Aufbau, Form, Gestaltung und Qualität wird die Geschichte der Stadt Neckarsulm abgehandelt; ihr Layout ist lediglich zweiseitig im Gegensatz zum einspaltigen der Spaichinger Chronik. Diesmal sind es 18 Autoren mit 23 Aufsätzen. Auch dieser Band beginnt mit der *Landschaft und Geologie*. Seinen inhaltlichen Schwerpunkt hat er allerdings in der politischen, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Als Sonderthemen werden mehrfach die Kirchen- und Schulgeschichte, der Weinbau sowie die Industrialisierung aufgegriffen. Den Aufsatzreihen schließt ein Beitrag zum Neckarsulmer Kulturleben. Erfreulich, daß auch in diesem Band auf das «Dritte Reich», das früher in Ortschroniken nur selten oder lediglich unter Berücksichtigung des Zweiten Weltkriegs Beachtung fand, im Aufsatz über *Neckarsulm unter dem Hakenkreuz* eingegangen wird.

Einen gänzlich anderen Weg beschreitet das Buch über Degerschlacht, das sich schon im Äußeren deutlich von den anderen unterscheidet. Es «begnügt» sich mit 200 Seiten, bevorzugt das Querformat, wie es meist bei Katalogen gewählt wird, ist dreispaltig aufgebaut, verzichtet auf den eher opulenten Leineneinband und ist ganz vom Medium Bild dominiert. Auch inhaltlich setzt sich der Degerschlachter Band von den anderen ab. Er beschränkt sich auf acht Themen: von der Erstnennung vor 900 Jahren und seinen Folgen, das Dorf der Bauern im Wandel der Jahrhunderte, Kirche und Schule – mitten im Dorf, zwei Weltkriege und ihre Nöte, die Ortsentwicklung nach 1945, Tiere und Pflanzen der Gemarkung, die Flurnamen, Vereine und Vereinsleben. Zwar bildet auch hier der chronologische Gang durch die Ortsgeschichte den Schwerpunkt des Buches, doch wird in allen historischen Beiträ-



gen versucht, auf die Gegenwart, das gegenwärtige Dorf Bezug zu nehmen. Und dies gelingt mit einem didaktischen Konzept, das eine einfache, doch allgemein verständliche und sehr anschauliche Art von Wissensvermittlung wählt: Jedes der acht Themen wird auf wenigen Seiten, maximal zehn, doch meist nur fünf bis sechs, überblickartig behandelt. Dieser Textskizze folgen dann viele das Thema erläuternde Bilder, Skizzen, Faksimiles, Grafiken, Statistiken, Pläne mit längeren Bildunterschriften, die Bilderläuterungen gleichkommen. So entsteht ein sehr lebendiger, neugierig machender Gang durch die örtliche Geschichte, veranschaulicht an vielen heute noch im Dorf sichtbaren Geschichtszeugnissen.

Nochmals anders ist die Konzeption und wohl auch das dahinter stehende Ziel des Schorndorfer Stadtporträts. Auch in diesem Band erfährt man etwas über die Geschichte der Stadt, doch in ihm wird vor allem Wert gelegt auf eine Darstellung, Erklärung und Beschreibung des heutigen Stadtbildes, seines aktuellen wirtschaftlichen und kulturellen Lebens sowie seines gegenwärtigen sozialen Gefüges. Porträtiert wird die Stadt mit einem historisch fundierten, lesbaren Text von Eva Walter und mit zahlreichen, meist hervorragenden, lebendigen Fotos von Thomas Pfündel. Text und Fotos wirken gleichermaßen und so zusammen, daß man nicht recht weiß, liegt hier ein Bildband mit Text vor oder ein reich illustrierter Textband: wohl beides zugleich. Vorgestellt werden die städtischen Sehenswürdigkeiten, das alltägliche Leben in der Altstadt, der «Schorndorfer Fleiß», womit die Arbeitswelt, der traditionelle Weinbau ebenso wie die Industrie gemeint ist, sowie die eher dörflichen Stadtteile Haubersbronn, Miedelsbach, Buhlbronn, Schornbach, Weiler, Oberberken und Schlichten. Ein Blick auf Schorndorfs Partnerstädte Tulle in Frankreich, Kahla in Thüringen und Radenthein im österreichischen Kärnten sowie ein biografischer Überblick über berühmte Schorndorfer runden den Band ab. Eine Besonderheit bilden die ausführlichen Bildunterschriften in Französisch und Englisch. In ihnen wird der deutsche Text sehr komprimiert und ausgewählt wiedergegeben, doch so, daß die Bilder und Unterschriften ein zwar knappes, doch durchaus gelungenes und rundes Gesamtporträt der Stadt zeichnen.

Ein Fazit aus dem Vergleich: Spaichingen und Neckarsulm verfügen nun über hervorragende Nachschlage- und Standardwerke zu ihrer Geschichte, Degerschlacht hat ein originelles, anschauliches Buch erhalten, in dem sich seine Bewohner in ihrer Umgebung wiederfinden können, Schorndorf besitzt nun ein repräsentatives, schönes Farbporträt der Stadt, das sich vor allem als Gastgeschenk, insbesondere ins Ausland, eignet.

Wilfried Setzler

DIETER STIEVERMANN (Hrsg.): **Geschichte der Stadt Biberach**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 792 Seiten mit 118, teils farbigen Abbildungen und mehreren Karten. Efaln DM 89,-

Es ist unübersehbar: Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts legen die südwestdeutschen Gemeinden ein historisches Gewand an. Die Historie hat Konjunktur, die Beschäftigung mit der Geschichte ist derzeit so populär wie lange nicht mehr. Das Land überzieht sich mit Museen, und wo nicht alles im Krieg ein Raub der Bomben und Flammen geworden oder in der Nachkriegszeit der Bau- und Abrißwut zum Opfer gefallen, dort muß altes Fachwerk wieder freigelegt werden – freilich mitunter auch an Stellen, wo es früher nachweislich unter Putz lag –, es werden Marktplätze wieder gepflastert, und manches Ortsbild wird fast disneyland-clean saniert.

Im positiven Falle erschöpft sich dieser Histo-Enthusiasmus nicht nur in Äußerlichkeiten, sondern findet erfreulicherweise auch einen Niederschlag in schriftlicher Form, nämlich in öffentlich geförderten Ortschroniken und anderen ortsgeschichtlichen Veröffentlichungen. Die Ergebnisse dieser inneren, wissenschaftlichen Aneignung der Vergangenheit fielen und fallen jedoch recht unterschiedlich aus. Das Spektrum erstreckt sich vom dicken Standardwerk bis zum peinlichen, bald wieder eingestampften Schnellschuß.

Die hier vorzustellende Ortsgeschichte der alten Reichsstadt Biberach zählt – so viel sei vorab gesagt – zu den positiven und bemerkenswerten Erscheinungen dieses Genres. Die Stadt und Kreisarchivar Kurt Diemer schlugen ein nicht ganz alltägliches Verfahren ein, als sie an in universitären Einrichtungen tätige Autoren herantraten, um eine längst überfällige, modernen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Stadtgeschichte zu bewerkstelligen. Wissenschaftliche Exaktheit wird man also in dem mit fast 800 Seiten recht umfangreichen Werk erwarten dürfen, um so mehr als auf diese Weise neueste Erkenntnisse der historischen Forschung aus noch nicht abgeschlossenen oder noch nicht veröffentlichten Dissertationen in die Darstellung Eingang fanden.

Einleitend gibt Volker Press einen gerafften Überblick über die Geschichte der Reichsstadt im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, gefolgt von gewohnt eloquenten und reichlich aus einem großen Zitatenschatz schöpfenden Betrachtungen zu *Geist und Kunst* aus der Feder Otto Borsts und einer Darstellung der Geschichte des Biberacher Spitals (1239–1989) vom Herausgeber Dieter Stievermann. Die sich anschließenden Kapitel folgen der Chronologie der Zeitalter: Vor- und Frühgeschichte (Beate Schmid), Mittelalter (Dieter Stievermann), Reformationszeit (1520–1555, Bernhard Rüth), Bikonfessionalität (1555–1649, Kurt Diemer), die paritätische Stadt (1649–1806, Andrea Riotte), Sozialstruktur und -topographie um 1700 (Hermann Grees), Wirtschaft und Gesellschaft (18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Willi A. Boelcke), Biberach im Königreich Württemberg (Eberhard Naujoks), die Stadt in den Jahren 1919–1945 sowie 1945–1965 (Hans-Otto Binder), um schließlich in die jüng-

ste Vergangenheit einzumünden (Alfred Lutz). Es folgen ein umfangreicher Anmerkungsapparat, eine Auswahlbibliographie, Zeittafeln und – trotz Computersatz leider noch immer keine Selbstverständlichkeit – ein ausführliches Register.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf den Inhalt der Aufsätze, auf die breit gefächerte Thematik im einzelnen einzugehen. Viel Licht erzeugt hin und wieder auch Schatten. Nicht alle Passagen mögen ob ihrer wissenschaftlichen Sprache für ein breiteres Publikum ohne weiteres verständlich sein, andere Abschnitte fallen sehr, vielleicht zu nüchtern aus, darunter auch die Behandlung der sensiblen Bereiche der Zeitgeschichte, die eine behutsame Erörterung erheischen. Es möge denn genügen festzustellen, daß die Stadt Biberach mit der Förderung dieses Vorhabens nicht nur eine schmerzliche Lücke in der württembergischen ortsgeschichtlichen Literatur, sondern auch einen bemerkenswerten Beitrag zur Erforschung des insbesondere im deutschen Südwesten einst blühenden Phänomens «deutsche Reichsstadt» leistete.

Raimund Waibel

4 NORBERT KRUSE, HANS ULRICH RUDOLF, DIETMAR SCHILLIG und EDGAR WALTER (Hrsg.): **Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Biberacher Verlagsdruckerei Biberach 1992. 600 Seiten mit 550, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 68,-

An Format, Umfang und Gewicht übertrifft dieses Buch jede in den letzten zwanzig Jahren erschienene Dorf-, Kloster- oder Stadtchronik; gleiches gilt wohl auch für die Herstellungskosten: Fast auf jeder Seite findet sich ein Foto, viele davon in Farbe. Selbst die Zahl der Autoren – 48 Männer und zwei Frauen – ist rekordverdächtig. Glücklicherweise gesellt sich zur Quantität auch Qualität, in der Aufmachung und im Inhalt. Das Buch ist ausgesprochen schön, reich und gut illustriert, sehr anschaulich auch durch Skizzen, Stammtafeln, Grafiken und Faksimiles. Der Inhalt ist ausgewogen, der Text durchweg von fundierten Fachleuten geschrieben, von den Herausgebern – vier Professoren der Pädagogischen Hochschule – unter Beibehaltung individueller Eigenheiten der Autoren behutsam in ein Ganzes verpackt. Allgemein verständlich werden auch schwierige Sachverhalte präzise dargestellt.

Der Band gliedert sich in vier Teile: *Natur- und Kulturlandschaft* (Seite 23–75), *Geschichte und Kultur von der Urzeit bis um 1800* (S. 79–276), *Der dornenreiche Weg zur modernen Stadt 1806 bis 1945* (S. 279–377) und *Weingarten seit 1945 – Weingarten heute* (S. 379–581). Ein Blick auf die Seitenzahl läßt erkennen, welcher Stellenwert der jüngsten Geschichte und der Gegenwart eingeräumt wird. Bereits Teil eins macht deutlich, wie sehr dieses Werk der Neuzeit und der Gegenwart verpflichtet ist, beschreibt er doch den *natürlichen Lebensraum*, die *heimische Tier- und Pflanzenwelt*, die *Land- und Forstwirtschaft* nicht nur unter dem

Aspekt der Vergangenheit, sondern greift ganz bewußt gegenwärtige Probleme auf wie die Belastung der Luft, Landschaftsverbrauch, Verkehr, Situation der Gewässer, Flurbereinigung, Landwirtschaft heute.

Teil zwei beginnt mit der Besiedlung Oberschwabens in der Alt- und Mittelsteinzeit, kommt aber schnell zu den Alamannen und ihrer Gründung Altdorf, die dann im 9. Jahrhundert «Residenz» der Welfen wurde. Diese Adelsdynastie gründete hier zunächst ein Frauenkloster zur Versorgung der Familiengrablege, berief dann aber 1056 Benediktinermönche: Geburtsstunde des Klosters Weingarten, dessen Geschichte bis zur Aufhebung und dem Übergang an Württemberg 1806 dieser zweite Abschnitt vor allem erzählt. Dabei wird der Klosterkultur in ihrer Entwicklung vom Spätmittelalter über die Reformationszeit, den Absolutismus, das Barock hin zur Aufklärung ebenso gedacht wie der Lebensumstände der Menschen, der wirtschaftlichen Bedingtheiten, der rechtlichen Verhältnisse oder der politischen Ereignisse. Ein Unterabschnitt bietet verschiedene Rundgänge um und durch das Kloster, beschreibt vor allem die Basilika und deren Ausstattung.

Teil drei geht zunächst auf die Folgen des Übergangs an Württemberg ein – *In Altdorf-Weingarten gehen die Lichter aus* –, und verfolgt dann die Entwicklung im Königreich Württemberg, der Weimarer Republik und *unter dem Hakenkreuz*. Der vierte und letzte Teil beschreibt die kommunalpolitischen Ereignisse der selbständig bleibenden und Große Kreisstadt werdenden Gemeinde nach Kriegsende, würdigt die Stadtoberhäupter, die internationalen Partnerschaften und die öffentlichen Einrichtungen. Er umfaßt zudem die Entwicklung des Stadtbildes, der Wirtschaft, Schulen und Hochschulen, der Garnisonen, des religiösen Lebens einschließlich der Wiederbesiedlung des Klosters 1922 und des Blutritts, der Kultur und Kunst sowie der Vereine. Ein eigener Abschnitt ist der Mundart und dem lebendigen Brauchtum gewidmet. Ein Literaturverzeichnis und ein Sach-, Orts- und Personenregister schließen den in vieler Hinsicht beachtlichen Band ab.

Wilfried Setzler

112 **500 Jahre Stiftung Spital zum Heiligen Geist.** (Langenargener Geschichte(n) Band 6). Bürgermeisteramt Langenargen 1991. 88 Seiten mit vielen Abbildungen. Broschiert DM 19,-

Langenargener Geschichte und Geschichten – der Titel weist schon programmatisch darauf hin, daß die Reihe neben wissenschaftlichen Untersuchungen auch eher narrativen Beiträgen offensteht. Dies gilt auch für den sechsten Band, der dem Heilig-Geist-Spital gewidmet ist. Anlaß hierzu bot der Stiftungsbrief des Grafen Hugo XIII. von Montfort-Rothenfels, dessen Ausstellung sich 1991 zum fünfhundertsten Mal jährte.

Einen Überblick über die Geschichte des freilich bereits seit Mitte des 14. Jahrhunderts nachgewiesenen Spitals

bietet der erste Beitrag. Ralf Reiter, ein ausgewiesener Kenner des Spital- und Fürsorgewesens, zeichnet – trotz ausgesprochen schmaler Quellenbasis – ein wissenschaftlich zuverlässiges Bild der historischen Entwicklung dieser Fürsorgeeinrichtung. Über die Geschicke der kleinen und wirtschaftlich eher schwach ausgestatteten Institution bestimmte im Laufe der Neuzeit in zunehmendem Maße der Landesherr, so daß sie im 18. Jahrhundert als landesherrliches Spital bezeichnet werden kann. Reiter zeichnet die Veränderungen nach, die der Übergang der Herrschaft an Österreich (1780), an Bayern (1805) und schließlich an Württemberg (1810) für die Verfassung, Verwaltung, Ökonomie und soziale Funktion des Spitals mit sich brachten. Insgesamt erlebte das Spital im 18. und 19. Jahrhundert eine kontinuierliche Entwicklung zum reinen Armenhaus, das nicht nur Insassen, sondern zunehmend auch zu Hause lebende Arme versorgte.

Die jüngere Vergangenheit der Anstalt wird im zweiten Beitrag (Hans Rau) beleuchtet. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verwandelte sich das Spital in ein Krankenhaus, ohne seine Funktion als Alten- und Armenheim völlig aufzugeben. Wegen seiner mangelhaften medizinisch-technischen Ausstattung war es jedoch seit dem Zweiten Weltkrieg nur noch schwach belegt, weshalb seit den sechziger Jahren ein erneuter Wandel zum heutigen Alten- und Pflegeheim vollzogen wurde. Der Verfasser verzichtet dabei weitgehend auf eine wissenschaftliche Auswertung von Quellen. Eher narrativ-anekdotesch hält er die Erinnerung an die bis 1979 im Spital tätigen Franziskanerinnen und an ortsbekannte Spitalbewohner wach, wobei er nicht immer der Gefahr entgeht, gute alte Zeiten zu beschönigen.

Eine kunstgeschichtliche Würdigung des 1716–1718 aus landesherrlichen Mitteln errichteten Spitalgebäudes unternimmt der ansprechende Beitrag von Eva Moser. Das Langenargener Spital, das mit der Pfarrkirche eine bauliche Einheit bildet, wurde bisher von der Literatur vernachlässigt, obwohl es eines der eher seltenen Beispiele barocker Spitalarchitektur in Südwestdeutschland ist. Die Verfasserin greift auch die immer noch ungeklärte Frage nach dem Baumeister von Kirche und Spital auf, wobei sie Christoph Gessinger favorisiert, der zur selben Zeit für das Montforter Grafenhaus auch das Schloß in Tettwang erbaute. Die bisherige Forschung hatte zumeist den Vorarlberger Christian Thumb als Baumeister vermutet. Am Schluß des Büchleins erhielt der Heimleiter Gelegenheit zu einer werbenden Selbstdarstellung des heutigen Alten- und Pflegeheims. Insgesamt ist ein vielseitiges und gut lesbar gestaltetes Bändchen entstanden, dem eine gründlichere Redaktion freilich nicht geschadet hätte. Mehrfach kommt es vor, daß ein Beitrag Fehler und Schwächen des anderen aufdeckt.

*Herbert Aderbauer*

BARBARA WAIBEL: **Auswanderungen vom Heuberg 1750–1900.** Untersuchungen zur Wanderungsstruktur und Wanderungsmotivation. (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für den Landkreis Tuttlingen, Band 2). 160 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartoniert DM 17,-

Auch wenn zu dem Fragenkomplex «Auswanderung» in den letzten Jahren einige grundlegende wissenschaftliche Arbeiten erschienen sind – etwa von Werner Hacker oder von Wolfgang von Hippel –, so besteht hier für die deutsche Geschichtswissenschaft immer noch ein hoher Nachholbedarf, sowohl was lokale und regionale Aspekte anbelangt als auch was übergreifende, zusammenfassende Untersuchungen betrifft. Noch sind die Chancen, die die elektronische Datenverarbeitung zur Bewältigung des riesigen Datenmaterials bietet, nicht genutzt, noch harren zahlreiche Quellengattungen – Bild- und Werbematerial, Auswanderungslieder und -literatur – auf ihre Auswertung. Regionalstudien, auf überschaubarem Material basierend, können am ehesten Auskunft geben über die heute wieder so aktuelle Frage nach den Ursachen der Aus- bzw. der Einwanderung.

Vorliegende Konstanzer Magisterarbeit untersucht vor allem die Ursachen, die eine so große Anzahl von Menschen im 18. und 19. Jahrhundert bewogen, ihre Heimat zu verlassen. Insbesondere wird gefragt, welche objektiven und subjektiven Gründe führten zum Auswanderungsentschluß? Deutlich wird, daß der Familienstand, das Alter, der Beruf und das Vermögen der Emigranten eine große Rolle spielten, daß es im 18. Jahrhundert – bedingt durch besondere Krisen, durch Kriegs- und Hungersnöte – zu Auswanderungswellen kam, im 19. Jahrhundert jedoch die Auswanderung schließlich permanent wurde, zwar nach wie vor in Krisenzeiten hochschnellte, doch auch zu «normalen Zeiten» stattfand.

Der Heuberg, eine nordöstlich von Tuttlingen gelegene Hochebene der Schwäbischen Alb, galt bis in unser Jahrhundert hinein als Notstandsregion und als «klassisches Auswanderungsgebiet», das die Dörfer Balgheim, Böttlingen, Bubsheim, Königsheim, Kolbingen, Mahlstetten, Reichenbach, Renquishausen und Wehingen umfaßte. Mehrere tausend Menschen haben im Untersuchungszeitraum dieses Gebiet verlassen, das 1875 etwa 10 000 Menschen zählte. Etwa 900 werden in dieser Arbeit namentlich gemacht und alphabetisch aufgelistet. Meist waren es junge, um die zwanzig Jahre alte, ledige Menschen, die von der Not getrieben, ohne Zukunftsperspektive zu Hause, auswanderten. Die Wiedergabe von Dokumenten – Schiffsordnung, Bürgerrecht-Verzichts-Urkunde –, Briefen, Fotos, Skizzen und Tabellen veranschaulichen die Untersuchung, die hoffentlich viele «Nachahmer» findet.

*Sibylle Wrobbel*

**WILLI HABERMANN: Das Hohelied schwäbisch gesungen. Salomos Lieder der Liebe.** Steinkopf Verlag Stuttgart 1992. 64 Seiten. Kartoniert DM 16,80

Ob das Hohelied der Liebe, wenn es schwäbisch gesungen wird, neu entdeckt werden kann und alte Weisheiten dabei einen frischen Glanz bekommen, wie es im Klappentext des Büchleins heißt – diese Frage kann nicht allgemeingültig beantwortet werden; eine Antwort muß wohl jedem Leser selbst überlassen werden, doch sei als Kostprobe der Eingangsvers geboten: *Wenn r me doch verkussa, verkussa dät, / Du, du – sei Mond auf meim! / Duat des quat, / meh wie a Trollenger isch mr s, / wenn du me magsch.*

**HEINRICH RAPP: Das Geheimnis des Steindrucks in seinem ganzen Umfange** practisch und ohne Rückhalt nach eigenen Erfahrungen beschrieben von einem Liebhaber. Als Einladung zum Nachdenken und Mitwirken an Allen, denen die Vervollkommnung dieses neuen Kunstzweigs angelegen seyn kann. Nachdruck der Ausgabe von Cotta Tübingen 1810 durch Lithos Verlag Stuttgart 1993. (Jahresgabe der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft 1992.) 108 Seiten mit einigen Abbildungen und einem beigefügten vierseitigen Nachwort. Pappband DM 68,- (Mitgliedsbeitrag DM 40,-)

Dieses bibliophile Faksimile des ersten Lehrbuchs der Lithographie, in dem erstmals das von Aloys Senefelder entdeckte Geheimnis des Steindrucks anschaulich mit Druckproben und Vergleichen mit dem Kupferdruck aufgezeigt wird, ist von hoher landes- und kunstgeschichtlichen Bedeutung; zudem läutete es den «Beginn des optischen Zeitalters» ein, wie Friedrich Pfäfflin in dem beigefügten, kenntnisreichen Nachwort schreibt.

**ARMIN DIETER: Mössinger Bergrutsch.** Sturz in den Anfang. Die Entwicklung des Mössinger Bergrutsches in einem Zeitraum von beinahe zehn Jahren. Eigenverlag 7406 Mössingen 1992. 96 Seiten mit 60, großteils ganzseitigen, Farbabbildungen. Broschiert DM 19,80

Der etwa 50 Hektar umfassende, seit über 100 Jahren größte Bergrutsch in Baden-Württemberg, der sich 1983 am Trauf der Schwäbischen Alb bei Mössingen, Kreis Tübingen, ereignete, wird hier von einem, der als erster die Ereignisse und die Folgen fotografierte und dokumentierte, vorgestellt.

**WERNER RAUPP (Hrsg.): Gelebter Glaube.** Erfahrungen und Lebenszeugnisse aus unserem Land. Ernst Franz-Verlag Metzingen 1993. 397 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 35,-

In diesem Lesebuch «zur Geschichte der Frömmigkeit in Württemberg» kommen rund 50 evangelische Männer,

Frauen oder Gemeinschaften – Brüdergemeinden Korntal und Wilhelmsdorf, Pregitzer Gemeinschaft – von der Reformationszeit bis heute in Berichten, Briefen, Tagebüchern, Predigten, Gedichten oder Liedern zu Wort; einen Schwerpunkt bilden der Pietismus und die Erweckungsbewegung, neben bekannten Namen – Brenz, Andreä, Bengel, Hofacker, Hahn, Wurm – stehen weithin unbekannt wie Beata Sturm, Samuel Hebich, Wilhelmine Canz, D' Bas' Schmiede: ein Lesebuch, das sich auch zum Vorlesen eignet, zumal der Herausgeber den Texten kurze, meist historische Erläuterungen voranstellt.

**MONIKA SCHWEDHELM: Schreiner, Polierer, Maschinisten. Zur Geschichte der Frommerner Möbelindustrie.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Balingen, Band 4.) Stadtverwaltung Balingen 1992. 186 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 30,-

Mit dem Zuzug des Schreinermeisters Friedrich Erhard aus Ebingen 1889 begann in Frommern die Industrialisierung, wurde aus dem württembergischen Bauerndorf eine Hochburg der deutschen Möbelindustrie, die bis in die 70er Jahre unseres Jahrhunderts das äußere Bild der Gemeinde, das Leben und Arbeiten der Bevölkerung bestimmte – anschaulich und lebendig schildert das Buch diesen Abschnitt der dörflichen Geschichte.

**13 Dinge. Form, Funktion, Bedeutung.** Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg, Waldenbuch Schloß. Mit Beiträgen von MARTINA EBERSPÄCHER, CHRISTIAN GLASS, GOTTFRIED KORFF, MARTIN REXER, HANS-ULRICH ROLLER. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1992. 276 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 29,-

Dieser Katalog dokumentiert eine nach einer Idee von Gottfried Korff zustandegekommene, ungewöhnliche und viel beachtete Ausstellung, die der Geschichte, der Form, der Funktion, der Bedeutung von 13 Dingen – Schlüssel, Hand, Hammer, Sichel, Kalender, Sekt/Champagner, Herz Jesu, Banane, Kartoffel, Gas, Pfeil, Besen, Dreizehn – nachging und deren Gebrauch oder Mißbrauch sowie ihre *mediale Anziehungskraft* und *Ausdruckskonstanz* aufzeigte.

**HELMUT ECK: Schwarzwald. Walter-Reiseführer.** Walter Verlag 1990. 324 Seiten mit 34 Farbtafeln und 35 Schwarzweiß-Fotos sowie mehreren Karten und Plänen. Pappband DM 34,-

Nach einem einleitenden Kapitel zu Geographie und Geschichte, zur naturräumlichen Gliederung, zur Besiedlung, zum Waldgewerbe und zum Brauchtum beschreibt dieser Reiseführer kenntnisreich und unterhaltsam zugleich die Naturschönheiten und die (kunst)historischen Sehenswürdigkeiten dieses *meistbesuchten und beliebtesten deutschen Erholungsraums*; viele detaillierte Wandertips ergänzen den empfehlenswerten Band.

**WALTER STÄBLER: Pietistische Theologie im Verhör. Das System Philipp Matthäus Hahns und seine Beanstandung durch das württembergische Konsistorium.** (Quel-

len und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte, Band 11.) Calwer Verlag Stuttgart 1992. 330 Seiten. Kartonierte DM 110,-

Im Mittelpunkt dieser wissenschaftlichen Arbeit steht eine Edition der aus dem Jahr 1781 stammenden Zensur-Akten eines Verfahrens gegen den pietistischen Pfarrer und Mechaniker Philipp Matthäus Hahn (1739–1790), die ebenso einen Einblick in die Gedankenwelt dieses «Jahrhundertgenies» gewähren wie in die des Konsistoriums unter Federführung des Theologen und späteren Tübinger Universitätskanzlers Johann Friedrich Le Bret.

JOACHIM HAHN: **Friedhöfe in Stuttgart. Band 3: Pragfriedhof, Israelitischer Teil.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 57.) Verlag Klett Cotta Stuttgart 1992. 272 Seiten mit 216 Abbildungen. Pappband DM 39,-

Der Hauptteil des Bandes (Seite 31–254) bildet eine alphabetische Auflistung aller Personen, die im israelitischen Teil des Pragfriedhofes beigesetzt worden sind, mit knappen biographischen Hinweisen; ihr voran geht eine Skizze zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Stuttgart im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert sowie zur Geschichte des Friedhofes und zu seinen Besonderheiten.

HERMANN SCHICK: **Feld-Geschrey der Kinder Gottes. Johann Jakob Steinhof und seine Zeit.** (Schöndrucke 1.) Schillerverein Marbach 1993. 20 Seiten mit 3 Abbildungen. Kartonierte DM 7,-

JOHANN CASPAR SCHILLER. **Meine Lebensgeschichte.** Mit einem Nachwort von Ulrich Ott. (Widerdrucke 1.) Schillerverein Marbach 1993. 20 Seiten. Kartonierte DM 7,-

Um eine neue Reihe, in der *Schöndrucke und Widerdrucke* in einem *spannungsvollen Nebeneinander stehen* sollen, hat der Schillerverein die historische und literarische Welt bereichert – in den Schöndrucke sollen stadthistorische Themen abgehandelt, in den Widerdrucke Texte zu Schiller und seiner Wirkung aufgegriffen werden: So eröffnet den Reigen der Schöndrucke eine Darstellung über den Marbacher Theologen Steinhof und sein Gesangbuch «Feld-Geschrey», den Reigen der Widerdrucke eine Edition und Würdigung des Lebenslaufes von Schillers Vater.

CHRISTINE BÜHRLIN-GRABINGER (Bearb.): **Urfehden im Ermstal.** Von Stadt und Amt Urach, von außeramtlichen Orten und vom Forst aus den Jahren 1440 bis 1584. (Metzinger Heimatblätter, Quellenpublikationen, Band 1.) Volkshochschule Metzingen-Ermstal 1991. 320 Seiten mit 34 Abbildungen. Pappband DM 29,- (zu beziehen beim Arbeitskreis für Stadtgeschichte, 7430 Metzingen, Karlstraße 5)

Diese Publikation gibt in Regestform 623 Urfehden – schriftliche Zusagen eines Verurteilten, für Gefangennahme und Haft sich nicht an Richter und Obrigkeit zu rächen bzw. bei Landesverweisung diese zu befolgen – wieder, die anlässlich verschiedener Delikte – etwa die Hälfte betreffen Jagd- und Forstvergehen – entstanden sind: kein Lesebuch, sondern eine Anregung zum Weiter-

forschen, eine Quelle zur Sozial- und Rechtsgeschichte von orts- und regionalgeschichtlicher Bedeutung.

HERMANN SCHICK: **Marbach am Neckar. Band 2 (1871–1959).** Schillerverein Marbach 1992. 324 Seiten mit 113 Abbildungen. Leinen DM 48,-

Zwanzig Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes wird nun die Geschichte der Stadt komplettiert, allerdings nur bis 1958/59, dem 200. Geburtstag Friedrich Schillers, was verdeutlicht, wie sehr die Entwicklung Marbachs von der Schillerverehrung, dem Schillerarchiv und -museum geprägt wurde und was die Stadt weit über ihre Mauern hinaus bekannt und berühmt gemacht hat.

## WEITERE TITEL

KAI TORSTEN KANZ: **Kiellmeyer-Bibliographie.** Verzeichnis der Literatur von und über den Naturforscher Carl Friedrich Kiellmeyer (1765–1844). GNT-Verlag Stuttgart 1991. 161 Seiten mit einer Abbildung. Pappband DM 20,-

HANS PETER BRAUN (Hrsg.): **Der Kreis Esslingen.** (Reihe «Heimat und Arbeit»). 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 612 Seiten mit 334 Abbildungen, davon 206 farbig. Gebunden DM 69,-

PAULIN LINK: **Die Gute Beth. Passionsblume Oberschwabens.** Schwabenverlag Ostfildern 1992. 100 Seiten mit 21, teils farbigen Abbildungen. Kartonierte DM 14,80

GERHARD SCHÄFER und FRIEDRICH WITTIG: **200 Jahre J. F. Steinkopf in Stuttgart.** Steinkopf Verlag Stuttgart 1992. 64 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Kartonierte DM 5,-

**Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst.** Band 47/48. Stadtarchiv Ulm 1991. 456 Seiten mit 52 Abbildungen und einer Faltafel. Broschierte DM 78,-

**Metzingen. Grünes Zentrum am Fuße der Alb.** Mit Fotos von ARNOLD HANDEL und Textbeiträgen von ROLF BIDLINGMAIER (u. a.). Silberburg Verlag Tübingen 1992. 96 Seiten mit 138, meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 39,80

IRMELA BRENDER: **Von Mooren, Felsen, Krokuswiesen.** Unterwegs zu Naturschönheiten in Baden-Württemberg. Silberburg Verlag Tübingen 1992. 96 Seiten mit einigen Kartenskizzen. Broschierte DM 14,80

**Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch,** Band 10. Redaktion Claudia Steeb und Karl-Heinz Fischer. Landratsamt Calw 1992. 256 Seiten mit 166 Abbildungen, davon 56 in Farbe. Kartonierte DM 16,-

## VGH: Alter allein schützt vor Abbruch nicht

(lsw) Laut Rechtsprechung des baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshofs (VGH) macht ein hohes Alter allein ein Gebäude nicht zum erhaltenswürdigen Kulturdenkmal. In einem im März in Mannheim veröffentlichten Urteil wird betont, ein Haus aus dem 18. Jahrhundert mit teilweise ersetzttem Fachwerk sei nicht schon deshalb ein Kulturdenkmal, weil es im ursprünglichen Zustand einmal der typischen und traditionellen Bauweise einer bestimmten Region zu einer bestimmten Zeit entsprochen habe. Mit dieser Begründung ließ das Gericht entgegen der Vorinstanz den Abbruch einer katholischen Pfarrpfunde in Kuppenheim (Kreis Rastatt) zu.

In dem Urteil (Aktenzeichen: 1 S 534/91) heißt es, an der Erhaltung des Hauses bestehe kein wissenschaftliches Interesse, da es keine besonderen Konstruktionsmerkmale aufweise, die eine modellhafte Bauweise oder eine bestimmte Entwicklung der Fachwerk-Baugeschichte bezeugen. Auch heimatgeschichtlich sei das Haus nicht denkmalfähig, weil weder heimatgeschichtliche Entwicklungen anschaulich gemacht werden noch der Bau Wirkungsstätte bedeutender Persönlichkeiten oder Schauplatz historischer Ereignisse war.

Das Gebäude sei Teil eines einstigen Winkelhakenhofs, könne jedoch allein allenfalls teilweise die frühere regionaltypische Bauweise widerspiegeln, weil für diese Hofform nötige Nebenbauten seit Jahrzehnten fehlen. Für die Denkmalwürdigkeit eines Gebäudes ist nach Ansicht des Gerichts nicht das Alter entscheidend, sondern sein dokumentarischer und exemplarischer Charakter als Zeugnis der Vergangenheit.

## Esslinger Stadtkirche: Glasfenster sind desolat

(epd) Die fünf 17 Meter hohen Glasfenster im Chor der Esslinger Dionysius-Stadtkirche, die zu den bedeutendsten frühmittelalterlichen Glasmalereien in Südwestdeutschland zählen, sind in sich instabil geworden und damit einsturzgefährdet. Das berichtete der evangelische Dekan Klaus Scheffbuch. Die Gefährdung der insgesamt 280 Fensterfelder mit biblischen Motiven sei bei der gegenwärtig laufenden Renovierung der Außenfassaden der 700 Jahre alten Kirche entdeckt worden. Nach welchem Sanierungskonzept die Fenster gesichert werden sollen, läßt sich nach Angaben Scheffbuchs derzeit noch nicht sagen. Das Landesdenkmalamt, das dem Erhalt der Fenster große Bedeutung beimesse, wolle hierfür bei der Kölner Dombauhütte erst Gutachten einholen. Die einst von Esslinger Bürgern für den Neubau des Chors 1350 gestifteten Fenster müssen nach Angaben des Dekans allerdings ausgebaut werden.

Die Steinsprossen und Streben der Fenster haben nach Angaben von Architekt Dag Metzger im Laufe der Jahrhunderte durch Erosion an Festigkeit verloren. Der Mörtel sei zersetzt, so daß das Steinwerk nicht mehr das Glas halte, «sondern umgekehrt». In den Renovierungskosten der Kirchenfassaden von etwa sechs Millionen Mark sind Ausgaben für die Fenstersanierung nicht enthalten. Grobe Schätzungen dafür liegen bei etwa einer Million Mark. Das Landesdenkmalamt hat nach Angaben Scheffbuchs eine Unterstützung durch die Öffentliche Hand signalisiert, man denke aber auch an Mittel öffentlicher Stiftungen und wolle darüber hinaus den Opfersinn der Bürgerschaft ansprechen.

## Warnruf aus dem Federseemoor

(STZ) Bauern, die das Land urbar machen, Sümpfe trockenlegen, verrichten im ursprünglichen Sinn Kulturarbeit. Doch im oberschwäbischen Federseemoor zerstören sie damit die letzten Reste von Kulturen, von Dörfern der Steinzeit.

Helmut Schlichtherle vom Landesdenkmalamt berichtet von einem Dorf, das kaum Getreide, aber riesige Mengen von Flachs verarbeitete. Vielleicht waren die Moorbauern bereits vor 5000 Jahren auf Textilherstellung spezialisiert. Die Differenzierung einer primitiven Wirtschaft hätte also weit früher begonnen, als die Archäologen bisher angenommen haben.

Dieses frühgeschichtliche Archiv, das immer neue Erkenntnisse liefert, stöbern die Forscher zuweilen nur eine Handbreit unter der Grasnarbe auf. Es ist allerdings durchzogen von Maulwurfgängen, 30 bis 60 Tiergänge allein durch eine alte Bohlen-schicht von neun Quadratmeter. «Das bedeutet das Ende der Siedlung, wenn der Grundwasserstand nicht wieder steigt», stellt Schlichtherle nüchtern fest.

Damit sind die Probleme der Gegenwart angesprochen. Nach wie vor erhielten die Bauern Zuschüsse dafür, daß sie die Entwässerungsgräben am Federsee vertiefen, berichtet der Landesdenkmalamt Dieter Planck. Der Grundwasserspiegel sinkt, der Boden trocknet aus, die prähistorischen Reste zerfallen. Dieter Planck fordert deshalb, am Federsee müßten Reservatflächen für künftige Grabungen ausgewiesen werden. Auch in Zeiten des knappen Geldes müßte das Land solche Grundstücke aufkaufen. Mit 100 000 bis 200 000 Mark sei da schon viel erreicht, ergänzte er später im Gespräch.

## Waldburg-Sanierung geht mühsam voran

(STZ) Um die Schließung der Waldburg, den 800 Meter hoch, auf einem Moränehügel gelegenen Stammsitz oberschwäbischen Adels, gibt es nach wie vor Streit. Während man bei dem Eigentümer, dem Fürsten zu Wolfegg, auf die angelaufenen Restaurierungsarbeiten und zeitraubende Gebäude- und Bodenuntersuchungen verweist, ist man bei dem örtlichen Verein «Rettet die Waldburg» weiterhin argwöhnisch und klagt über eine seit Jahren andauernde Hinhalte-Taktik. Vor gut sieben Jahren wurde das einstmals vielbesuchte Ausflugsziel mit dem Hinweis auf die bevorstehende Restaurierung geschlossen. In den folgenden Jahren aber tat sich auf der weitgehend ausgeräumten Burganlage so gut wie nichts.

Inzwischen sind diverse Arbeiten, wie sich bei einer Besichtigung mit Pressevertretern zeigte, angelaufen, aber alles braucht viel Zeit. Von dem mühevollen Fortgang sang der 200 Mitglieder zählende Verein im Anschluß an die Burgbesichtigung ein Klagegedicht. Seit Monaten sind die Experten des Landesdenkmalamts auf der Waldburg zugange. Die am besten erhaltene Wehranlage Oberschwabens geht vermutlich auf das 11. Jahrhundert zurück und diente unter den Staufern vom Jahr 1220 bis 1248 als Aufbewahrungsort der Reichsinsignien. In der Burganlage wurden Gräben gezogen und Bohrungen vorgenommen, in den Keller gewölben Mauern und Bodenschichten freigelegt, Fundamente untersucht. Davon erhoffen sich die Wissenschaftler Aufschluß über die Entstehungsgeschichte der Burg, die seit dem frühen 15. Jahrhundert nicht mehr ständig bewohnt war. Die Funde und Erkenntnisse sind jedoch erst zu einem kleinen Teil ausgewertet und lassen noch keine sicheren Schlüsse zu.

Immerhin machten die Erhaltungsarbeiten Fortschritte, versicherte der Leiter der fürstlichen Bau- und Liegenschaftsverwaltung, Peter Kleineidam, bei dem Ortstermin. So habe man die Mauern der Burgkapelle mit

Stahlseilen verankert. Noch in diesem Jahr würden die Dächer der Kapelle und des Palas repariert. Er rechne mit der Wiedereröffnung der Burg bis in zwei oder drei Jahren, sagte Kleineidam, der die Kosten der Sanierung der Bausubstanz auf zwei bis drei Millionen Mark und der Realisierung eines Museumskonzepts auf weitere ein bis zwei Millionen Mark bezifferte. Immerhin habe allein die Untersuchung der Bausubstanz durch das Denkmalamt zwei Jahre gedauert.

Wie es weitergehen soll, ist anscheinend noch unsicher. Nach Auskunft des fürstlichen Grundstücksverwalters hat der ehemalige Ulmer Museumsverwalter, Erwin Treu, einen groben Entwurf für eine Museumskonzeption ausgearbeitet. Darüber zerbrächen sich nun der Fürst in Wolfegg, der am liebsten sein Haus darstellen würde, und die zuständigen Stellen des Landes den Kopf. Für den künftigen Betrieb der Burg sei eine Gesellschaft gegründet worden, in welcher der Fürst, der Landkreis Ravensburg und die Gemeinde Waldburg paritätisch vertreten seien. Die Überlegungen klappten zwischen der Waldburg als bloßem Ausflugsziel und als attraktivem Ausstellungsort auseinander. Jedenfalls sei es nicht einfach, an die einstige Tradition anzuknüpfen. Beispielsweise gebe es keine brauchbare Zufahrt.

Anders sieht es der Verein zur Rettung der Waldburg, wie sein zweiter Vorsitzender Lothar Knubben auf einer getrennten Veranstaltung darlegte. Die Öffentlichkeit habe ein starkes Interesse an dieser Burg. Der Verein habe inzwischen 4000 Unterschriften zur Reaktivierung des bedeutenden oberschwäbischen Kulturdenkmals beigebracht. Man habe, sagte der Funktionär, den Eindruck, daß das fürstliche Haus die Restaurierung «mit links» betreibe, indem es zumeist ein paar Leute aus der eigenen Bauabteilung abstelle, die dann nach Bedarf wieder abgezogen würden. Jedenfalls sei keine umfassende Ausschreibung der Gewerke und Auftragsvergabe erfolgt.

Knubben erinnerte an den im Grundgesetz festgeschriebenen, verpflichtenden Charakter des Eigentumsbe-

griffs. Während der Fürst nach Presseberichten beispielsweise für einen «Sport- und Gesundheitspark» samt sportmedizinischem Zentrum, Golf- und Tennisanlagen bei Bad Waldsee auf 150 Hektar etwa 100 Millionen Mark lockermachen wolle, bestehe an der Waldburg offensichtlich nur ein geringes Interesse. Der Verein werde häufig ignoriert und stehe einer «Mauer des Schweigens» gegenüber, und dieser Taktik schienen sich auch die zuständigen öffentlichen Stellen wohl im Gleichklang mit den fürstlichen Interessen angeschlossen zu haben, umriß Knubben die mittlerweile gespannte Situation zwischen den beiderseitigen Akteuren.

Nach dem Museumskonzept Treus wären mehrere Nutzungsmöglichkeiten der künftigen Waldburg denkbar. Beispielsweise böte sich eine umfassende Darstellung der Landesvermessung ebenso an wie eine Ausstellung über die Reichsinsignien. Laut Knubben hat den Preis der anhaltenden Lethargie die Gemeinde zu zahlen. Die Folgen des Attraktivitätsverlusts im Fremdenverkehr würden spürbar. Das Beispiel des vom Landkreis restaurierten Schlosses in Achberg zeige, daß die kulturelle Nutzung solcher Einrichtungen im ländlichen Bereich eine Zukunft habe. Knubben forderte den Fürsten auf, die Burg gegebenenfalls durch den Verkauf an die Öffentlichkeit zu einem symbolischen Preis freizugeben.

## Spielkarten-Museum wieder eröffnet

(lsw) Das Deutsche Spielkarten-Museum in Leinfelden-Echterdingen bei Stuttgart ist wieder geöffnet. In dem Gebäude, das wegen eines Brandes im März 1992 geschlossen werden mußte, sind bis zum 31. Januar 1994 altdeutsche Spielkarten mit den Symbolen Eichel, Blatt, Herz und Schelle zu sehen. Die rund 160 Spiele und Kartensequenzen aus den Jahren 1500 bis 1650 wurden zum Teil nie zuvor ausgestellt.

## Spital in Bad Wimpfen soll Museum werden

(swp) Ein beispielloses «Reichsstädtisches Museum» wird im aufwendig sanierten Bürgerspital in Bad Wimpfen eingerichtet. 4,1 Millionen Mark wurden für den Erhalt des Prachtbaus ausgegeben. Für Günter Haberhauer, Vorsitzender des Vereins «Alt Wimpfen», stellt das Spital ein «Kulturdenkmal ersten Ranges» dar. Auf zwei Etagen soll die Sonderstellung der einstigen Stauferpfalz dokumentiert werden: «Bad Wimpfen», erklärt Lehrer Haberhauer, «ist einer der geschichtsträchtigsten Orte Baden-Württembergs».

Als «Hospitium Sancti Johannis Baptistae» wird das Spital erstmals 1238 in einer von Kaiser Friedrich II. bestätigten Schenkungsurkunde erwähnt. Das Krankenhaus befand sich außerhalb der Stadtmauer. «Man wollte sich Seuchen vom Hals halten», erklärt Günter Haberhauer den Standort. 1471 wurde das Spital nach Streitigkeiten geteilt in ein bürgerliches und ein geistliches, getrennt durch eine Brandgasse. Die Einrichtung diente als Krankenhaus, aber auch als eine Art Altersheim, in das sich betuchte Bürger einkaufen konnten. Ein landwirtschaftlicher Betrieb hatte Nahrungsmittel zu liefern. Die Ställe wurden vor etwa 30 Jahren abgebrochen.

Das Spital rechnen Denkmalschützer zu den «akzentsetzenden Großbauten», die sich zu einem «der eindruckvollsten und am besten erhaltenen baugeschichtlichen Zeugnisse staufischer Herkunft» zusammenfügen. Wimpfen – seit 1930 ein Heilbad – gilt unter Fachleuten als «unverfälschtes Beispiel einer spätromanisch-gotischen Pfalzstadt». Der Krankenhauskomplex weist noch die unveränderte mittelalterliche Raumeinteilung auf. Die wertvolle Substanz verwarholte in den vergangenen Jahrzehnten zusehends. Eines der ältesten Spitäler Deutschlands wurde zuletzt als Quartier für Sozialschwache genutzt. Offenes Feuer auf dem Fußboden und sorgloser Umgang mit historischen Schätzen hinterließen ihre Spuren: «Katastrophale Verhältnisse» entdeckte Haberhauer.

Die Sanierung zog sich mehr als zehn Jahre hin. Waren ursprünglich 2,7 Millionen Mark veranschlagt, so kamen letztlich 4,1 Millionen Mark zusammen. Immer wieder stießen die Restauratoren auf erhaltenswürdige Relikte. Die Stadt wird 1,7 Millionen Mark aufbringen, den Rest teilen sich verschiedene Landestöpfe, 100 000 Mark steuert der Landkreis bei.

Das Spital habe «für die Kulturhistorie eine ganz zentrale Bedeutung», sagt Bürgermeister Claus Brechter, es sei «eine Rarität in Süddeutschland». Künftig soll es als Mittelpunkt eines intensivierten Veranstaltungsprogramms dienen. Im Erdgeschoß richtet sich das Verkehrsamt ein. Eine Galerie kommt unter, Konzerte, Vorträge, Theateraufführungen sind geplant.

Vor allem aber wird das ehrwürdige Domizil vom Verein Alt-Wimpfen mit einem «Reichsstädtischen Museum» belebt. «Wer hier rausgeht, soll die Stadt verstehen», beschreibt Haberhauer die Absicht seiner ehrgeizigen Konzeption. Bis diese Nachhilfe Wirkung zeigen kann, werden freilich noch einige Jahre vergehen: Erst ums Jahr 2000 wird das Museum vollendet sein – wenn der finanzielle Kraftakt gelingt. Bei Kosten von 650 000 Mark wurde in Bad Wimpfen der bislang übliche Landeszuschuß von 40 Prozent erwartet. Doch dieser Topf ist geschlossen: Sparpolitik der Landesregierung. Jetzt will der Verein 200 000 Mark selber aufbringen, den Rest soll die Stadt ratenweise zusammenkratzen.

## Raumordnungsverfahren wird fortgesetzt

(lsw) Baden-Württembergs CDU/SPD-Landeskabinett hat erwartungsgemäß die Übereinkunft führender Koalitionspolitiker bestätigt, das Raumordnungsverfahren für den Bau einer Sondermüllverbrennungsanlage im Osten des Landes fortzusetzen. Das Staatsministerium teilte im März mit, der Ministerrat habe einem Bericht des Umweltministeriums zugestimmt, wonach sich kein besserer Standort aus der Region

Stuttgart über die vier bisherigen Möglichkeiten aufdränge.

Das laufende Raumordnungsverfahren für die möglichen Standorte Hüttlingen (Ostalbkreis), Westernach (Hohenlohekreis), Sindelfingen und Böblingen-Hulb wird laut Staatsministerium bis Herbst dieses Jahres abgeschlossen sein. Überdies verpflichtete der Ministerrat das Regierungspräsidium, drei zuletzt genannte weitere Standorte im Kreis Ludwigsburg auf ihre Eignung zu prüfen. Stadt und Landkreis Böblingen sowie die Stadt Sindelfingen hatten Kornwestheim, Schwieberdingen und Münchingen als Alternative zu dem bislang favorisierten Standort Böblingen-Hulb vorgeschlagen.

Bestätigt wurde vom Kabinett auch ein in der Koalitionsrunde vereinbartes weiteres Gutachten über eventuelle Beeinträchtigungen von Produktionsanlagen im Raum Sindelfingen/Böblingen durch die Emissionen eines möglichen Sondermüllofens. Die Untersuchung soll von Umwelt- und Wirtschaftsministerium mit den betroffenen Betrieben der Region abgestimmt und ihr Ergebnis bis 1. Juli dieses Jahres in einem von der Sonderabfallentsorgung Baden-Württembergs GmbH (SBW) in Abstimmung mit dem Umweltministerium in Auftrag gegebenen Gutachten geprüft.

Gegen den möglichen Standort Böblingen-Hulb insbesondere der Computerkonzern IBM Sturm, weil er Störungen seiner dortigen Mikrochip-Produktion befürchtet. Diese Einwände aufgreifend hatte sich Wirtschaftsminister Dieter Spöri (SPD) gegen Böblingen-Hulb ausgesprochen und sich damit in Widerspruch zu seinem Parteifreund, Umweltminister Harald Schäfer, gesetzt. Der Präsident der Industrie- und Handelskammer Stuttgart, Hans Peter Stihl, hat die Absicht der baden-württembergischen Landesregierung begrüßt, zum möglichen Sondermüllverbrennungs-Standort Böblingen-Hulb ein weiteres Gutachten einzuholen. Stihl sieht darin einen für beide Seiten «vertretbaren und vor allem ergebnisoffenen Kompromiß».



## Landeskirche kauft Heimvolkshochschule

(epd) Zum 1. Januar 1994 wird die Heimvolkshochschule Hohebuch mit etwa 3,5 Hektar Gelände in den Besitz der Evangelischen Landeskirche in Württemberg übergehen. Dies wurde in Hohebuch von Familie Hege als Besitzerin, Direktor Martin Dietrich vom Stuttgarter Oberkirchenrat und Helmut Hekmann von der württembergischen Landessynode mitgeteilt. Noch im Januar hatte die Landeskirche verlauten lassen, daß die Verkaufsverhandlungen gescheitert seien und für die Arbeit des Bauernwerks ein neuer Ort gesucht werde. Hans-Ulrich Hege betonte, daß mit dem jetzt gefundenen Verhandlungskompromiß auf lange Sicht der Standort Hohebuch für das Evangelische Bauernwerk und seine Schule gesichert seien. Das Areal sei gegenüber dem bisherigen Mietumfang nahezu verdoppelt worden. Ausgeräumt werden konnten die Befürchtungen über Altlasten, sagte Direktor Dietrich. Ein Gutachten des TÜV Südwest habe keine Belastungen ergeben.

Auch im nachbarschaftsrechtlichen Bereich konnten Einigungen erzielt werden. Ein Gebäude, das teilweise Werkswohnung der Domäne Hohebuch ist und der Saatzucht sowie der Maschinenentwicklung dient, wurde vom Verkauf ausgenommen. Käufer und Verkäufer nannten keinen exakten Kaufpreis. Er sei jedoch im Rahmen der von der Landessynode vorgegebenen vier Millionen Mark geblieben.

Die Ländliche Heimvolkshochschule Hohebuch verfügt neben Tagungs- und Kreativräumen über 79 Betten für Übernachtungen, die derzeit so ausgebucht sind, daß eigentlich Ausweitungen nötig wären, wie die Schulleiterin, Pfarrerin Elfriede Schick, sagte. Im vergangenen Jahr fanden 99 eigene Wochenend- und Wochentagungen statt, 15 Einzeltagungen sowie 67 Maßnahmen des Diakonischen Werks mit Einführungskursen für Zivildienstleistende sowie für die Diakonischen Helferinnen und Helfer. Die Heimvolkshochschule mit ihren 60 Mitar-

beitern und Mitarbeiterinnen erhält für ihre Arbeit jährlich Zuschüsse der Landeskirche und des Landes Baden-Württemberg, die jeweils knapp eine halbe Million Mark betragen. Die übrigen Kosten werden über Teilnehmerbeiträge abgedeckt.

## Flußregenpfeifer: Refugien in Gefahr

(lsw) Im dichtbesiedelten Mittleren Neckarraum muß die Tier- und Pflanzenwelt um jedes Stückchen Erde kämpfen. So versuchen die Vogelkundler zwei wertvolle Gegenden zu schützen: das ehemalige US-Reparaturwerk zwischen Böblingen und Sindelfingen sowie die «Vördere» an der Markungsgrenze zwischen Stuttgart und Kornwestheim. «An beiden Plätzen brütet zum Beispiel der Flußregenpfeifer, der Vogel des Jahres 1993», sagt Burkhard Kroymann, zweiter Vorsitzender der Stuttgarter Bezirksgruppe im Deutschen Bund für Vogelschutz.

Gemeinsam ist beiden Gebieten im Norden und Süden der baden-württembergischen Landeshauptstadt, daß Vögel und Kleintiere dort verhältnismäßig ungestört leben können. Auf dem Gelände des US-Reparaturwerks, einem der vier möglichen Standorte für die umstrittene Sondermüllverbrennungsanlage im württembergischen Landesteil, ziehen nach Kroymanns Beobachtungen auch die Knechte, der Kiebitz, der Wiesenpieper, die Bekassine und die Schafstelze ihren Nachwuchs heran. «Das 81 Hektar große Gelände ist mit Biotopen in ganz Baden-Württemberg vernetzt», weiß Kroymann.

Nun will der Deutsche Bund für Naturschutz erreichen, daß das etwa 60 Hektar große Gelände «Vördere» zum Naturschutzgebiet erhoben wird. «Wir haben die Kontakte in dieser Angelegenheit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege aufgenommen», sagt Kroymann. 15 Jahre dauernde Untersuchungen der Ornithologen erbrachten das Prädikat «vordringlich naturschutzwürdig». In der leicht modellierten Graslandschaft wurden bisher 153 Vogelarten festge-

stellt. Davon befanden sich 24 Arten auf dem Durchflug zwischen dem hohen Norden und dem Mittelmeergebiet.

Dennoch beziehen die Stadtplaner dieses Gelände in ihre Überlegungen ein. Die Vogelkundler empfinden deshalb den kleinen Flugplatz im Norden auf Kornwestheimer Markung schon als «Schutzwall». Mehr fürchten sie nach Kroymanns Worten das geplante Neubaugebiet «Viesenhäuser Hof», das nach Süden hin in einem Kilometer Entfernung angelegt werden soll. Jüngst habe nun ein Stadtrat erwogen, auch die Vördere für Wohnungen zu nutzen. «Eine Bebauung wäre eine landschaftsgestalterische Fehlleistung», urteilt Kroymann.

## Radolfzell benennt Ludwig-Finckh-Turm um

(GEA) Die Lokalzeitung meldet den Vorgang in zehn Zeilen unter ihren Nachrichten aus dem Radolfzeller Gemeinderat: «Der Ludwig-Finckh-Turm soll nur noch als Mettnauturm bezeichnet werden. «Wegen der nationalsozialistisch belasteten Vergangenheit des Herrn Finckh», wie es dazu heißt. Die neue Bezeichnung wird nun auch in nahezu allen Landkarten benutzt. Auch der Naturschutzbund wird sich des geänderten Namens bedienen.» Von einem Tag auf den anderen ist das alte Namensschild verschwunden, während der hölzerne Aussichtsturm am malerischen Markelfinger Winkel weiterhin Wind und Wetter trotzt. Nur ein paar Kilometer entfernt aber pflegt das Höri-Museum in Gaienhofen unbeeinträchtigt das Andenken des gebürtigen Reutlingers, der hier am Bodensee den Großteil seines Lebens verbracht hat: Ludwig Finckh, Arzt, Dichter und Naturfreund – ihm und seiner Rolle im Dritten Reich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das fällt auch heute nicht leicht.

## KZ-Forschungsprojekte suchen Geldgeber

(STZ) Nationalgeschichtliche Bedeutung kommt nach Meinung des Historikers Silvester Lechner dem «Konzentrationslager Oberer Kuhberg» in Ulm als «historischem Lernort» zu. Es ist das einzige in seiner baulichen Substanz erhalten gebliebene KZ in Süddeutschland. Lechner, der seit einem Jahr hauptamtlich an der systematischen Aufarbeitung des Materials arbeitet, meint, daß die Arbeit an der Gedenkstätte noch nie so akzeptiert wurde wie heute. Im umgekehrten Verhältnis dazu stehe allerdings die finanzielle Situation, die Kassen des Trägervereins seien noch nie so leer gewesen. Lechner hofft jetzt auf die Hilfe des Landes.

Auch die umliegenden Landkreise sollen sich mehr an der Finanzierung beteiligen. Die Stadt Ulm zahlt bisher 80 Prozent des Jahresetats von 100 000 Mark. Auch eine engere Verbindung zu baden-württembergischen Universitäten werde angestrebt, um drei weitere historische Forschungsprojekte in Gang zu setzen. An der Gedenkstätte müßten zumindest auf Zeit drei weitere Akademiker arbeiten, für die pädagogische Betreuung wünscht sich Lechner eine fest angestellte Halbtagskraft.

In den düsteren Kasematten im ehemaligen «Fort Oberer Kuhberg» wurden von November 1933 bis Juli 1935 im «Württembergischen Schutzhaftlager Ulm/Donau» 3020 Männer vorübergehend eingekerkert, etwa ein Viertel davon waren politische und weltanschauliche Gegner des Naziregimes. Nur zehn Prozent der Namen sind bisher bekannt, darunter der spätere SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher. Die Initiative, das Fort zu einer Gedenkstätte zu machen, ging 1970 von ehemaligen Häftlingen aus, die sich in der «Lagergemeinschaft Heuberg, Kuhberg, Welzheim» zusammengeschlossen hatten. Aus dem Kuratorium entwickelte sich der Trägerverein «Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg, Ulm-KZ-Gedenkstätte».

Im Mai 1985 konnte die dokumentarische Dauerausstellung in der Ge-

denkstätte eröffnet werden. Seitdem kommen jährlich zwischen drei- und fünftausend Besucher in das ehemalige KZ, darunter sehr viele Schulklassen. Sie werden in der Regel von den zwölf qualifizierten ehrenamtlichen Mitarbeitern des Vereins durch das Dokumentationszentrum geführt. Seit 1988 ist die Gedenkstätte zusätzlich jeden Samstag von 14 Uhr an geöffnet. Seit dem 1. Oktober 1991 ist Silvester Lechner als wissenschaftlicher Leiter halbtags für das Dokumentationszentrum tätig. Durch den Aufbau von Geschichtswerkstätten, durch die Einrichtung eines pädagogischen Arbeitskreises für Lehrer sowie durch viele Vorträge ist es Lechner gelungen, die Gedenkstätte mehr als früher im Bewußtsein der Ulmer zu verankern.

Diese Arbeit will Lechner mit drei historischen Forschungsprojekten vertiefen, bei denen systematisch nach den ehemaligen Häftlingen gesucht, Widerstandsgruppen aufgespürt und Zeitzeugen-Interviews geführt werden sollen. Er stellt sich vor, daß dafür Historiker, Soziologen oder Psychologen Zeitverträge erhalten könnten. Da das Land bisher nur einmal 200 000 Mark für die Sanierung der Gedenkstätte bezahlt hat, hofft Lechner auf Landesmittel.

## Borkenkäfer bohrt für die Naturschützer

(STZ) Tote Fichten mitten im Naturschutzgebiet Wurzacher Ried haben manchen Waldbesitzer in Bad Wurzach in Angst und Schrecken versetzt. Der Grund: Die staatlichen Naturschützer im Regierungspräsidium Tübingen wollen im Wurzacher Ried exemplarisch überprüfen, wie die Natur selbst mit dem bei Forstleuten so gefürchteten Borkenkäfer fertig wird. Deshalb beschränken sich die Naturschützer auf eine Fläche mitten im Wurzacher Ried nur noch aufs Zugucken. Der Schädling darf ungestört weiternagen. Man wolle beobachten, «wie Borkenkäfer den Umbau einer Monokultur in einen natürlichen Wald beschleunigen», heißt es dazu in einer Pressemitteilung des Regierungspräsidiums Tübingen.

Die Waldflächen im Wurzacher Ried sind künstliche Aufforstungsgebiete. Schlechte Standortverhältnisse und falsche Baumwahl machen sich auch dort bemerkbar – der Borkenkäfer vermehrt sich und sorgt für totes Gehölz. Der Käferbefall ist die natürliche Folge einer falschen Aufforstung im Bereich des Wurzacher Rieds, so die Diagnose der Naturschützer. Langfristig soll sich die innere Zone des Wurzacher Rieds aber wieder in einen Urwald verwandeln – menschliche Eingriffe sind deshalb tabu. Ist es erst einmal soweit, geht's auch dem Borkenkäfer an den Kragen. Denn: «Ein gesunder Wald kann mit seinen Abwehrkräften einen Käferbefall in Grenzen halten», so die staatlichen Naturschützer in Tübingen. Überrascht sind sie jetzt über so manche Reaktion verängstigter Waldbesitzer, die im Wurzacher Ried schon eine staatliche Zuchtstätte für Borkenkäfer vermuteten. «Völlig absurd», meinte Horst Weisser, der Leiter des Naturschutzzentrums in Wurzach, der aufgebrachte Waldbesitzer beruhigen mußte.

Aufregung hatte vor allem ein Satz in der Pressemitteilung ausgelöst. Da heißt es, «wenn sich die Standortverhältnisse wieder hin zum natürlichen Zustand verändern, werden vielleicht noch andere Parzellen vom Käfer heimgesucht werden».

Gemeint waren in der Mitteilung ausschließlich Flächen im Bereich des Naturschutzgebietes. Fachleute hätten bestätigt, daß die Gefahr eines Übergreifens der Käfer in Wirtschaftswald außerhalb des Rieds nahezu ausgeschlossen werden könne. Nicht zuletzt deshalb hatte sich das Regierungspräsidium für das Nichtbekämpfen des Käfers entschieden. Trotzdem, viele Waldbesitzer beobachten jetzt kritisch den Borkenkäferversuch im Wurzacher Ried, und auch die Naturschützer versichern inzwischen: Sollte sich der Borkenkäfer über die Grenzen des Naturschutzgebiets hinauswagen, will man das eigene Konzept noch einmal überprüfen.

## Groß geworden in Württemberg. Zu Hause in Deutschland.

TIGGES KOMMUNIKATION



Der Württemberg (Rotenberg)

Unsere Wurzeln sind von jeher in Stuttgart, unser Name ist gut württembergisch, unser Geschäft steht auf festem Grund und Boden. Das verpflichtet. Unsere Kunden, ob Wohnungsbauer, gewerbliche Investoren oder Kapitalanleger, können daher auf bodenständige Finanzierungen, sichere Kapitalanlagen und eine grundsolide Beratung bauen. Und das in ganz Deutschland. Rufen Sie uns an.

# Württembergischer Hypo

DIE IMMOBILIENBANK



Berlin: 0 30/8 82 39 00;	Bielefeld: 05 21/6 90 10;	Dresden: 03 51/4 84 11 40;	Düsseldorf: 02 11/35 20 35;
Frankfurt: 0 69/23 22 72;	Freiburg: 07 61/3 55 35;	Hamburg: 0 40/36 48 55;	Hannover: 05 11/36 36 13;
Karlsruhe: 0 72 42/50 15;	Köln: 02 21/91 28 48-0;	Leipzig: 03 41/2 11 44 99;	Mannheim: 06 21/2 08 78;
	München: 0 89/22 15 34;	Stuttgart: 07 11/2 09 63 53	

## Die neue Ammertalbahn würde 60 Mio. DM kosten

(STZ) Billig wird sie auf keinen Fall, die Ammertalbahn zwischen Herrenberg und Tübingen, wenn sie eines Tages wieder durchgängig fahren sollte; aber sie könnte Personenverkehr und Gütertransporte ökologisch günstiger und außerdem durchaus schneller über diese Distanz bringen. Sie brächte zugleich den Anschluß über die S-Bahn in Richtung Stuttgart. Aus «gesamtwirtschaftlicher und gesamtgesellschaftlicher Sicht» haben die Verkehrswissenschaftler der Universität Stuttgart schon vor zwei Jahren diese durchgehende Schienenverbindung empfohlen. Nun liegt auch eine Untersuchung der Wirtschaftlichkeit der Ammertalbahn mit einem ergänzenden Busverkehr vor. Jetzt diskutiert der Tübinger Kreistag das Ergebnis der Arbeit von Fachleuten der Hohenzollerischen Landesbahn AG und der Regionalverkehr Alb-Bodensee GmbH. Bei ihnen hatte der Kreis Tübingen das Gutachten vor Jahresfrist bestellt. Die «Ertüchtigung» einer Bahnstrecke sei stets teuer – auch im Fall der Ammertalbahn –, geben die Gutachter zu bedenken. Zwischen Herrenberg und Gültstein müßten 3,9 Kilometer abgebaute Bahnstrecke wieder aufgebaut werden; außerdem wären sechs Kreuzungsbahnhöfe in Tübingen West, Unterjesingen, Pfäffingen, Entringen, Altingen und Gültstein einzurichten bei der Optimallösung I; bei den preisgünstigeren Varianten II und III wären es immerhin noch vier der sechs «Stationen». Für die Ortsdurchfahrt von Gültstein wären eventuell Lärmschutzmaßnahmen nötig, und die Eisenbahnbrücken zwischen Tübingen und Herrenberg müßten saniert werden. An einer Stelle wäre eine Straßenerweiterung zu bauen, und die Stützmauer beim Ammerkanal bedürfte der Verstärkung. Der Tübinger Schloßbergtunnel dagegen könnte der Ammertalbahn auch künftig ohne Ausbaumaßnahmen dienen. An eine Elektrifizierung der Strecke ist der Kosten wegen nicht zu denken; in Frage kämen Wendezüge mit Dieselantrieb.

Relativ hoch ist der Aufwand zur Sicherung der Bahnübergänge, die wiederum unverzichtbar wäre bei Bahngeschwindigkeiten von 80 km/h. Im Abschnitt Herrenberg-Gültstein müßten sogar sechs Bahnübergänge wiederhergestellt werden, die bei Stilllegung der Strecke wegfielen. Die Streckensicherung müsse «einfach und robust» sein, empfehlen die Gutachter. Sämtliche Betriebseinrichtungen entlang der Strecke müßten automatisiert werden, der Fahrdienstleiter für den Ammertalbahnbetrieb mit den Führern von Triebwagen (und Omnibussen) durch Funk verbunden sein, wenn mehr als ein Zug unterwegs sei. Die Gutachter stellen sich Dieseltriebwagen vom Typ NE 81 vor. Sie kosten pro Garnitur 2,85 Millionen Mark. Für den ergänzenden Linienverkehr auf der Straße denken die Gutachter an Überlandbusse mit 75 Plätzen. In einem Sondervorschlag als Anhängsel zu ihren drei Gutachten-Varianten empfehlen sie, Leichttriebwagen mit Komponenten aus dem Stadtbahnwagen zu entwickeln. Sie kosteten nur halb soviel wie die Triebwagen vom Typ NE 81 und würden die Vorlaufkosten für Investitionen auf 37,15 Millionen Mark senken.

Die Variante I erfordert dagegen 67 Millionen Mark, die Varianten II und III verlangen immerhin noch 57 Millionen Mark an Investitionen. Bei der teuersten Konzeption, die in den Hauptverkehrszeiten auf der Schiene einen 20-Minuten-Takt vorsieht und als Ergänzung dazu Omnibus-Ringverkehre, gehen die Gutachter von drei Millionen Mark jährlichen Betriebskostendefizits aus; in der Variante II lassen sie die Bahn im Halbstundentakt fahren – während der Hauptverkehrszeiten – und ergänzen den Schienenverkehr mit radialen Bus-Zubringer-Linien. Das würde je nach Bus-Leistung bis 2,8 Millionen Mark Zuschuß im Jahr kosten.

Die Gutachter gehen bei ihrer Arbeit von den geltenden Tarifen und den bestehenden Fahrplänen der Bundesbahn aus sowie von den jetzigen gesetzlichen Regelungen über die Finanzierung des öffentlichen Nahverkehrs und der Verkehrswege. Bund und Land wären da stark gefordert.

Aber auch für die Gebietskörperschaften – Kreise und Gemeinden – blieben dabei erhebliche Lasten durch die von ihnen verlangten Komplementärmittel. Die aktuelle Haushaltslage der Gebietskörperschaften begünstigt allerdings derzeit nicht eben die Pläne für die Ammertalbahn; die Entscheidungsgremien werden auch die langfristige Wirkung der Bahnprojekte bedenken müssen.

## Heizkraftwerk II wird in Altbach gebaut

(lsw) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat den Neckarwerken die erste immissionsschutzrechtliche Teilgenehmigung für den Bau des Heizkraftwerkes II (HKW II) in Altbach a.N. gegeben. Wie das Präsidium am 29. März mitteilte, ist damit nach einem nur 15monatigen Genehmigungsverfahren auch eine positive Entscheidung für die Gesamtanlage gefallen. Das rund eine Milliarde teure Projekt soll die im März abgeschalteten Blöcke I bis III ersetzen und von Ende 1997 an eine elektrische Leistung von 330 Megawatt bei gleichzeitiger Fernwärmeauskopplung von 280 Megawatt erbringen. Bis dahin steht der Block IV in Altbach als Reserve für die Fernwärmeversorgung bereit. Mit der Abschaltung der Blöcke I bis III geht nach Darstellung der Neckarwerke die erste Kraftwerksära der Nachkriegszeit am Standort, der auch Wiege des Unternehmens ist, zu Ende.

Die vom HKW II erzeugte Energie entspreche dem Bedarf von 125 000 Haushalten, so das Regierungspräsidium. Die Anlage basiert auf einer Kombination von Gas- und Dampfturbine. Brennstoffe sind Steinkohle für den Hauptkessel sowie Erdgas und Heizöl für die Gasturbine. Nach einer Immissionsprognose des TÜV Südwest werden bis zum Jahr 2000 trotz einer erwarteten Steigerung der Stromproduktion um 90 Prozent am Standort der Schwefeldioxid-Ausstoß um die Hälfte und der Stickoxid-Ausstoß um 20 Prozent zurückgehen.

## Wo soll Mörike zu Hause sein?

(HSt.) In der ehemaligen Mörike-Pfarrgemeinde Cleversulzbach wird gestritten. Ums Andenken an den berühmten Hirten, der die Schäfchen hier von 1834 bis 1843 hütete, geht's und darum, wo denn nun die Gedenkstätte eingerichtet werden soll – im alten Pfarrhaus oder in der alten Schule?

Das Literaturarchiv Marbach hat da ein Wörtchen mitzureden, soll es ja auch den Geldsegen spenden. Das 780-Seelen-Dorf, Teilort von Neuenstadt, sieht sich außerstande, die Kosten allein zu tragen. Außerdem hat das Literaturarchiv den Daumen auf vielen Exponaten. Doch Marbach stellt sich bisher stur. Entweder im Pfarrhaus oder gar nicht.

Daß der Standort Pfarrhaus auch Nachteile hat, erläutert Ortsvorsteher Werner Uhlmann. Zum einen sei der vorgesehene Raum mit seinen 25 Quadratmetern zu klein, Gruppen müßten in Raten geführt und Vorträge könnten gar nicht gehalten werden. Zum anderen sei das alte Pfarrhaus noch immer das Zentrum des Gemeindelebens. Seniorentreffen, Jugendarbeit und Besucherstrom, so Uhlmann, könnten nur schwer unter ein Dach gebracht werden.

Warum also nicht in der alten Schule? Schließlich habe Eduard Mörike dort auch Religionsunterricht gegeben, der Bezug sei also da, meint der Ortsvorsteher. Wird man sich nicht einig, so gehe Cleversulzbach leer aus, lautet die Drohung aus Marbach. Dann müsse eben die neue Mörike-Ecke im Neuenstädter «Museum im Schafstall» genügen.

Wehmütig erinnert sich der Wanderer auf Spurensuche an Zeiten, als Margarete Seebold in der Mörikestube die Erinnerung an den Dichter lebendig hielt. Im «Alten Turmhahn», gegenüber vom Pfarrhaus, gab's ein Gläschen Riesling und Mörike live. Die Wirtin erzählte Anekdoten, rezitierte Mörike-Gedichte, und während sie ein Vesper richtete, konnte sich der Besucher Erinnerungsstücke und Handschriften in Glasvitrinen ansehen.

Vor zwei Jahren mußte die weißhaarige alte Dame, inzwischen fast 87jährig, wegen Krankheit die Türen zur Mörikestube schließen. Seitdem erinnert nur die Gedenktafel an der Kirche an den berühmten Pfarrer. Ob Mörike eine neue Bleibe in Cleversulzbach finden wird, ist noch nicht entschieden. Wird es ihm ergehen wie dem alten Turmhahn, den er in seinem Gedicht klagen läßt: «Da haben sie mich denn zuletzt / veracht't und schmäählich abgesetzt»?

## Karmeliterklosterfunde beschäftigen Fachwelt

(EZ) Der Keller als Schatzkammer: Tief unterm Esslinger Stadtarchiv lagern spätgotische Fensterbögen neben runden Steinbrocken, die sich unschwer als Reste einer Säule definieren lassen. Ein paar Meter weiter bleibt der Blick an einem Berg von 90 Säcken haften, die mit Scherben und Knochen aus dem Boden des ehemaligen Karmeliterklosters gefüllt sind.

Zwei Jahre lang bescherte die Wühlarbeit an der Kiesstraße den Archäologen wahre Glückserlebnisse. Jetzt naht unerbittlich das Ende der archäologischen Schatzsuche an der Kiesstraße, wo die Karmeliter im 13. Jahrhundert ein Kloster errichtet haben. Wie berichtet, fällt der Startschuß für einen Neubau der Fachhochschule für Technik, dem die freigelegten Fundamente zum Opfer fallen.

Nach den mißglückten Rettungsversuchen für das Kloster gilt die Aufmerksamkeit jetzt ganz den übrigen Funden, die teilweise bis ins 12. Jahrhundert zurückführen. Daß die Wissenschaftler die Entdeckungen als hochkarätig einstufen, zeigt ihre Absicht, in den nächsten Jahren im neuen Landesmuseum in Konstanz eine große Ausstellung über das Kloster zu zeigen. Der zweite liegt auf der Esslinger Siedlungsgeschichte im Bereich Kies, deren Spuren sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen lassen.

Noch stecken die Vorbereitungen in den Anfängen. Im oberen Stockwerk des Salemer Pflughofs befreien Hans

Masula vom Landesdenkmalamt und seine Mitarbeiter alte Scherben, Gläser und Knochen mit Zahnbürsten und Pfeifenstopfern vom jahrhundertealten Dreck. Monate vergehen außerdem, bis Zehntausende von Einzelstücken in Karteien vermerkt sind. Und dann warten im Stadtarchiv ja noch die erwähnten Materialberge.

Die Esslinger Funde beschäftigen die Fachwelt auch außerhalb des Salemer Pflughofs. In Stuttgart, Schwäbisch Hall und Konstanz untersuchen 20 Spezialisten die Tierknochen, Scherben, Leder- und Holzreste. In einem mühevollen, aber spannenden Puzzlespiel setzen sie Krüge aus dem Mittelalter zusammen. Andere tüfteln darüber, wie sich architektonische Details zu Fensterbögen fügen lassen.

Am Ende könnte ein großes Modell dem Betrachter vermitteln, wie das Karmeliterkloster – es verschwand im 16. Jahrhundert bereits wieder weitgehend von der Oberfläche – einmal ausgesehen hat. Diese Arbeit würde dann mit den Irrtümern aufräumen, denen Adolf Lederer 1926 mit einem eigenen Modell aufsaß, als er aufgrund einzelner Funde allzu weitreichende Schlüsse zog.

Noch wälzen die Archäologen einige offene Fragen zur Siedlungsgeschichte am Kies. Allerdings gibt es inzwischen keine Zweifel mehr daran, daß sich dort bereits im 12. Jahrhundert die ersten Handwerker niedergelassen haben – und zwar außerhalb der Stadtmauer. Höher schlagen läßt die Herzen der Fachleute außerdem eine Entdeckung südlich des Klosters. Dort verlief im Mittelalter ein Bach, von dem noch unklar ist, ob er künstlich angelegt oder nur ausgebaut worden ist. Daß an dieser Stelle bereits im 13. Jahrhundert eine Mühle stand, zeigen die Funde eines Mühlsteins sowie einer Mühlradwelle. Der bislang noch unterentwickelten Erforschung dieser Technik, die fürs Mittelalter so wichtig war, könnte damit ein großer Schritt nach vorne gelingen.

## Landesarchäologie ohne Zentralarchiv in Ulm

(swp) Die Wilhelmsburg droht in einen erneuten Dornröschen-Schlaf zu verfallen. Denn für die Pläne, die Zitadelle auf dem Michelsberg als Zentralarchiv für Landesarchäologie zu nutzen, ist im Moment kein Geld da, wie das baden-württembergische Finanzministerium erklärt. Zwar sind die Pläne dadurch nicht endgültig aufgehoben. Doch das Landesdenkmalamt Stuttgart benötigt dringend Räumlichkeiten für die zahlreichen Ausgrabungs-Funde aus dem ganzen Land und muß sich womöglich nach anderen Lager-Möglichkeiten umsehen.

«Die Gespräche sind alle abgebrochen», klagt Landeskonservator Dr. Dieter Planck vom Landesdenkmalamt Stuttgart. Er, der verantwortlich ist für die Archäologie in Baden-Württemberg, ist in höchsten Nöten: Mit einem immensen Aufwand an Personal und Mitteln werden, oft in Notgrabungen, die Spuren der Vergangenheit gesichert. Doch wo sollen die Fundstücke gelagert werden?

Bisher war geplant, der Landesarchäologie einen Teil der Ulmer Wilhelmsburg zur Lagerung der Funde zur Verfügung zu stellen. Dafür waren die beiden Seiten- und der Nordflügel vorgesehen. Der zur Stadt hinweisende Südflügel und der 1,3 Hektar messende Innenhof sollten der Stadt für andere Zwecke, etwa Ausstellungen oder Veranstaltungen, dienen.

Doch was die Nutzung als landesarchäologisches Zentralarchiv betrifft, sind jetzt Probleme aufgetaucht. «Die Geschichte ruht und wird zur Zeit nicht weiterverfolgt», verlautet trocken aus dem baden-württembergischen Finanzministerium. Das Ministerium habe keine Mittel und die Stadt Ulm sei nicht in der Lage, das Projekt vorzufinanzieren. Und der Stadt gehöre schließlich die Anlage, weshalb es im Grunde auch Aufgabe der Stadt sei, die Gebäude in einen nutzungsfähigen Zustand zu bringen.

Weniger schroff ist der Sprecher des Ministeriums für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst. Dessen

Pressesprecher Roland Kress erklärt, das Land sei nach wie vor sehr interessiert an der Wilhelmsburg, doch scheitere das Vorhaben derzeit am Geld. Doch sei keineswegs an eine «stille Beerdigung» gedacht, denn das Zentralarchiv in der Wilhelmsburg sei Bestandteil der Kunst-Konzeption des Landes.

«Unser Angebot steht», bekräftigt von Ulmer Seite Bürgermeister Dr. Götz Hartung. «Die können da rein.» Bisher sei der Stadt Ulm auch nichts darüber bekannt, daß das Interesse des Landes an einem Zentralarchiv in der Wilhelmsburg erloschen sei.

Grundsätzlich bestehen also weder seitens der Stadt noch seitens des Landes Bedenken gegen dieses Vorhaben. Nur ist eben völlig offen, wann es in die Tat umgesetzt werden kann. Und das wiederum macht dem Landeskonservator zu schaffen, der dringend Unterbringungsmöglichkeiten für die archäologischen Funde braucht. Die sind derzeit über 16 verschiedene Stellen im Lande verstreut, und teilweise müssen diese Depots geräumt werden, etwa das in Ladenburg, wo das derzeit als Lager genutzte Gebäude für Schulzwecke benötigt wird.

«Wir wissen nicht, wohin mit den Funden», sagt Planck. Wenn es mit der Wilhelmsburg nicht klappe, dann müßten andere Möglichkeiten gesucht werden, etwa Kasernen. Aber für besonders sinnvoll hält er das nicht. Darüber hinaus, so gibt er zu bedenken, könne der Einzug in die Wilhelmsburg auf Raten erfolgen, die sich über 20 Jahre erstrecken könnten. Und der Ausbau der einzelnen Etappen würde nicht allzuviel kosten: Die erste und daher teuerste, so schätzt er, könnte mit 800 000 bis einer Million Mark bewältigt werden. Die weiteren wären «wesentlich billiger».

## Schloß Hohentübingen: Ende des Umbaus in Sicht

(epd) Das alte Schloß-Hohentübingen erstrahlt bald in neuem Glanz. Nach über 15 Jahre dauernden und rund 50 Millionen Mark teuren Sanierungsarbeiten soll Mitte 1993 der

letzte große Bauabschnitt an der das Stadtbild prägenden Festung abgeschlossen werden. Das einstige Schloß dient dann überwiegend universitären Zwecken: Es enthält Büros, Arbeitsräume und vor allem Museen und Ausstellungsräume, in denen – vorwiegend aus den Bereichen Altertums- und Kulturwissenschaften – bisher unveröffentlichte Sehenswürdigkeiten präsentiert werden können. Entstanden war das Tübinger Schloß in langer Bauzeit nach Plänen von Herzog Ulrich von Württemberg ab Beginn des 16. Jahrhunderts auf dem Stammsitz der Pfalzgrafen von Tübingen. Im «Fürstenzimmer» des – damals noch unfertigen – Schlosses ist Ulrich 1550 gestorben, nachdem er zuvor das Abendmahl empfangen hatte.

Hohentübingen war zeitweise eine mächtige Festung und Wohnort der herzoglichen Familie; in dem stattlichen Vierflügelbau waren bis 1710 ständig württembergische Truppen einquartiert. Ab 1752 nahm die Universität immer mehr Räume für ihre Zwecke in Besitz: so diente der 60 Meter lange Rittersaal bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als Universitätsbibliothek. Seit Ende der siebziger Jahre wurde der in den vorausgehenden Jahrzehnten recht heruntergekommene einstige Prachtbau durchgreifend saniert und renoviert. Von 1978 bis 1984 wurden der Süd- und Westflügel instand gesetzt, seit 1988 wird am Ost- und Nordflügel, am Unteren Tor und an den Außenanlagen gearbeitet. Baudirektor Detlef Lembke vom Universitätsbauamt spricht denn auch von einer «Jahrhundertsanierung». Für die Gesamtkosten von etwa 50 Millionen Mark kommen je zur Hälfte das Land Baden-Württemberg und die Bundesregierung auf.

Zwar werden, wenn zur Jahresmitte die meisten Bauhandwerker das Schloß verlassen, mehr Räume als je zuvor für Universität und Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, gesperrt bleibt aber auch künftig der Schloßkeller. In ihm befindet sich ein noch zu Zeiten von Herzog Ulrich gefertigtes 85 000-Liter-Weinfaß, das einmal ganz gefüllt gewesen sein soll.

# Salem

kennenlernen



mit nur einer Besucherkarte

Führung Schloss + Münster  
Besuch Feuerwehrmuseum  
Ausstellung im Marstall  
Küfereimuseum

Kinder bis zu 14 Jahren  
in Begleitung ihrer Eltern  
haben freien Eintritt

Auskunft Markgräfl. Badische Museen  
7777 Salem 1 Tel. (07553) 81437

## Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte  
an Ihre Freunde und Bekannten  
– Kostenlos und unverbindlich!

## Schlüpf 'rein in die Freizeit...

...in **Ganter**  
mit der  
**Aktiv-  
Sohle!**

Für Damen  
0407,  
für Herren  
1007



schuh-verlässlich



# Ganter

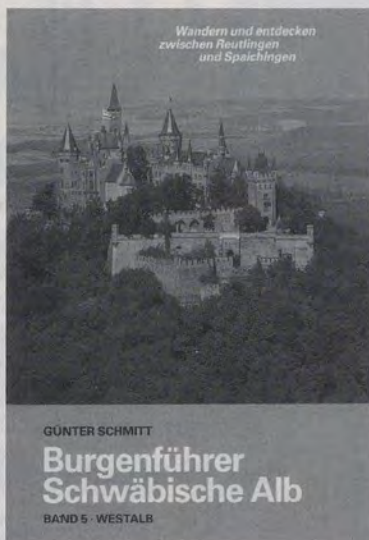
Schuh-Haus

**Abele**

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18  
Fernsprecher 29 08 16

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

## NEU



Günter Schmitt  
**Burgenführer  
Schwäbische Alb  
Band 5  
Westalb**

*Wandern und  
entdecken  
zwischen  
Reutlingen und  
Spaichingen*

416 Seiten,  
56 Farb- und 280  
s/w-Abbildungen  
DM 49,-  
im Buchhandel  
ISBN 3-924489-65-3

Der fünfte Band dieser sechsteiligen Buchreihe beschreibt 60 Burgen, Schlösser, Ruinen und Burgstellen zwischen Reutlingen und Spaichingen. Mit zahlreichen Wandervorschlägen ist dieses Buch nicht nur für den Burgenkenner, sondern vor allem für die vielen Wanderfreunde ein idealer Begleiter.

### Bereits erschienen:

Band 1 Nordost-Alb · Band 2 Alb Mitte-Süd  
Band 3 Donautal · Band 4 Alb Mitte-Nord

In Vorbereitung: Band 6 Ostalb



**Biberacher Verlagsdruckerei**  
Leipzigstraße 26, 7950 Biberach/Riß

Ein neuer Band aus unserer Umgebungsreihe:



Petra Kamphoff/Helmut Hartwig  
**VILLINGEN-SCHWENNINGEN  
UND SEINE UMGEBUNG**  
72 Seiten, 55 Farbabb., geb., DM 28,-  
ISBN 3-7930-0640-9

**ROMBACH VERLAG**

Lörracher Straße 3, 7800 Freiburg i. Br.  
Telefon 0761/4500-251

## Alte Bauernhöfe im Allgäu werden thematisiert

(PM) Ein erheblicher Teil der Allgäuer Bauernhöfe unter Denkmalschutz befindet sich in schlechtem baulichem Zustand, steht leer oder verfällt. Zu diesem erschreckenden Urteil kommt der Heimatbund Allgäu e. V. nach einer Ortsbesichtigung der in den Denkmallisten eingetragenen Objekte. Noch mehr Sorgen bereitet den Heimatschützern freilich, daß viele baulich wertvolle Höfe gar nicht unter Schutz stehen, und daß jedes Jahr ortsbildprägende Bauernhäuser verunstaltet oder abgerissen werden. Dabei hat sich herausgestellt, daß es selbst unter geschichtsbewußten Mitbürgern um die Kenntnis historischer Bautraditionen und moderner Renovierungsmöglichkeiten schlecht bestellt ist. So heißt es dann schnell: «Das alte Glump muß weg!» – und schon rücken die Bagger an, um einem zweihundert Jahre alten Hof den Garau zu bereiten.

Um hier Abhilfe zu schaffen, hat der Heimatbund als Dachorganisation der Allgäuer Heimatvereine mit fast zehntausend Mitgliedern das Jahr 1993 zum Aktionsjahr für den Bauernhof erklärt. «Das traditionelle Allgäuer Bauernhaus ist ein prägender Teil unserer Kulturlandschaft», so der erste Vorsitzende Wolfgang Haertinger, «es ist nicht nur ein Zeugnis der Lebenswelt unserer Vorfahren, sondern auch eines der Erkennungszeichen der Fremdenverkehrslandschaft Allgäu.» Deshalb will man mit Veranstaltungen und Veröffentlichungen beiderseits der bayerisch-württembergischen Grenze auf das Problem aufmerksam machen.

Geplant bzw. bereits verwirklicht sind unter anderem ein Bildkalender auf das Jahr 1994 zum Thema «Alte Allgäuer Bauernhöfe», eine Broschüre und ein Wettbewerb um den erstmals verliehenen Denkmalpreis des Heimatbundes. Denn glücklicherweise gibt es nicht nur negative, sondern auch positive Beispiele, wie engagierte Besitzer mit Sinn für Tradition und Liebe zum Detail einen alten Hof wieder zum Leben erwecken. Auskünfte über das Akti-

onsjahr und den Wettbewerb (Einsendeschluß: 1. September) erteilt der Heimatbund Allgäu, Westendstr. 21, 8960 Kempten, Tel. (08 31) 2 67 75 (nur vormittags).

## Bauauflagen für Heidelberger Foltermuseum

(IsW) Heidelberg will die Realisierung des umstrittenen Folter- und Inquisitionsmuseums im Stadtzentrum jetzt durch Bauauflagen verhindern. Die Stadt hatte die ursprüngliche Baugenehmigung für das von zwei Mannheimer Kaufleuten geplante Museum im Schatten der Heiliggeistkirche zurückgezogen, nachdem die Pläne bekannt geworden waren und heftigen Widerspruch in der Öffentlichkeit hervorgerufen hatten. Die vollständige Rücknahme der Baugenehmigung war aber vom Verwaltungsgericht Karlsruhe im vorläufigen Rechtsschutzverfahren als ermessensfehlerhaft angesehen worden.

Das Gericht hat aber nach Angaben der Stadt die Auffassung des Heidelberger Bauordnungsamts geteilt, daß baurechtliche Forderungen an die Genehmigung des Inquisitionsmuseums in einem Gebäude am Heidelberger Marktplatz geknüpft werden dürfen. Die Stadt fordert, daß die Betreiber genug Pkw-Stellplätze für den erwarteten Andrang von rund 60 000 Besuchern im Jahr nachweisen. Daß dies gelingt, ist angesichts der Parkraumnot in Heidelberg kaum zu erwarten. Zudem müßten zusätzliche Besuchertoiletten in dem Gebäude eingerichtet werden. Für die dazu nötigen Umbauten ist die Genehmigung des Eigentümers Voraussetzung. Heidelbergs Oberbürgermeisterin Beate Weber hatte auch nach der Entscheidung des Verwaltungsgerichts betont, sie sei weiter der Meinung, ein Foltermuseum sei angesichts der Kriegsgreuel im ehemaligen Jugoslawien unverantwortlich und zynisch.

## Comburger Psalter ist komplett restauriert

(IsW) – Der «Comburger Psalter», eine um 1230 im fränkischen Raum entstandene Handschrift, ist nach der Restaurierung im Februar in Stuttgart vorgestellt worden. Die Württembergische Landesbibliothek, die das Gebetbuch besitzt, schätzt seinen Wert auf mindestens fünf Millionen Mark. Damit sei das Pergamentbuch eines der bedeutendsten und wertvollsten Stücke der Bibliothek.

Als besondere Seltenheit gilt der spezielle Einband, bei dem Kuhhornplättchen Miniaturen auf dem Buchdeckel schützen. Den Einband haben Restaurateure des Museums in vier Monaten neu präpariert. «Weltweit gibt es nur noch zwei bis drei weitere Handschriften, die in dieser Qualität erhalten sind», sagte Felix Heinzer, Leiter der Handschriftenabteilung der Landesbibliothek. In dem 150seitigen Gebetbuch, das früher Adelige benutzten, sind unter anderem die 150 Bibelpsalme auf Pergament niedergeschrieben.

## Pilotversuch: Abluft wird fernüberwacht

(IsW) Beim Gewerbeaufsichtsamt Stuttgart und bei freiwilligen Kooperationspartnern aus der Industrie und der Energieerzeugung läuft derzeit ein Pilotversuch zur Fernüberwachung der Abluft von Industrieanlagen. Die Kooperation nütze der Umwelt, weil das Gewerbeaufsichtsamt nunmehr jederzeit per Knopfdruck vom Computer aus Informationen über aktuelle Emissionen und über die Betriebszustände der Firmen erhalte, betonte der baden-württembergische Umweltminister Harald Schäfer in einer Mitteilung seines Hauses. Er sprach von einem guten Beispiel für Umweltschutztechnik. An dem Modellprojekt «gläserner Schornstein» beteiligen sich neben den Neckarwerken in Altbach das Werk Sindelfingen von Mercedes-Benz sowie die Papierfabrik Scheufelen in Oberlenningen.



# Aufregend soll Ihr Zuhause sein. Und nicht die Finanzierung.



## LBS

Bausparkasse der Sparkassen

*Classic*  
&  
**V**  
**a**  
**r**  
**i**  
**o**

Ob Sie bauen oder kaufen wollen, mit LBS *Classic* und *Vario* sind Sie gut beraten. Denn über die Finanzierung zerbrechen wir uns den Kopf, nicht Sie. Dauerhaft feste und niedrige Zinsen für's Bauspar Darlehen können wir jetzt schon versprechen.

LBS und Sparkasse:  
Unternehmen der  
s Finanzgruppe.

---

**Wir geben Ihrer  
Zukunft ein Zuhause.**

## Kißlegg sammelt Expressiven Realismus

(PM) Nach langjährigen Restaurierungsarbeiten am «Neuen Schloß» im Luftkurort Kißlegg/Allgäu mit einem Gesamtaufwand von über acht Millionen Mark wurde das mitten im Ortskern an der Oberschwäbischen Barockstraße gelegene Bauwerk am 3. April 1993 eröffnet. Bedeutende Künstler der Bodenseegegend hatten das einst im Besitz des Fürsten von Waldburg-Zeil befindliche Schloß im 18. Jahrhundert ausgeschmückt: Josef Anton Feuchtmayer mit den lebensgroßen Sybillen im imposanten Treppenhaus und Johann Schütz mit Deckengemälden und kostbaren Stuckarbeiten. Als besonderes Kleinod gilt die durch zwei Stockwerke ragende Schloßkapelle.

Das Neue Schloß wird Heimstatt für eine einzigartige Bildergalerie: das «Museum Expressiver Realismus». Dieses Museum gibt als erstes in Deutschland einen geschlossenen Überblick auf die wohl wichtigste Kunstströmung nach dem Expressionismus. Es vereint mehr als 100 Gemälde von deutschen Malern, die – um die Jahrhundertwende geboren – die erste «postmoderne» Generation bilden. Ihre Kunst, ein neuer Realismus, hat die Errungenschaften der modernen Malerei verarbeitet.

Insgesamt wurden 48 Maler für das Museum im Neuen Schloß zu Kißlegg ausgewählt, darunter auch eine Reihe von Künstlern aus den neuen Bundesländern, die hier zu Unrecht wenig bekannt sind. Als wichtige Vertreter dieser zwischen 1890 und 1910 geborenen Malergeneration gelten für den süddeutschen Raum Wilhelm Geyer, Franz Frank, Paul Kleinschmidt, Jakob Bräckle, Alfred Wais, Erwin Henning, Karl Hubbuch, Fritz Steisslinger und Manfred Henninger; für Norddeutschland Willem Grimm, Karl Kluth, Hans Meyboden und Willi Oltmanns; für den sächsischen Raum Curt Querner, Theodor Rosenhauer und Ernst Hassebrauk. Otto Pankok, dem anlässlich seines 100. Geburtstages eine Sondermarke der Bundespost und eine Reihe von Einzelausstellungen in Nordrhein-Westfalen

gewidmet werden, ist in Kißlegg mit vier großformatigen Kohlebildern vertreten.

Das Museum Expressiver Realismus dokumentiert die «Kunst der verschollenen Generation». Dabei handelt es sich um die Künstler, die als Jugendliche in die Hölle des Ersten Weltkriegs gerieten, in den zwanziger Jahren erste Erfolge erzielten und dann während des «Dritten Reiches» als die «junge Generation der Entarteten» verfemt wurden.

## Echterdinger Ei-Ausbau: Nicht das Ei des Kolumbus

(IsW) Der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg hat die Straßenbaupolitik des Landes scharf kritisiert. «Das selbstherrliche und geldverschwenderische Vorgehen der Straßenbauverwaltung und die gravierende Förderung des Individualverkehrs» werde am geplanten Ausbau des «Echterdinger Eis» – dem Knotenpunkt zwischen der Autobahn A 8 und der Bundesstraße 27 bei Stuttgart-Degerloch – besonders deutlich, sagte Rudolf Pfeleiderer vom Naturschutzverband in Stuttgart. Der geplante Ausbau werde den Verkehr nicht verringern, sondern die Autofahrer zum Schnellfahren verleiten. Das Regierungspräsidium Stuttgart sieht nicht nur einen umfangreichen Straßenausbau im Bereich des «Echterdinger Eis» vor, sondern plant auch den Ausbau der Verbindungen mit den Kreisen Böblingen und Esslingen.

Nach Auffassung des Naturschutzverbandes sollte das «Echterdinger Ei» aus Umwelt-, Naturschutz- und Kostengründen so bleiben wie es ist. Die Verkehrsabwicklung und Verkehrssicherheit sollte nicht durch die geplante Verbreiterung der B 27 von vier auf sechs Streifen, sondern allenfalls durch ergänzende Ampelanlagen gelenkt werden. Nur eine Begrenzung der Höchstgeschwindigkeit auf maximal 80 Stundenkilometer werde einen «fließenden und naturschutzgerechten Verkehr» garantieren.

## Hechingen kauft Residenz: Prinzen bleiben wohnen

(STZ) Die Hohenzollernprinzen Karl Anton und Emmanuel werden auch weiterhin in der einstigen Residenz der Hechinger Fürsten wohnen, aber diese fürstliche «Villa Eugenia» gehört demnächst der Stadt. Hechingen ist sich mit dem Fürstenhaus in Sigmaringen einig, daß der Kaufvertrag jetzt beurkundet wird. Für 850 000 Mark übernimmt die Stadt mit tatkräftiger Finanzhilfe des Landes die denkmalgeschützte Immobilie mit 800 Quadratmetern Nutzfläche. Nur über gut die Hälfte wird die neue Hausherrin frei verfügen. Die Stadt will hier das Tübinger Europa-Zentrum ansiedeln. 1994/95 muß das fürstliche Haus im Park für zwei bis drei Millionen Mark hergerichtet werden. Auch dabei rechnet die Gemeinde Hechingen mit der Hilfe des Landes Baden-Württemberg.

Das Nutzungsrecht für die Familien der beiden Vettern des Fürstenhauses in Sigmaringen war Voraussetzung für den Verkauf der noblen Villa aus dem Jahre 1768 mit ihrem zentralen Treppenhausturm und den 1833 angebauten Seitenflügeln. Sie diente einst dem letzten Souverän des Fürstentums, dem Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin und seiner Gemahlin Eugenie als kultivierter Wohnsitz. Das musikbegeisterte Paar spielte hier selbst Klavier, holte aber auch berühmte Musiker an seinen Hof, worauf das bürgerliche Hechingen von heute noch traditionsbewußt Bezug nimmt. Franz Liszt zum Beispiel war mehrfach hier zu Gast, Louis Spohr, Henri Vieuxtemps und Hector Berlioz musizierten hier. Es gibt begeisterte Berichte der berühmten Komponisten über das gastfreundliche Haus des Hohenzollernprinzen und seiner Gemahlin, einer Enkelin Napoleons.

«Eine natürliche Begabung für Musik, Verständnis dafür, sowohl als Dichter wie als Musiker», bescheinigt Hector Berlioz dem Fürsten; er komponiere bezaubernde Lieder, deren Vortrag durch den Fürsten den französischen Komponisten nach eigenem Zeugnis «direkt ergriffen».

Auch die fürstliche Hofkapelle unter der Leitung eines Münchener Kapellmeisters lobt der Franzose bis auf drei schwache unter den acht Violinen. Das Miniaturorchester habe ganz gut, mit Präzision und sogar mit innerem Schwung musiziert, berichtete Berlioz. Die «orpheische Zeit» des Hechinger Fürstenhofs war mit dem Übergang der Regierung auf Preußen und dem Umzug des Hechinger Fürsten nach Schlesien zu Ende. Aber die Erinnerung daran wird von den Hechingern bis heute gepflegt. Ziemlich genau 150 Jahre danach hat das Städtische Kulturamt im erneuerten Saalbau «Museum» die Tradition wieder aufgenommen mit einer Konzertsreihe «Musikalische Romantik am Hechinger Fürstenhof».

Da Hechingen keine Kreisstadt mehr ist, erinnert es sich um so mehr seiner einstigen Glanzzeiten als Residenzstadt und geht entsprechend sorgfältig um mit den Zeugnissen jener Zeit. Den Fürstenpark zwischen «Museum» und «Silberburg» hat die Stadt bereits 1987 gegen Stadtwald eingetauscht. Die Stadtväter überlegen, ob dieser «Englische Garten» nicht wieder nach historischen Vorlagen als eine Art Gartenbau-Denkmal umgestaltet werden sollte. Des Fürsten Billard-Tempelchen mit flankierenden Säulen am Eingang gehört bereits der Stadt, und schon beim Kauf des Parks sicherte sich die Stadt das Vorkaufsrecht für die Villa Eugenia, von dem sie jetzt Gebrauch macht. In der benachbarten «Orange-rie» – so stellt man sich im Rathaus vor – könnte ein Kaffeehaus eingerichtet werden. Die übrigen Nebengebäude der Fürstenresidenz im Park sind bereits in private Hände übergegangen.

Das Neue Schloß in Hechingen, eine Dreiflügelanlage im klassizistischen Stil von 1819, ist heute ein Bankhaus. Die Stadt plant, den Platz davor mit dem repräsentativen Ensemble einst fürstlicher Bauten neu zu gestalten und damit den städtischen Charakter der einstigen fürstlichen Residenz zu betonen. Der Übergang vormals fürstlich-hohenzollerischer Liegenschaften scheint jeweils einvernehmlich vonstatten gegangen zu sein.

Das Fürstenhaus in Sigmaringen hat auf Markung Hechingen aber immer noch erheblichen Wald- und Grundbesitz. Fürstlich sind jetzt noch die Gebäude der Forstverwaltung in Hechingen und bei dem – privatisierten – Schloß Lindich sowie der Sommersitz «Silberburg» am Rande des Fürstengartens, der zum gutbürgerlichen Hechinger Stadtgarten geworden ist.

## Karolingisches Bibel-Fragment entdeckt

(PM) Im Hauptstaatsarchiv Stuttgart konnte ein versprengtes Pergamentblatt als Teil einer um 830 bis 840 in Tours in Frankreich geschriebenen Bibel nachgewiesen werden. Das lateinisch beschriebene Blatt im Großfolio-Format ist ein in unserem Raum sehr seltenes Zeugnis der «Karolingischen Renaissance», einer von Karl dem Großen geförderten Bildungsreform auf antiker und christlicher Grundlage. Im Martinskloster in Tours entstand um 800 unter dem berühmten Gelehrten Alkuin, einem wissenschaftlichen Berater des Kaisers, ein Zentrum für Bibelhandschriften. Dort überprüfte und verbesserte man die überlieferten Texte der Bibel und entwickelte anstelle der verwilderten Schrift der Merowinger- und Frühkarolingerzeit ein gereinigtes, gut lesbares, einheitliches Alphabet, die Grundlage der lateinischen, bis heute geschriebenen Schrift. Die in großer Zahl hergestellten «Tours-Bibeln» oder «Alkuin-Bibeln» verbreiteten sich über das ganze fränkische Reich, also über große Teile West- und Mitteleuropas, und erhielten den Rang autorisierter, reichseinheitlicher Bibelhandschriften.

Das in Stuttgart wiederentdeckte Blatt stammt aus Oberschwaben, möglicherweise aus dem ehemaligen karolingischen Kloster Buchau am Federsee. Es weist auf einen einst stattlichen, etwa 50 auf 38 cm großen Folianten.

## Seit 12. März 1993 ist Holzgerlingen Stadt

(STZ) Holzgerlingen im Kreis Böblingen hält einen Rekord besonderer Art: Der knapp 11 000 Einwohner zählende Hauptort der Schönbuchlichtung ist die jüngste Stadt in Baden-Württemberg. Erstmals nach neunjähriger Pause hat die Landesregierung wieder einer groß gewordenen Gemeinde die höheren kommunalen Weihen verliehen und sie zur Stadt aufgestuft. Den veränderten Status Holzgerlingens dokumentieren jetzt auch die gelben Ortsschilder. Landrat Dr. Reiner Heeb und Bürgermeister Wilfried Dölker haben mit strahlenden Gesichtern den symbolischen Akt der Enthüllung vorgenommen. Freilich: anders als in früheren Jahrhunderten sind mit der Verleihung des Stadtrechts heute keine besonderen Privilegien mehr verbunden, wie Ministerialdirektor Dr. Eberhard Klotz, der Stellvertreter des Innenministers, bei der Übergabe der Urkunde betonte. Die Stadterhebung sei eine Würdigung des Landes für die Leistungen der Holzgerlinger in den vergangenen Jahren. Den «Sprung nach oben» habe der Ort ganz aus eigener Kraft geschafft – ohne irgendwelche Eingemeindungen. Holzgerlingen wird das «Jahrhundertereignis» (Bürgermeister Dölker) noch mit einer Reihe von Veranstaltungen im Laufe des Jahres feiern.

## Friedrich II. hat Geburtstag Stauferstiftung gegründet

(lsw) Anlässlich des bevorstehenden 800. Geburtstags des Stauferkaisers Friedrich II. am 26. Dezember hat die Kreissparkasse in der Hohenstaufenstadt Göppingen eine Stauferstiftung ins Leben gerufen. Sie ist, wie das Institut mitteilte, mit einem Kapital von 200 000 Mark ausgestattet. Die Stiftung setzt einen für junge europäische Wissenschaftler bestimmten, alle zwei Jahre zu vergebenden Preis von 10 000 Mark für die weitere Erforschung der Staufergeschichte und einen für die Schulen gedachten Jugendpreis von 4000 Mark aus.

## Donau-Bummelzug mit neuem Partner

(lsw) Der Verein Naturpark Obere Donau, dem die Landkreise Tuttlingen, Sigmaringen, Biberach sowie der Zollernalbkreis als Mitglieder angehören, schaltet um: Geschäftsführer Klaus Böltz berichtete am 11. März in Unterdigisheim, zwar führen auch in diesem Jahr Wanderbummelzüge durch das Donautal. Als Partner des Naturparkvereins werde allerdings nicht mehr die Deutsche Bundesbahn, sondern die Hohenzollerische Landesbahn Züge bereitstellen. Als Grund für den Wechsel nannte Böltz ein erheblich billigeres Angebot der Landesbahn. 1992 wurden im Rahmen der Naturpark-Aktion «Autofreies Donautal» zweimal Wanderbummelzüge angeboten. Nach den Worten des Geschäftsführers sei dabei aber wegen der hohen Fahrpreise der Deutschen Bundesbahn für zwei Fahrtage ein Defizit von 20 000 Mark entstanden. Böltz: «Das ist nicht mehr zu verantworten.» Für niedrigere Kosten soll nun die Hohenzollerische Landesbahn sorgen. Nach dem Konzept des Naturpark-Vereins sind für 1993 sechs Fahrtage mit dem Wanderbummelzug geplant. Die Aktion soll rund 40 000 Mark kosten. Die Finanzierung übernehmen mit 25 000 Mark die Landkreise, mit 10 000 Mark der Naturpark und weitere 5 000 Mark stellen Sponsoren bereit. Der erste Wanderbummelzug dieses Jahres fährt am Pfingstsonntag (30. Mai) durch das Donautal.

In Baden-Württemberg gibt es fünf Naturparke. Sie bedecken rund zehn Prozent der Landesfläche. Bundesweit läßt sich von 67 Naturparken ausgehen. 64 davon befinden sich in den alten Bundesländern. Sie machen einen Flächenanteil von 20 Prozent aus. Der Naturpark Obere Donau liegt im Süden Baden-Württembergs. Mit 860 Quadratkilometern erreicht er eine Ausdehnung von rund 60 Kilometern in West-Ost-Richtung und von 35 Kilometern in Nord-Süd-Richtung.

## Ebersbach: Sieg dem Verursacherprinzip?

(lsw) Der zuständige Ebersbacher Gemeinderatsausschuß lehnt es ab, die wegen starker Phosphatverschmutzung der Fils fällige Abwasserabgabe von 267 000 Mark auf alle Bürger umzulegen durch Erhöhung der Abwasserabgabe um 40 Pfennig auf 3,90 Mark. Statt dessen will das Gremium mit einer Anzeige gegen Unbekannt erreichen, daß der Verursacher ausfindig gemacht und zur Kasse gebeten wird. Er ist nach Ansicht des Wasserwirtschaftsamtes Kirchheim unter Teck (Kreis Esslingen) unter drei Firmen zu suchen. Statt der erlaubten Grenze von zwei Milligramm Phosphat je Liter waren in Ebersbach 19,2 und in Einzelfällen sogar 59 Milligramm Phosphat gemessen worden. Solche Überdosen führen zu übermäßigem Algenwachstum und zum Tod von Kleintierlebewesen. Das Phosphat, das häufig zur Reinigung von Metallteilen verwendet wird, vermehrte sich in Ebersbach stets schubweise an Wochenenden. Laut Vermutung des Landratsamtes Göppingen hat die Stadt Ebersbach bisher noch nichts unternommen, weil sie befürchte, von Stark-Verschmutzer-Zuschlägen betroffene Firmen könnten Abstand nehmen von geplanten Neuansiedlungen oder Betriebserweiterungen.

## Stadtkirche Rosenfeld: Altes Farbbild entdeckt

(epd) Bilderschmuck aus der Zeit des 30jährigen Krieges ist bei der Renovierung der evangelischen Stadtkirche Rosenfeld entdeckt worden. Beim Abbau einer Seitenempore kam hinter einem tragenden Balken ein sehr gut erhaltenes Bildfragment zum Vorschein, das die in der Bibel berichtete Opferung Isaaks durch seinen Vater Abraham darstellt. Fachleute des sofort verständigten Landesdenkmalamtes stießen bei ihren Untersuchungen auf eine frühere Fensternische in der Südwand der Stadtkirche, die einmal zugemauert worden war. Nach dem Abtragen der Mauer trat ein 1,10 x 1,30 Meter

großes Farbbild zutage, das die in der Apostelgeschichte geschilderte Bekehrung des Saulus zum Paulus zeigt. Auch dieses farbige Bild ist vorzüglich erhalten. Weil es Pfarrer Bernd Göller gelang, eine dazugehörige, aber nur teilweise erhaltene Schrift zu ergänzen, konnte das Bild des nicht näher bekannten Malers ziemlich genau in die letzten Jahre des 30jährigen Krieges datiert werden. Es wird vermutet, daß beide Bilder von dem offenbar reichen Metzger und Viehhändler Georg Friedrich Harttenstein gestiftet wurden, der es in Rosenfeld bis zum Bürgermeister brachte und den so berühmte Nachfahren wie Dietrich Bonhoeffer und Hansmartin Decker-Hauff in ihrem Stammbaum haben. Die beiden Bilder gehören künftig mit zum Schmuck der Kirche und bleiben freigelegt. Für das Landesdenkmalamt sind sie allein wegen ihrer brillant erhaltenen Farben eine absolute Kostbarkeit. Neben ihrem nun zutage geförderten alten Schmuck verfügt die Stadtkirche auch über neue Verzierungen: Den Chor der Kirche schmückt ein gotisches Kreuzrippengewölbe aus dem Jahre 1953.

## Heideflächen auf der Alb drastisch geschrumpft

(lsw) Für Schnarrschrecke und Warzenbeißer und viele andere Tier- und Pflanzenarten gibt es immer weniger Lebensraum auf der Alb. Nach den Feststellungen der Stuttgarter Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege ist im Kreis Göppingen die Heide- und Wacholderfläche von 2070 Hektar zu Beginn des Jahrhunderts auf 519 Hektar geschrumpft und um allein 76 Hektar noch in den vergangenen zehn Jahren. Ursache sind Verbuschung und Verwaldung infolge mangelnder Pflege und auch, weil die Beweidung durch Schafherden zurückgegangen ist. Die Bezirksstelle hält die Förderung des Schafstallbaus und den Erlaß der Pachtgebühren für Schäfer durch die Gemeinden für erforderlich.

## Wir bieten an:

Beteiligung (mind. DM 100 000.-) an geschlossenem Immobilienfonds in Mannheim

### Ihr Vorteil

- Initiator: Württembergische Hofkammer
- Objekt in bester Lage ist voll an Billfinger & Berger-Gruppe vermietet
- Baubeginn in Kürze
- hoher Steuervorteil
- gute Rendite

Bei Interesse lassen wir Ihnen gerne einen ausführlichen Prospekt zukommen.  
Bitte wenden Sie sich an Herrn Hårdter oder Herrn Winter.

# Eine gute Adresse für Ihr Geld

## Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT  
STUTT GART IM KÖNIGSBAU TELEFON 0711/229 22-0

Gert Ueding (Hrsg.)

### Zutrauen zur Wahrheit.

Große Tübinger Reden  
aus fünf Jahrzehnten.

308 Seiten geb. mit  
Schutzumschlag 44,- DM  
ISBN 3-89308-187-9

Bloch, Bollnow, Jens Jüngel,  
Küng, Schmid, Schulz, Spranger  
et al.: eine »aufklärerische«  
Sammlung weit verstreuter  
Tübinger Reden. Von der Nach-  
kriegszeit bis heute dokumen-  
tiert dieser Band auf eindrucks-  
volle Weise die Rolle der Univer-  
sität als die eines besonders sen-  
siblen Seismographen für histo-  
rische, soziale und kulturelle Ver-  
änderungen.

»Zutrauen zur Wahrheit«: ein Tü-  
binger Lesebuch – und wirklich  
ein intellektuelles Vergnügen.

Josef Störzer

### Von unten nach oben, vom Notstand zum Wohlstand.

Meine »schwäbische«  
Geschichte.

252 Seiten br. 29,90 DM  
ISBN 3-89308-141-0

Diese Autobiographie ist der  
sachlich-schnörkellose, gleich-  
wohl bewegende Rückblick eines  
Mannes, dem seine (scheinbar)  
so glänzende Laufbahn zum  
wohlhabend-arrivierten Fabri-  
kanten nicht in die Wiege gelegt  
worden war. Gewiß, wer das  
Buch liest, wird am Ende Josef  
Störzers Lebenswerk, den ge-  
wonnenen Lebenslauf »von unten  
nach oben« gehörig bestaunen.  
Aber faszinierender noch als der  
bloße Umstand, daß er sein Ziel  
geschafft hat, ist seine Entwick-  
lung, ist sein Weg dorthin: *wie* er  
sein Ziel erreichte, welche Men-  
schen und Einflüsse ihn prägten,

ihm Anreiz waren, durch welche  
»Lebensschule« er ging, wie er  
mit seinen (wirklich zahlreichen)  
privaten und geschäftlichen  
Rückschlägen und Enttäuschun-  
gen fertig wurde.

Seine »schwäbische« Geschich-  
te ist ein »bürgerliches« Selbst-  
zeugnis im allerbesten Sinne.  
(Nicht nur für Schwaben.)

Michael Weiß

### Bücher, Buden, Burschenschaften.

Tausend Semester Tübinger  
Studentenleben.

165 Seiten br. 26,80 DM  
ISBN 3-89308-124-0



**Attempo Verlag Tübingen**

## Alte Bauten neu genutzt

Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimat-  
bund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981.

Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kultur-  
denkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden  
können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalge-  
schützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denk-  
maleigentümer«. Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teil-  
bereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle inter-  
essierten Bürger Baden-Württembergs.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonder-  
preis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.

**ALTE BAUTEN  
NEU GENUTZT**



DVA

## Laichinger Weberhaus für eine Mark erstanden

(RTN/swp) Für eine Mark hat die Stadt Laichingen das Weberhaus an Sibylle Link-Faitsch aus Wolfach verkauft. Über den Verkauf des Gebäudes war Laichingens Bürgermeister Andreas Raab sichtlich erfreut, hat das Weberhaus der Stadt bislang doch nur Ärger bereitet. Denn die Renovierung des unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes hätte die Laichinger einen Batzen Geld gekostet – und das trotz angebotener Zuschüsse in Höhe von 400 000 Mark. Deshalb auch beschloß der Gemeinderat den Abriß des Gebäudes, der allerdings vom Landratsamt des Alb-Donau-Kreises nicht genehmigt wurde. Mit der Renovierung des Hauses dürften die neuen Besitzer nicht viele Probleme haben: Der Mann der neuen Eignerin ist von Beruf Restaurator, und zudem konnte der Bürgermeister für das Ehepaar aus Wolfach Zuschüsse in Höhe von 300 000 Mark «durchboxen». Das gute Ende der Geschichte wird indes noch besser, da das Ehepaar ein Trachtenmuseum machen möchte. Bei einer Unterschriftenaktion im Sommer vergangenen Jahres sprachen sich 44 Laichinger für den Abriß aus. Sechs wollten sich aktiv fürs Weberhaus einsetzen, 21 waren für den Erhalt auf Kosten der Stadt. So hat das Theater ums Weberhaus angefangen: Erster Akt: Die Gemeinde Laichingen kauft 1979 das Weberhaus, um es abzureißen. Ihr erster Abbruchantrag wird abgelehnt. Begründung: Das Weberhaus steht unter Denkmalschutz. Zweiter Akt: Die Gemeinde stellt den zweiten Abbruchantrag im September 1991. Doch das Regierungspräsidium Tübingen zieht im letzten Moment die Notbremse. Anstatt sich für den Abriß zu entscheiden, empfiehlt es dem Landesdenkmalamt Tübingen und dem Landratsamt Alb-Donau-Kreis, die Sache noch einmal zu prüfen. Gespräche werden geführt, Gutachten erstellt. Im Januar ist sicher: die Instandsetzungskosten werden ungefähr 600 000 Mark betragen. Die Stadt bekäme Zuschüsse, 150 000 Mark aus dem EG-Struktur-Pro-

gramm, je 120 000 Mark von der Denkmalstiftung und vom Denkmalamt.

Dritter Akt: Im März 1992 entscheidet sich der Laichinger Gemeinderat wieder gegen das Weberhaus. Der dritte Abbruchantrag wird gestellt.

Vierter Akt: Das Landratsamt schaltet sich ein. Laichingen sei die Erhaltung des Gebäudes zuzumuten, teilt das Landratsamt mit. Nach Berechnungen des Landratsamtes hätte sich die Stadt mit höchstens 120 000 Mark beteiligen müssen.

Fünfter Akt: Die Gemeinderäte legen beim Landratsamt Widerspruch ein und wollen vors Verwaltungsgericht ziehen. «Die Entscheidung des Landratsamtes steht auf tönernen Füßen», beurteilt Raab damals die Situation. Seine Chancen, den Prozeß zu gewinnen, bezeichnet er als aussichtsreich.

## Schäfer will autonome Wasserwirtschaftsämter

(lsw) Baden-Württembergs Umweltminister Harald Schäfer (SPD) hält die Eingliederung der Wasserwirtschaftsämter in die Landratsämter und Bürgermeisterämter der Stadtkreise für «unvertretbar». In einem vom Umweltministerium veröffentlichten Schreiben an den Minister im Staatsministerium, Erwin Vetter, hebt Schäfer hervor, die von der Großen Koalition geplante Integration führe «zwangsläufig zu einer Schwächung der Umweltverwaltung bei erheblichen Mehrkosten».

Umweltstaatssekretär Peter Reinelt (SPD) sagte vor Journalisten, die Koalitionsvereinbarung von CDU und SPD habe auch die Stärkung der Umweltverwaltung und die Konsolidierung des Landeshaushaltes zum Ziel. Dagegen werde mit der Eingliederung von derzeit 17 Ämtern für Wasserwirtschaft und Bodenschutz mit sechs Außenstellen in 44 Stadt- und Landkreise ein «intaktes Instrument der Umweltpolitik zerschlagen».

Um die Leistungsfähigkeit der Umweltverwaltung bei einer Integration zu erhalten, wären nach Berechnungen des Umweltministeriums 385 zusätzliche Stellen, verbunden mit

Mehrkosten von jährlich etwa 30 Millionen Mark notwendig. Hinzu kämen einmalig weitere 80 bis 90 Millionen Mark für die erforderliche Umstellung des Umwelt-Informationssystems. Gegen eine Auflösung der Wasserwirtschaftsämter haben sich auch die baden-württembergischen Naturschutzverbände ausgesprochen. «Ein solcher Schritt ist finanziell und personell unsinnig», sagte der Vorsitzende des Naturschutzbundes (NABU), Siegfried Schuster, in Stuttgart. Es könne nicht angehen, daß gewässerökologische Fachfragen von einem Landratsamt allein entschieden werden.

## europa nostra-Diplom für Waiblinger Museum

(PM) Unter den insgesamt vier in Deutschland von europa nostra 1992 mit Preisen ausgezeichneten Projekten ist auch das 1991 eröffnete neue Museum der Stadt Waiblingen. Es erhielt „für die unter bestmöglicher Schonung der alten Bausubstanz vorgenommene Restaurierung eines dem Zerfall nahen, bedeutenden Fachwerkbaus« ein Verdienst-Diplom. Medaillen und Diplome werden nach vier Kategorien vergeben: Restaurierung alter Gebäude, Umgestaltung alter Gebäude für neue Nutzungszwecke, Erhaltung historischer Stätten und natürlicher Landschaften, Errichtung neuer Gebäude in geschützter Umgebung. Im Jahr 1992 wurden über 150 Bewerbungen aus 16 europäischen Ländern eingereicht. Insgesamt wurden über 39 Projekte in 13 Ländern ausgewählt.

Die Sanierungsarbeiten an dem vermutlich ältesten Wohnhaus in Waiblingen (Bauzeit 1550–53) hatten im September 1987 begonnen und dauerten bis zum Frühjahr 1991. Die Außenrenovierung war 1989 beendet. Der Umbau hatte 3,5 Millionen Mark gekostet, wobei die günstige finanzielle Lage noch einen Museumsanbau ermöglichte, der für Veranstaltungen des Museums genützt wird und ab März 1992 in Betrieb genommen wurde.

Ein Baden-Württemberger im Wachstum:

# „Calcium, Magnesium, Eisen und etwas Vitamin BW.“



Wenn mein Enkel so weitermacht, wird aus ihm bestimmt mal ein ganz Großer. Talent dazu hat er. Aber Hindernisse lassen sich leichter überwinden, wenn man nicht nur auf sein Talent angewiesen ist.

Deshalb habe ich vorgesorgt und ein bißchen in die Zukunft geschaut. Zusammen mit meinem persönlichen Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank erarbeitete ich eine Anlagestrategie, die meinem Enkel die Startchancen deutlich verbessern wird. Eine Strategie, die das hier und jetzt berücksichtigt und alle Eventualitäten der Zukunft

einkalkuliert – die dabei aber so flexibel ist, daß sie meinen Enkel später nicht einschränkt. Und daß dieses Konzept nicht nur meinem Enkel die finanzielle Zukunft sichert, sondern auch mir eine optimale Geldanlage garantiert, ist mehr als nur ein angenehmer Nebeneffekt.

Wenn Sie sich oder anderen das Leben leichter machen wollen, sprechen Sie am besten mit dem persönlichen Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank in Ihrer Nähe. Er meldet sich umgehend bei Ihnen, wenn Sie kurz anrufen: (07 11) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

## 75 Jahre VHS in Reutlingen

(lsw) Württembergs älteste Erwachsenenbildungsstätte wurde vor 75 Jahren in Reutlingen gegründet. Allen Widrigkeiten zum Trotz rief der Textilfabrikant Emil Gminder (1873–1963) den Verein für Volksbildung ins Leben.

Zur Gründung des Vereins für Volksbildung durch Emil Gminder kam es nicht von ungefähr. Nach guter Tradition der Jahrhundertwende waren viele Reutlinger Unternehmer und Industrielle als Mäzene und Förderer von Kunst und Bildung aktiv. Emil Gminder, der mit seinem Gminder Halblinnen einst Weltruf besaß, gehörte zu den engagiertesten, dem Erziehung und Volksbildung ein besonderes Anliegen war.

Vorläufer der Volkshochschulen waren die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandenen Arbeiterbildungsvereine – nach den in den 20er Jahren gegründeten Museumsgesellschaften und Lesegesellschaften sowie den Altertumsvereinen der Bildungsbürger. Die Volkshochschulbewegung richtete sich jedoch an alle Schichten und war so schon modern demokratisch. In Baden wurde schon 1899 die erste Erwachsenenbildungsstätte in Mannheim als Abendakademie aus der Taufe gehoben. Robert Bosch schuf 1919 eine Volkshochschule in Stuttgart – beide Firmengründer hatten die gleichen Ambitionen. Das Boschunternehmen kaufte vor 30 Jahren Gminders Fabrikanlagen. Gminder wollte, so begründete er das Projekt, «das Volk mehr und mehr zu eigenem Urteil erziehen». Mit einer besseren Bildung hoffte er zugleich, in den nach dem Krieg erwarteten schweren wirtschaftlichen Zeiten der Bevölkerung mehr Lebensqualität, Eigenständigkeit, Verständnis für die Vorgänge in der Welt und auch bessere, zukunftssichere Berufschancen zu vermitteln sowie ökonomische und kulturelle Werte zu schaffen. Doch stieß er in der Stadt auf taube Ohren. Die lehnte die angebotenen 60 000 Goldmark einer Stiftung für das Volksbildungshaus und den Umbau der alten Spitalkir-

che ab. Sie wollte das Geld lieber für eine Schwimmhalle. Erst als Gminder zusagte, später auch den Bau des Bades mit einem erheblichen Betrag zu ermöglichen, erreichte er sein Ziel. Das Gebäude am Markt wurde nach Plänen von Paul Bonatz 1922 umgebaut.

## Schillerpreis geht an Renate Neumüllers-Klausner

(PM) Die frühere Leiterin der Arbeitsstelle der Inschriften-Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Professor Dr. Renate Neumüllers-Klausner, erhält den mit 10 000 DM dotierten Schillerpreis 1993 der Stadt Marbach am Neckar. Dies entschied die für die Preisverleihung zuständige Jury. Die Übergabe des Preises wird am 10. November 1993, dem Geburtstag Friedrich Schillers, in der Marbacher Stadthalle erfolgen.

Alle zwei Jahre sollen Persönlichkeiten ausgezeichnet werden, die sich durch eine hervorragende Arbeit auf dem Gebiet der Landeskunde von Württemberg verdient gemacht haben. Die Stadt Marbach am Neckar hatte 1959 zur 200. Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich Schiller den Preis gestiftet.

## Heuschreckenarten stehen auf der «Roten Liste»

(lsw) Von den 61 in Baden-Württemberg heimischen Heuschreckenarten stehen mehr als die Hälfte auf der «Roten Liste» der gefährdeten Tierarten. Darauf hat die Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) in Karlsruhe hingewiesen. Zugleich stellte sie ihre Broschüre «Heuschrecken und ihre Verbreitung in Baden-Württemberg» vor.

Acht Arten sind den Angaben der LfU zufolge akut vom Aussterben bedroht. Als «stark gefährdet» gelten elf, als «gefährdet» weitere 15 Arten. Ursprünglich seien in Baden-Württemberg 66 Heuschreckenarten heimisch gewesen, fünf gelten allerdings bereits als ausgestorben.

## Rastatt kämpft ums Wehrgeschichtliche Museum

(lsw) – Der Rastatter Oberbürgermeister Klaus-Eckhard Walker will das Wehrgeschichtliche Museum (WGM) unter allen Umständen in der Großen Kreisstadt halten. Nach Angaben der Verwaltung hat er Baden-Württembergs Ministerpräsident Erwin Teufel in einem persönlichen Schreiben gebeten, «eine gemeinsame Trägerschaft von Bund, Land und Stadt Rastatt zum Erhalt des Museums zu unterstützen».

Eine Verlegung in eine andere deutsche Region würde keineswegs Einsparungen des Bundes bedeuten, betonte Walker. Nach seiner Ansicht würde ein Ausbau des Südflügels des Rastatter Schlosses den Weg für den Erhalt der Sammlungen freimachen. Das Museum ist seit 1956 im Schloß untergebracht. Es basiert auf zahlreichen privaten Stiftungen und Ankäufen sowie militärischen Beständen des Badischen Landesmuseums (ehemals Badisches Armeemuseum) und Teilen des früheren Württembergischen Armeemuseums.

## Glassammlung Wolf im Landesmuseum Stuttgart

(lsw) – Eine der bedeutendsten Glassammlungen der Welt ist von Kunstinisterin Brigitte Unger-Soyka am 18. März im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart als Dauerausstellung eröffnet worden. Die 1991 für rund 25 Millionen Mark aus Mitteln der Museumsstiftung erworbene private Glassammlung Ernesto Wolf umfaßt 232 kostbare Gläser der Stilepochen Barock und Renaissance. Die Neuerwerbung wird durch eine nie gezeigte Glassammlung des Landesmuseums ergänzt. Die 500 Stück ergeben insgesamt einen «einmaligen Überblick über die Glasformen vom ausgehenden Mittelalter bis zur Gegenwart», hieß es seitens der Museumsleitung.



## Die ungewisse Zukunft des «Roten Ochsen»

(SZ) Über dem jahrhundertealten Gasthaus «Roter Ochsen» am Marktplatz in Langenau, Alb-Donau-Kreis, schwebt immer noch die Spitzhacke. Obwohl das erhaltenswerte Gebäude bereits vor vier Jahren verkauft wurde, ist nach wie vor offen, ob es abgerissen oder saniert wird. Der Eigentümer, Zahnarzt Dr. Gerhart Heinze, bestätigte auf Anfrage Verhandlungen mit Bauunternehmen, der Stadt und dem von der Stadt beauftragten Sanierungsträger. An die Sanierungszuschüsse möchte die Stadt einen Rechtsmittelverzicht koppeln.

## EVS modernisiert ihre Laufwasserkraftwerke

(STZ) Zehn Millionen Mark hat die Renovierung des 65 Jahre alten EVS-Kraftwerks Dettingen an der Iller gekostet, das wieder in Betrieb geht. Alle vier Turbinen wurden generalüberholt, die Leistung damit um zwei Millionen kW gesteigert. Wie EVS-Chef Wilfried Steuer erklärte, will man bis zum Jahr 2000 alle 27 Laufwasserkraftwerke modernisieren und dafür 200 Millionen Mark investieren. Ziel sei es, nicht nur die technische Lebensdauer der Wasserkraftwerke zu verlängern, sondern auch ihren Wirkungsgrad zu erhöhen.

## Größte Kirche Ludwigsburgs renoviert

(swp) Die Friedenskirche, Ludwigsburgs größtes Gotteshaus, ist wieder geöffnet. Rund zehn Millionen Mark hat die grundlegende Außen- und Innenrenovierung der Kirche gekostet. 3,5 Millionen davon übernahm das Land. Innen ist das Gebäude nun in gedeckten Tönen ausgemalt, Stuckornamente wurden farblich dezent abgesetzt. Außer von der Gemeinde wird die Kirche künftig vermehrt für Kirchenkonzerte genutzt. Außerdem soll das geplante landeskirchliche Museum in den Seitenschiffen untergebracht und 1994 eröffnet werden.

## Neue Postleitzahlen – Änderung der Mitgliederkartei

Sehr geehrte Mitglieder,

die Einführung der neuen Postleitzahlen macht die Änderung Ihrer Adresse notwendig, um die Zustellung – insbesondere der «Schwäbischen Heimat» – ab Anfang Juli 1993 zu sichern.

Mit dem vorstehenden Aufruf bitten wir Sie, uns Ihre Adresse mit neuer Postleitzahl und dem Stadt- bzw. Ortsteil mitzuteilen. Gleichzeitig möchten wir unsere Mitgliederkartei vervollständigen und bitten um entsprechende Angaben.

Als Brief an den Schwäbischen Heimatbund versenden

Bitte ausschneiden



Schwäbischer Heimatbund  
Charlottenplatz 17

7000 Stuttgart 1  
<70173>

Familienname: \_\_\_\_\_

Vorname: \_\_\_\_\_

Geburtstag: \_\_\_\_\_

Beruf: \_\_\_\_\_

Titel: \_\_\_\_\_

Tätigkeit: \_\_\_\_\_

Neue Postleitzahl: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_

Stadt- bzw. Ortsteil: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

Hausnummer: \_\_\_\_\_

Telefon: \_\_\_\_\_